



**Internationale wissenschaftliche
Korrespondenz zur Geschichte
der deutschen Arbeiterbewegung**

33. JAHRGANG, DEZEMBER 1997, HEFT 4

- ULRICH KURZER:** Zur Entwicklung der Konsumgenossenschaften in Deutschland nach 1936
- DIETER NELLES:** Deutsche Anarchosyndikalisten und Freiwillige in anarchistischen Milizen im Spanischen Bürgerkrieg
- RALF ZWENGEL:** Stalinistischer Terror, Massenrepressalien, GULag. Ein Tagungsbericht
- KLAUS SCHROEDER:** Zu Hermann Webers polemischer Aktenkunde. Replik auf Hermann Weber: Was beweisen die Akten?
- HERMANN WEBER:** Die alte Masche. Eine Antwort auf Klaus Schroeders „Replik“

**FORSCHUNGS- UND PUBLIKATIONSVORHABEN
NEUE LITERATUR • JAHRESREGISTER**

Archiv

für die Geschichte des
Widerstandes und der Arbeit

Heft 15

ISBN 3-88663-415-9

ca. 620 S.

DM 36,-

Cornelius Castoriadis, Die Frage der Geschichte der Arbeiterbewegung

Harald Wolf, „Die Revolution neu beginnen.“ Über Cornelius Castoriadis und „Socialisme ou Barbarie“

Ulrich Peters, Das Antiautoritäre als Phrase. Marx und Bakunin in der Ersten Internationale

Martin Finkbeiner, Lenin und der europäische Sozialismus

Elfriede Müller, Die Bolschewiki und die Gewalt

Hartmut Rübner, „Eine unvollkommene Demokratie ist besser als eine vollkommene Despotie.“ Rudolf Rockers Wandlung vom kommunistischen Anarchisten zum libertären Revisionisten

Václav Tomek, Das „Manifest der tschechischen Anarchisten“ aus dem Jahre 1896

Jan Zimmermann, Hoffnung trotz Skepsis. Zu Leben und Werk des Schriftstellers Fritz Gross (1897-1946)

Fritz Gross, Ausgewählte Texte von 1918 bis 1946

Sibylle Küttner, Billiglohnarbeit im Deutschen Kaiserreich: „Farbige Seeleute“ in der Handelsmarine

Jacques Wajnsztein, Von der Autonomie zu den Autonomien

Michael T. Koltan, Leninismus ohne Arbeiterklasse. Kurzer Lehrgang zum Kollaps der Modernisierung

Jacques Wajnsztein, Einige Präzisierungen zum Begriff des „kapitalistischen Reproduktionssystems“

Helmut Dahmer, Holocaust und Geschichtsschreibung. Nachlese zur Goldhagen-Kontroverse

Peter Kuckuk, Annäherungen an 1968 - Eine persönliche Bilanz

Fritz Keller/Kurt Lhotzky, In memoriam Georg Scheuer

Wilhelm Weitling, Die Kommunion und die Kommunisten

Rezensionen und Hinweise

Abonnements (20% billiger) und Bestellungen über die Redaktion (die Hefte 1-14 sind einzeln oder zum Gesamtpreis von DM 150,- plus Porto über die Redaktion erhältlich): Wolfgang Braunschädel, Hustadtring 33, 44801 Bochum.



Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Am Institut für Grundlagen der Politik des Fachbereichs Politische Wissenschaft
der Freien Universität Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak
Wissenschaftlicher Beirat: Andreas Graf, Helga Grebing, Peter Lösche, Hans Mommsen, Peter Steinbach, Hans-Josef Steinberg und Hermann Weber

Inhalt

Heft 4/97

ULRICH KURZER: Zur Entwicklung der Konsumgenossenschaften in Deutschland nach 1936	S. 477
DIETER NELLES: Deutsche Anarchosyndikalisten und Freiwillige in anarchistischen Milizen im Spanischen Bürgerkrieg	S. 500
RALF ZWENGEL: Stalinistischer Terror, Massenrepressalien, GULag. Bericht über eine Tagung am Hamburger Institut für Sozialforschung am 20. und 21. Februar 1998.	S. 519
KLAUS SCHROEDER: Zu Hermann Webers polemischer Aktenkunde. Replik auf Hermann Weber: Was beweisen die Akten? Anmerkungen zu Veröffentlichungen von Archivalien aus der DDR, in: IWK, H. 2/1997.	S. 523
HERMANN WEBER: Die alte Masche. Eine Antwort auf Klaus Schroeders „Replik“	S. 526
FORSCHUNGS- UND PUBLIKATIONSVORHABEN	
zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete (112). Bearbeitet von Franz Jean Frohn	S. 529
NEUE LITERATUR	
Ilko-Sascha Kowalczyk, Legitimation eines neuen Staates. Parteiarbeiter an der historischen Front. Geschichtswissenschaft in der SBZ/DDR 1945 bis 1961, Berlin 1997 (<i>Martin Sabrow</i>)	S. 538
Historiker in der DDR. Hrsg. von Karl Heinrich Pohl, Göttingen 1997 (<i>Ilko-Sascha Kowalczyk</i>)	S. 539
Christian von Ditfurth, Internet für Historiker, Frankfurt a. M. und New York 1997 (<i>Kai Borschinsky</i>)	S. 541
Die Bestände der Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv. Kurzübersicht. Red.: Elrun Dolatowski u. a., Berlin 1996 (<i>Gerlinde Grahn</i>)	S. 542
Demokratische Wege. Deutsche Lebensläufe aus fünf Jahrhunderten. Ein Lexikon. Hrsg. von Manfred Asendorf und Rolf von Bockel, Stuttgart und Weimar 1997 (<i>Manfred Jehle</i>)	S. 543
Soziale Demokratie und sozialistische Theorie. Festschrift für Hans-Josef Steinberg zum 60. Geburtstag. Hrsg. von Inge Marbolek und Till Schelz-Brandenburg, Bremen 1995 (<i>Andreas Wolf</i>)	S. 544

Dokumente aus geheimen Archiven. Bd. 5. Die Polizeikonferenzen deutscher Staaten 1851–1866. Präliminardokumente, Protokolle und Anlagen. Eingel. und bearb. von Friedrich Beck und Walter Schmidt, Weimar 1993 (<i>Toni Offermann</i>)	S. 545
Herbert A. Strauss, Über dem Abgrund. Eine jüdische Jugend in Deutschland 1918–1943, Frankfurt a. M. und New York 1997;	
Lotte Strauss, Über dem grünen Hügel. Erinnerungen an Deutschland, Berlin 1997 (<i>Ulrich Eumann</i>)	S. 546
Claudia Steur, Theodor Dannecker. Ein Funktionär der „Endlösung“, Essen 1997 (<i>Dietmar Simon</i>)	S. 547
Armin Schulte, Gemeinsam Bauen und Wohnen. 100 Jahre Solinger Wohnungsbaugenossenschaften, Solingen 1997 (<i>Thomas Biewer</i>)	S. 549
Hedwig Brüchert-Schunk, Städtische Sozialpolitik vom Wilhelminischen Reich bis zur Weltwirtschaftskrise. Eine sozial- und kommunalhistorische Untersuchung am Beispiel der Stadt Mainz 1890–1930, Stuttgart 1994 (<i>Berthold Grzywatz</i>)	S. 550
Frank Simon-Ritz, Die Organisation einer Weltanschauung. Die freigeistige Bewegung im Wilhelminischen Deutschland, Gütersloh 1997 (<i>Ursula Baumann</i>)	S. 552
Sybille Krafft, Zucht und Unzucht. Prostitution und Sittenpolizei im München der Jahrhundertwende, München 1996 (<i>Brigitte Kerchner</i>)	S. 553
Mechterstädt – 25. 3. 1920. Skandal und Krise in der Frühphase der Weimarer Republik. Hrsg. von Peter Krüger und Anne O. Nagel, Münster 1997 (<i>Albrecht Götz von Olenhusen</i>)	S. 554
Klaus Petersen, Zensur in der Weimarer Republik, Stuttgart und Weimar 1995 (<i>Albrecht Götz von Olenhusen</i>)	S. 555
Felicitas Merkel, Rundfunk und Gewerkschaften in der Weimarer Republik und in der frühen Nachkriegszeit, Potsdam 1996 (<i>Bernd Sösemann</i>)	S. 557
Mark Spoerer, Von Scheingewinnen zum Rüstungsboom. Die Eigenkapitalrentabilität der deutschen Industrieaktiengesellschaften 1925–1941, Stuttgart 1996 (<i>Alfred Reckendrees</i>)	S. 559
Gerd Greiser, Wahrheit als Waffe. Politik und Medien der SPD im Kampf gegen die Hitler-Diktatur, Münster 1996 (<i>Bernd Stöver</i>)	S. 561
Hans Mommsen und Manfred Grieger, Das Volkswagenwerk und seine Arbeiter im Dritten Reich, Düsseldorf 1996 (<i>Alfred Reckendrees</i>)	S. 562
Rolf-Dieter Mechler, Kriegsalltag an der „Heimatfront“. Das Sondergericht Hannover im Einsatz gegen „Rundfunkverbrecher“, „Schwarzschröter“, „Volksschädlinge“ und andere „Straftäter“ 1939 bis 1945, Hannover 1997 (<i>Albrecht Götz von Olenhusen</i>)	S. 564
Amerikanisierung und Sowjetisierung in Deutschland 1945–1970. Hrsg. von Konrad Jarausch und Hannes Siegrist, Frankfurt a. M. und New York 1997 (<i>Ilko-Suscha Kowalczyk</i>)	S. 566
Beate Wagner, Jugendliche Lebenswelten nach 1945. Sozialistische Jugendarbeit zwischen Selbstdeutung und Reeducation, Opladen 1995 (<i>Kurt Schilde</i>)	S. 567
Norbert Frei, Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit, München 1996 (<i>Albrecht Götz von Olenhusen</i>)	S. 568
Axel Schildt, Moderne Zeiten. Freizeit, Massenmedien und „Zeitgeist“ in der Bundesrepublik der 50er Jahre, Hamburg 1995;	
Care, Käfer, Cola. Ein Lesebuch über Nachkriegszeit und „Wirtschaftswunder“ in Hamm. Hrsg. von Maria Perrefort und Hans-Ulrich Thamer, Essen 1995;	
„Wir sind wieder wer“. Die Fünfziger. Photographien aus dem Wirtschaftswunderland. Text: Dieter Vorsteher, Heidelberg 1996 (<i>Josef Kaiser</i>)	S. 571

Alibi-Frauen? Hessische Politikerinnen. Bd. 1: In den Vorparlamenten 1946 bis 1950. Hrsg. von Ingrid Langer u. a., Frankfurt a. M. 1994;	
Alibi-Frauen? Hessische Politikerinnen. Bd. 2: Im 1. und 2. Hessischen Landtag 1946 bis 1954. Hrsg. von Ingrid Langer u. a., Frankfurt a. M. 1995 (<i>Henrike Hülsbergen</i>)	S. 574
Harold Hurwitz, Die Stalinisierung der SED. Zum Verlust von Freiräumen und sozialdemokratischer Identität in den Vorständen 1946–1949, Wiesbaden 1997 (<i>Jan Foitzik</i>)	S. 576
Gerhard A. Ritter und Merith Niehuss, Wahlen in Deutschland 1990–1994, München 1995 (<i>Siegfried Schumann</i>)	S. 577
Jens Holzapfel, Der Widerstandskampf deutscher Kommunisten in Dänemark 1933 bis 1941, Marburg 1997 (<i>Michael F. Scholz</i>)	S. 578
Un percorso della memoria. Guida ai luoghi della violenza nazista e fascista in Italia [Ein Weg der Erinnerung. Führer zu den Orten der nazistischen und faschistischen Gewalt in Italien]. Hrsg. von Tristano Matta, Milano 1996;	
Capire la Riseria. A Trieste un lager del sistema nazista [Die „Riseria“ verstehen. Ein Lager des nazistischen Systems in Triest]. Hrsg. von der Comune di Trieste u. a., Trieste 1996 (<i>Rolf Wörsdörfer</i>)	S. 579
Forschungen zur Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung in Norwegen. Hrsg. von Einhart Lorenz, Essen 1997 (<i>Michael F. Scholz</i>)	S. 580
Lars Borgersrud, Wollweber-organisasjonen i Norge [Die Wollweber-Organisation in Norwegen], Oslo 1997 (<i>Michael F. Scholz</i>)	S. 581
Gabriella Hauch, Vom Frauenstandpunkt aus. Frauen im Parlament 1919–1933, Wien [1995] (<i>Henrike Hülsbergen</i>)	S. 582
Der Widerschein der Russischen Revolution. Ein kritischer Rückblick auf 1917 und die Folgen. Hrsg. von Theodor Bergmann u. a., Hamburg 1997 (<i>Gerd Placke</i>)	S. 583
Barry McLoughlin, Hans Schafranek und Walter Szevera, Aufbruch, Hoffnung, Endstation. Österreicherinnen und Österreicher in der Sowjetunion 1925–1945, Wien 1996 (<i>Carola Tischler</i>)	S. 584
Carola Tischler, Flucht in die Verfolgung. Deutsche Emigranten im sowjetischen Exil – 1933 bis 1945, Münster 1996 (<i>Jan Foitzik</i>)	S. 587
Das Jahr 1956 in Ostmitteleuropa. Hrsg. von Hans Henning Hahn und Heinrich Olschowsky, Berlin 1996 (<i>Beate Ihme-Tuchel</i>)	S. 588
Centre and Periphery. The History of the Comintern in the Light of New Documents. Ed. by Mikhail Narinsky and Jürgen Rojahn, Amsterdam 1996 (<i>Jürgen Tumpke</i>)	S. 589
KURZANZEIGEN UND LITERATURHINWEISE	S. 590
WISSENSCHAFTLICHE MITTEILUNGEN	S. 597
AUTOREN DIESES HEFTES	S. 600
PROJEKTFRAGEBOGEN	S. 601
INHALTSVERZEICHNIS UND REGISTER JAHRGANG 33 (1997).	S. I*

ISSN 0046-8428

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung
(Zitierweise: IWK)

Verleger im Sinne des Pressegesetzes:

Freie Universität Berlin, Kaiserswerther Straße 16–18, D-14195 Berlin

Redaktion: Gerhard Beier, Franz Jean Frohn, Gunter Krüschet (verantw.), Dirk H. Müller

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Gunter Krüschet

Anschrift der Redaktion:

Freie Universität Berlin, IWK-Redaktion, Malteserstraße 74–100, Haus K 078, D-12249 Berlin

Telefon: 030/7792-412 (G. Krüschet); -414 (F. J. Frohn)

Umsatzsteuer-Identifikationsnummer (USt-ID-Nr.): DE 811 304 768

Vertrieb: FSP GmbH, Müllerstraße 163, D-13353 Berlin

Die IWK wird regelmäßig im „Sozialwissenschaftlichen Literaturinformationssystem SOLIS“ des Informationszentrums Sozialwissenschaften, Lennéstraße 30, D-53113 Bonn, erfaßt.

Die mit dem Verfassernamen gekennzeichneten Beiträge geben nicht in jedem Falle die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers wieder. Die Verfasser sind verantwortlich für die Richtigkeit der in ihren Beiträgen mitgeteilten Tatbestände. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Rezensionsexemplare übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung. Für alle Beiträge behält sich die Freie Universität Berlin alle Rechte vor, auch die Rechte des Nachdrucks, der Übersetzung in fremde Sprachen, der fotomechanischen Wiedergabe sowie der Speicherung auf Datenträger.

Gerichtsstand: Berlin

Die IWK erscheint viermal jährlich (März, Juni, September, Dezember).

Preise ab 1. 1. 1988: Einzelheft DM 20,-, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 15,-, jeweils zuzüglich Versandkosten. Jahresabonnement DM 67,-, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 40,-, jeweils zuzüglich Versandkosten (Inland: DM 5,-, Ausland: DM 12,-). Zahlung nach Erhalt unserer Rechnung an die Hauptkasse der FU Berlin, D-14195 Berlin, Konto Nr. 22808-109, Kassenzettel (bitte unbedingt angeben!): 01/11901/1501 01 bei der Postbank, Niederlassung Berlin, D-10916 Berlin (BLZ 100 100 10). Das Abonnement kann mit einer Frist von 6 Wochen zum Ende des Geschäftsjahrs (IWK-Jahrgang) gekündigt werden. Andernfalls verlängert sich das Abonnement automatisch um ein weiteres Geschäftsjahr (IWK-Jahrgang).

Von den älteren Heften sind noch lieferbar die Nummern 5, 7, 8, 14–19/20 und Jg. 10 (1974) bis Jg. 13 (1977), Jg. 14 (1978), H. 1 und 4, und Jg. 15 (1979), H. 2, 3 und 4, Jg. 16 (1980) bis Jg. 23 (1987), Jg. 24 (1988), H. 1, 2 und 3, Jg. 25 (1989), Jg. 26 (1990), Jg. 27 (1991), H. 2, 3 und 4, Jg. 28 (1992), H. 1, 2 und 4, Jg. 29 (1993) ff.

Der Preis der noch lieferbaren älteren Hefte bis einschließlich H. 4/1992 beträgt DM 5,- pro Heft bzw. DM 20,- pro Jahrgang zuzüglich Versandkosten. Bitte richten Sie Ihre Bestellungen an die Adresse der Redaktion!

Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 6 vom 1. 9. 1997.

Gedruckt mit Unterstützung der Senatsverwaltung für Wissenschaft, Forschung und Kultur, Berlin

Herstellung: Dr. Hans Theissen, Danziger Straße 219, D-10407 Berlin

Druck: Kupijai & Prochnow, Blücherstraße 22, D-10961 Berlin

Zur Entwicklung der Konsumgenossenschaften in Deutschland nach 1936

Von Ulrich Kurzer

Es ist eher die Ausnahme, daß zeitgeschichtlich Interessierte der Nachkriegsgeneration(en) über Konsumgenossenschaften (KG) im Deutschland der faschistischen Diktatur informiert sind.¹ In der Wissenschaft verhält es sich kaum anders. Historiker(innen) und Sozialwissenschaftler(innen) gehen für die zwölf Jahre des „Tausendjährigen Reichs“ in der Regel davon aus, daß die Konsumgenossenschaften, die „irgendwie“ dem Lager der sozialistischen Arbeiterbewegung zugeordnet werden, von den Nazis zerschlagen worden sind. Entsprechend groß ist dann üblicherweise die Überraschung, daß dies nur die halbe Wahrheit ist: Denn während der organisatorische Zusammenhang der Arbeiterparteien und der Gewerkschaften durch den Nationalsozialismus vollständig zerstört wurde, blieben die Konsumgenossenschaften als Element der „dritten Säule“ der Arbeiterbewegung² entgegen den Ankündigungen der NSDAP vor 1933 im Kern nicht nur bestehen, der NS-Staat schritt schon kurz nach der Machtübergabe zur Sanierung der Konsumvereine, um ihre Fortexistenz im nationalsozialistischen Deutschland zu ermöglichen. Zwar wurden die Konsumvereine in den Jahren nach 1933 ohne Frage ihres genossenschaftlich-demokratischen Charakters beraubt, nicht aber ihrer ökonomischen Funktion entkleidet, in Konkurrenz zum gewerblichen Einzelhandel die Lebensmittelversorgung sicherzustellen. Außerdem darf nicht vergessen werden, daß neben der die

1 Auch hinsichtlich der Entwicklung der Konsumgenossenschaften in der Bundesrepublik Deutschland (BRD) trifft man allenthalben eher auf Unkenntnis. Lediglich nach dem Stichwort des sog. co-op-Skandals fällt einigen dazu etwas ein. Vgl. hierzu Michael Prinz, Das Ende der Konsumvereine in der Bundesrepublik Deutschland. Traditionelle Konsumentenorganisation in der historischen Kontinuität, in: *Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte*, 1993/2, S. 159–188. Noch weniger dürfte über die Konsumgenossenschaften im Gebiet der Deutschen Demokratischen Republik (DDR) bekannt sein. Von vormals fast 200 blieben 1997 noch knapp dreißig mit ca. 7000 Beschäftigten übrig (Ende 1989: 220 000!). Vgl. Wilhelm Kaltenborn, Die Konsumgenossenschaften in Deutschland – ein auslaufendes Modell?, in: *Der genossenschaftliche Aufbau in den neuen Bundesländern. Die Situation der Konsum- und gewerblichen Genossenschaften*. Hrsg. von George Turner, Berlin 1993, S. 20–33. Die Zahlen nach: Die deutschen Genossenschaften 1996. Bericht. Hrsg. von der DG-Bank, Frankfurt a. M. 1997, S. 50; Presseinformation des Verbands der Konsumgenossenschaften – VdK eG vom 26. Februar 1997, Unterlage Nr. 5, S. 2. Für die KG in der sowjetischen Zone zwischen 1945 und 1949 vgl. Hermann Schwenger, Konsumgenossenschaften, in: *SBZ-Handbuch. Staatliche Verwaltungen, Parteien, gesellschaftliche Organisationen und ihre Führungskräfte in der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands 1945–1949*. Hrsg. von Martin Broszat und Hermann Weber, München 1990, S. 767–792.

2 Zu den insgesamt vier Säulen des Emanzipationskampfes der Arbeiterbewegung seit den frühsozialistischen Projekten vgl. Klaus Novy, Praxis und Theorie der Wirtschaftsreformen. Zur positiven Ökonomie des Reformsozialismus, in: *Reformsozialismus und Sozialdemokratie. Zur Theoriediskussion des Demokratischen Sozialismus in der Weimarer Republik. Bericht zum wissenschaftlichen Kongreß der Friedrich-Ebert-Stiftung „Beiträge zur reformistischen Sozialismustheorie in der Weimarer Republik“* vom 9. bis 12. Oktober 1980. Hrsg. von Horst Heimann und Thomas Meyer, Berlin und Bonn 1982, S. 281. Neben dem „Kampf um die politischen Institutionen (vor allem durch die Arbeiterparteien)“ als erster Säule ist es weiterhin der von den Gewerkschaften als zweiter Säule geführte „Kampf am kapitalistischen Arbeitsplatz und Arbeitsmarkt“. Als dritte Säule stehen „Genossenschaften, gemeinwirtschaftliche Unternehmen [und] sozialisierte Betriebe“ in der Auseinandersetzung „um eine Alternative zur kapitalistischen Ökonomie“, während der „Kampf um eine eigene Kultur“ von „Bildungs- und Freizeitvereine[n]“ als vierter Säule geführt wird.

Entwicklung der Konsumgenossenschaften wirtschaftlich dominierenden und prägenden „Hamburger Richtung“, dem politisch an der Sozialdemokratie orientierten „Zentralverband deutscher Konsumvereine“ (ZdK) auch noch der am katholischen Zentrum ausgerichtete „Reichsverband deutscher Konsumvereine“ (RV) mit Sitz in Köln bestand. Im August 1933 erfolgte die Zwangsverschmelzung beider Verbände.³

Woran liegt es, daß die Geschichte der deutschen Konsumgenossenschaften überhaupt und speziell ihre Entwicklung in den Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung in der BRD bzw. „im Westen“, aber auch in der DDR-Geschichtswissenschaft, über lange Jahre ein ausgeprägtes Schattendasein gefristet hat? Im folgenden wird (I.) möglichen Ursachen nachgegangen. Anschließend (II.) wird die Entwicklung der Konsumgenossenschaften im Zeitraum zwischen 1933 und Ende 1936 geschildert. Der Widerstand, der seitens des Amtes des Stellvertreters des Führers – als der mittelständische Interessen in der NSDAP nachdrücklich vertretenden Instanz – der Politik des Kabinetts Hitler in der Konsumgenossenschaftsfrage entgegengebracht worden war, hatte bei einigen größeren Konsumvereinen bis zum Jahreswechsel 1934/35 zu erheblichen finanziellen Schwierigkeiten geführt. Ihr Konkurs – so wurde besonders im Reichswirtschaftsministerium (RWM) und im Reichsfinanzministerium (RFM)⁴ befürchtet – hätte sehr wahrscheinlich auf das gesamte Konsumgenossenschaftswesen negative Auswirkungen gehabt. Ein Ausweg wurde schließlich nach längeren und kontroversen Verhandlungen im Gesetz über Verbrauchergenossenschaften „gefunden“.⁵ Die ökonomisch angeschlagenen Konsumvereine konnten im Falle ihres – von der Zustimmung des RWM abhängigen – Liquidationsbeschlusses aus einem extra hierfür bereitgestellten Fonds von sechzig Millionen Reichsmark Zuschüsse zur Erleichterung der Liquidation erhalten. Im Oktober 1936 war die mit der Auflösung der Konsumvereine verbundene Privatisierung ihrer Anlagen weitgehend abgeschlossen.

Im Mai 1938 brachte Walter Funk als Nachfolger Hjalmar Schachts im Amt des RWM die Konsumgenossenschaftsfrage wieder auf die Tagesordnung. Den möglichen Hintergründen und den Auswirkungen seiner „Initiative“ wird im dritten Teil (III.) nachgegangen, wobei die Ausführungen sich weitgehend auf die Formulierung von Hypothesen beschränken müssen, deren Überprüfung zukünftigen Arbeiten obliegen kann.

3 Vgl. Erwin Hasselmann, *Geschichte der deutschen Konsumgenossenschaften*, Frankfurt a. M. 1971, S. 283 ff.; Klaus Novy und Michael Prinz, *Illustrierte Geschichte der Gemeinwirtschaft. Wirtschaftliche Selbsthilfe in der Arbeiterbewegung von den Anfängen bis 1945*, Berlin und Bonn 1985, bes. S. 68 ff.; Karl Ditt, *Die Konsumgenossenschaften im Dritten Reich*, in: *IWK*, Jg. 23 (1987), H. 1, S. 82–111; Ulrich Kurzer, *Konsumgenossenschaften im nationalsozialistischen Deutschland*, in: *IWK*, Jg. 27 (1991), H. 4, S. 429–453.

4 RFM und RWM auch als Abkürzungen für Reichsfinanz- und Reichswirtschaftsminister.

5 Reichsgesetzblatt (künftig: RGBL) I, S. 681. Schon bald nach der Machtübergabe wurden die Bezeichnungen „Konsumverein/e“ und „Konsumgenossenschaft/en“ durch den Begriff „Verbrauchergenossenschaft/en“ abgelöst, der damit für die offizielle Sprachregelung stand.

I. Konsumgenossenschaften – ein Desiderat der Forschung

Meine Auseinandersetzung mit den Konsumgenossenschaften im Deutschland der Jahre zwischen 1933 und 1945 „verdanke“ ich einem Zufall. Mitte der achtziger Jahre damit beschäftigt, für das „Forschungsinstitut für Gesellschaftspolitik und beratende Sozialwissenschaft e.V.“ die Arbeiten des Institutsgründers Gerhard Weisser für eine Neuveröffentlichung zu sichten, stieß ich auf einen von Weisser 1954 veröffentlichten Briefwechsel zwischen dem damaligen Reichwirtschaftsminister Walther Funk und Robert Ley, dem Leiter der Deutschen Arbeitsfront (DAF), aus den Monaten Mai und Juni 1941. In Leys Schreiben an Funk vom 24. Mai 1941 fand ich eine Passage, die mich nachhaltig überraschte, war doch auch meine Vermutung die, daß neben Arbeiterparteien und Gewerkschaften auch die Konsumgenossenschaften von den Nationalsozialisten zerschlagen worden sein mußten. Es hieß dort: „Der Führer hat erklärt, daß er der Auffassung und Überzeugung ist, daß im großdeutschen Wirtschaftsraum sowohl für die Konsumvereine wie für den Einzelhandel genügend Platz nebeneinander vorhanden sei. Und die Tendenzen und Absichten, die jetzt der Herr Staatssekretär Landfried [im RWM] in die Überführung und Umordnung der Konsumvereine legen will, lehne ich unbedingt ab. [...] Es ist mir auch von einem Brief des Herrn Reichsmarschall [Göring] – der verlangt, daß innerhalb [von] 4 Jahren nach dem Kriege der gesamte Verteilerapparat und die Produktionsstätten der Konsumvereine aufgelöst sein sollen – nichts bekannt. Du weißt, lieber Parteigenosse Funk, daß der Führer in seinem Schreiben an Dich [vom 4. November 1940], worin er verlangt, daß die Konsumvereine in das Vermögen der Deutschen Arbeitsfront übergehen, von einer ähnlichen Absicht nichts verlauten läßt.“⁶

Nun wollte ich genauer wissen, was es denn nun mit dem „Schicksal“ der Konsumgenossenschaften im nationalsozialistischen Deutschland auf sich hatte. Die Recherchen ergaben bald, daß eine systematische Auseinandersetzung mit diesem Thema bis dahin nicht geführt worden war. Wenn die Frage der Konsumgenossenschaften im deutschen Faschismus überhaupt thematisiert wurde, so fanden sich über lange Jahre – neben beiläufigen Bemerkungen⁷ – allgemeine Ausführungen zumeist am Rande der historischen Mittelstandsforschung,⁸ in jüngerer Zeit unter Bezug auf die 1968 von Kuno Bludau vorgelegte Arbeit über „Nationalsozialismus und Genossenschaften“.⁹

6 Die öffentlichen und genossenschaftlichen Unternehmen im nationalsozialistischen Regime. Ein Briefwechsel zwischen Funk und Ley, in: *Archiv für öffentliche und freigemeinnützige Unternehmen*, Bd. 1, 1954, S. 115–128, hier S. 119. Ohne Hervorhebungen zitiert.

7 So z. B. bei Timothy Mason, Sozialpolitik im Dritten Reich. Arbeiterklasse und Volksgemeinschaft, 2. Aufl., Opladen 1978, S. 254; Eberhard Heuel, Der umworbene Stand. Die ideologische Integration der Arbeiter im Nationalsozialismus 1933–1935, Frankfurt a. M. und New York 1989, S. 262.

8 Vgl. Heinrich August Winkler, Mittelstand, Demokratie und Nationalsozialismus. Die politische Entwicklung von Handwerk und Kleinhandel in der Weimarer Republik, Köln 1972, S. 186; ders., Der entbehrliche Stand. Zur Mittelstandspolitik im „Dritten Reich“, in: *Archiv für Sozialgeschichte*, Jg. 17 (1977), S. 1–40; Adelheid von Saldern, Mittelstand im „Dritten Reich“. Handwerker – Einzelhändler – Bauern, Frankfurt a. M. und New York 1979, S. 62 f.; Arthur Schweitzer, Die Nazifizierung des Mittelstands, Stuttgart 1970, S. 33 ff.; David Schoenbaum, Die braune Revolution. Eine Sozialgeschichte des Dritten Reiches, Köln und Berlin 1968, S. 153 ff., bes. S. 179 ff.

9 Kuno Bludau, Nationalsozialismus und Genossenschaften, Hannover 1968.

Seine Darstellung und Analyse besaßen vor dem Hintergrund der bis dahin bekannten Quellenlage und der Diskussionen über den Charakter nationalsozialistischer Politik durchaus Plausibilität.

In der DDR war 1950 eine vom „Verband Deutscher Konsumgenossenschaften“ der DDR (VDK) in Auftrag gegebene Broschüre erschienen, in der den Jahren zwischen 1933 und 1945 nur wenig Aufmerksamkeit gewidmet ist.¹⁰ Ausführlicher geriet dagegen die 1971 von Jörg Raubaum und Günter Keller gleichfalls für den VDK geschriebene Geschichte der deutschen Konsumgenossenschaften, die mit dem Jahr 1945 abschloß und in der – und dies in seltener Eintracht mit der westdeutschen Interpretation einer „Vernichtung“ in Erwin Hasselmanns Auftragsarbeit für den ZdK der Bundesrepublik – von „Zerschlagung der Konsumgenossenschaften“ die Rede war.¹¹

Anders also als beispielsweise in der Frage der Finanzierung der NSDAP durch die Industrie oder anders als in der in gleicher Weise vehement und engagiert geführten Diskussion in Ost und West, ob der Faschismus an der Macht nun „die offen terroristische Diktatur der reaktionärsten, am meisten chauvinistischen, am meisten imperialistischen Elemente des Finanzkapitals“ sei oder nicht, gab es in der Beurteilung des konsumgenossenschaftlichen „Schicksals“ im Deutschland der Jahre 1933 bis 1945 – aus welchem Grund auch immer – keinen vergleichbaren Dissens. Oder: Was sollte eine dezidierte Auseinandersetzung mit den Konsumgenossenschaften (noch) Neues hervorbringen? Auch auf Klaus Novys Denkanstöße Ende der siebziger, Anfang der achtziger Jahre blieb die Resonanz gering. Und so hat auch zum gegenwärtigen Zeitpunkt seine vor bald zwanzig Jahren getroffene Feststellung immer noch Bestand, wonach sich „merkwürdigerweise [...] das heutige Interesse an den Wirtschaftsreformversuchen [u. a. der Selbsthilfebewegungen] – soweit überhaupt vorhanden – falsch, gleichsam kontrapunktisch“ verteilt.¹² Und nach wie vor gilt tendenziell, daß die seinerzeit „jüngste Wende wissenschaftlicher Analyse [in der Entdeckung der ‚Geschichte von unten‘ und des ‚Alltags‘ durch die Historiographie der Arbeiterbewegung] die Geschichte von Theorie und Praxis dieser dritten Säule noch nicht entdeckt“ hat.¹³ Wenngleich seither auch einige Beiträge über die Konsumgenossenschaften im nationalsozialistischen Deutschland vorgelegt worden sind, so ändert dies doch nichts daran, daß die Forschung zur sog. dritten Säule der Arbeiterbewegung aus der Perspektive einer historischen Sozialwissenschaft noch immer ein ausgeprägtes Nischenthema ist.¹⁴ Um so ärgerlicher, wenn dann die

10 Vgl. Karl Brambora, Entstehung und Entwicklung der Konsumgenossenschaften, Berlin/DDR [1950].

11 Vgl. Jörg Raubaum und Günter Keller, Zur Geschichte der deutschen Konsumgenossenschaften (Von den Anfängen bis 1945), [Berlin/DDR] 1971, hier S. 81. Vgl. weiterhin Erwin Hasselmann, Geschichte ..., a. a. O., S. 497.

12 Klaus Novy, a. a. O., S. 288.

13 A. a. O., S. 294.

14 Der Befund allerdings, wonach „in bekannten Zeitschriften zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte [...] während der vergangenen zehn Jahre kein einziger Aufsatz zur Genossenschaftsgeschichte publiziert worden“ sei, trifft nicht die ganze Wahrheit, wenngleich er zu Recht die geringe Bedeutung genossenschaftswissenschaftlicher Forschung in der Historiographie beklagt. Denn: In der IWK sind 1987 und 1991 die oben genannten Beiträge von Karl Ditt und mir erschienen; bereits 1985 hatten Klaus Novy und Michael Prinz die Illustrierte Geschichte zur Gemeinwirtschaft vorgelegt. In diesem Zusammenhang ist auch auf einen gleichfalls eindrucksvoll bebilderten Band zur Genossenschaftskultur hinzuweisen: Anders leben. Geschichte und Zukunft der Genossenschaftskultur. Hrsg. von Klaus Novy et al., Berlin und Bonn. [1985]. Das vorstehende Zitat bei Arnd Kluge, Genossenschaftsgeschichte – ein zukunftsweisender Ansatz?

wenigen – von der Zahl her also durchaus übersichtlichen Beiträge – auch noch ignoriert werden. So heißt es beispielsweise in einer 1995 in zweiter Auflage erschienenen Arbeit in totalitarismustheoretischer Diktion: „Die zunehmende Eingliederung in die Zentralverwaltungswirtschaft der Vorkriegs- und Kriegszeit von 1933 bis 1945 traf die Genossenschaften in unterschiedlicher Weise. Grundsätzlich paßten die auf demokratischer Selbstverwaltung beruhenden Genossenschaften nicht in das gesellschaftspolitische und wirtschaftsordnungspolitische Konzept des Nationalsozialismus, doch hatten sie sich andererseits eine so starke Machtposition erarbeiten können, daß man sie auch nicht einfach auflösen konnte. Dies geschah denn auch nur in einem einzigen Bereich, nämlich bei den Konsumgenossenschaften, deren sozialistisch orientierte Aktivitäten durch die Zerschlagung ihrer Träger unterbunden werden sollten. Mit diesem Ziel wurden sämtliche konsumgenossenschaftlichen Organisationen, also neben den Verbänden auch die Geschäftszentralen, zunächst der Befehlsgewalt der ‚Deutschen Arbeitsfront‘ unterstellt und die beiden national operierenden Spitzenverbände aufgelöst. Im Jahre 1941 übernahm das ‚Gemeinschaftswerk der Deutschen Arbeitsfront‘ das gesamte Vermögen der Konsumgenossenschaften, ihrer Verbände und ihrer Zentralen; die Konsumgenossenschaften wurden zu Filialbetrieben, sogenannten Versorgungsringen, zusammengefaßt und hörten damit einstweilen auf zu bestehen.“¹⁵ Die 1987 von Karl Ditt und 1991 von mir vorgelegten Aufsätze in der IWK, in denen eine differenzierte Betrachtungsweise der Jahre zwischen 1933 und 1945 erfolgt, bleiben in dieser Darstellung ebenso unberücksichtigt wie die wichtige Arbeit Bludaus, obwohl der Verweis auf die „sozialistisch orientierte[n] Aktivitäten“ der Konsumvereine die Vermutung nahelegt, daß hier (ohne expliziten Nachweis) auf Bludau Bezug genommen wird.¹⁶

Außerdem gab es – und dies ist möglicherweise ein weiterer Grund für das Schattendasein der Konsumgenossenschaften in Geschichts- und historischer Sozialwissenschaft – lange Zeit keinen Hinweis auf einen Quellenbestand, der eine intensivere Beschäftigung als lohnend hätte erscheinen lassen. Bludau hatte 1968 mehrfach auf die seine Studie behindernde fragmentarische Quellenlage hingewiesen, während Hasselmann 1971 – ausweislich des Anhangs seiner Arbeit – ganz ohne Archivalien ausgekommen sein mußte! Erst 1991, bei meinem Besuch im Bundesarchiv, Abteilung Potsdam – dem ehemaligen Deutschen Zentralarchiv bzw. dem Zentralen Staatsarchiv der DDR –, fielen mir die im Bestand 31.01 (Reichswirtschaftsministerium) überlieferten Archivalien über Konsumgenossenschaften in die Hände. Mit Ausnahme weniger Bände handelt es sich hierbei um eine vollständige Überlieferung der im RWM über Konsumgenossenschaften geführten Akten. Die Lücken ließen sich teilweise mit Archivalien aus dem Potsdamer Bestand 21.01 (Reichsfinanzministerium) und den damaligen Koblenzer Unterlagen aus dem Bestand R 2 (gleichfalls Reichsfinanzministerium) schließen,

[Forts. von Anm. 14]

Plädoyer für eine Ergänzung der Genossenschaftswissenschaft, in: *Zeitschrift für das gesamte Genossenschaftswesen*, Jg. 42 (1992), H. 2, S. 105.

15 Gunther Aschhoff und Eckart Henningsen, *Das deutsche Genossenschaftswesen. Entwicklung, Struktur, wirtschaftliches Potential*, 2., völlig überarb. und erw. Aufl., Frankfurt a. M. 1995, S. 36 f. Diese Darstellung findet sich bereits auf S. 31 f. der Erstauflage aus dem Jahr 1985.

16 Der Nachweis der Aufsätze von Ditt und mir in Anmerkung 3. Vgl. weiter Kuno Bludau, *Nationalsozialismus ...*, a. a. O., S. 128 ff.

daneben mit den in den Staatsarchiven Detmold und Bremen aufbewahrten Archivalien.¹⁷ In der erwähnten Arbeit von Keller und Raubaum findet sich ein Nachweis aus dem Bestand des RWM, aber kein Hinweis auf die gesamte Überlieferung. Die meisten Aktenbände hierin sind nach der 1959 erfolgten Rückgabe aus der UdSSR verzeichnet und foliert, bis auf wenige Ausnahmen (nachweislich der Aushebe- und Benutzervermerke) jedoch nicht eingesehen worden. Es kann nicht völlig ausgeschlossen werden, daß das bisherige Schattendasein der Konsumgenossenschaften in der Forschung zum Nationalsozialismus zu einem Teil auch der weitgehenden Unkenntnis der Existenz dieser Potsdamer Überlieferung geschuldet ist.¹⁸ Wahrscheinlich aber ist dieses Thema in der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus bisher so unterbelichtet, weil es abseits der großen Linien der Faschismusforschung und -interpretation liegt. Neben den oben genannten Themen standen auch in den letzten Jahren andere Bereiche im Vordergrund und wurden kontrovers diskutiert. Vor gut zehn Jahren beherrschte der sog. Historikerstreit das Terrain, um 1990 wurde die Debatte um (vermeintliche) Modernisierungsleistungen des Nationalsozialismus noch einmal aufgegriffen, und in diesem Jahr findet die Ausstellung des Hamburger Instituts für Sozialforschung über den „Vernichtungskrieg – Die Verbrechen der Wehrmacht 1941–1945“ große – und ohne Zweifel berechtigte – Aufmerksamkeit, nicht nur in der Zunft, sondern auch in der Öffentlichkeit.¹⁹ Und erwähnt werden muß auch die engagierte und aufgeregte Diskussion zu Daniel Goldhagens Buch über „Hitlers willige Vollstrecker“, das Eberhard Jäckel bedauernd als „einfach schlecht“ kritisierte, das, wie Hans Mommsen scharf anmerkte, „auf der ganzen Linie“ hinter den derzeitigen Forschungsstand zum Holocaust zurückfalle oder das, wie Hans-Ulrich Wehler – dem „mancher [...] es sich zu leicht [macht], wenn er das gesamte Buch mit der linken Hand abtut“ – unzweideutig formulierte, ein Buch sei, dessen Verfasser „die wissenschaftliche Diskussion ungeniert auf den Stand von 1950 zurück-schraubt“.²⁰

II. Nationalsozialismus und Konsumgenossenschaften zwischen 1933 und 1936

Vergleichbar Spektakuläres – oder vermeintlich Spektakuläres – sollten die geneigten Leserinnen und Leser von der Auseinandersetzung mit der Frage, warum die Konsumgenossenschaften 1933 nicht in gleicher Weise wie die Arbeiterparteien und die freien Gewerkschaften zerschlagen, sondern unter Einsatz von Etatmitteln gegen die politischen Interessen im gewerbetreibenden Mittelstand saniert worden sind, nicht erwarten.

17 Vgl. hierzu meinen Aufsatz in: *IWK*, Jg. 27 (1991), H. 1, S. 429–453. Diese Koblenzer und Potsdamer Bestände sind mittlerweile im Bundesarchiv Berlin zusammengeführt worden.

18 Über die Potsdamer Bestände informierte allein das zwei Jahre vor der Rückgabe der Akten aus der UdSSR herausgegebene Verzeichnis: Übersicht über die Bestände des Deutschen Zentralarchivs Potsdam (= Schriftenreihe des Deutschen Zentralarchivs 1), Berlin/DDR 1957.

19 Hingewiesen werden soll hier auch auf die Ausstellung zu den „Verbrechen der Wehrmacht in Jugoslawien 1941–1944“, die in diesem Jahr in einigen Städten zu sehen war und, laut Frankfurter Rundschau vom 7./8. Mai 1997, S. 1, von „vier jungen Historikern und Juristen aus Heidelberg“ erarbeitet worden ist.

20 Die Zitate in Reihenfolge aus: *ZEITdokument*, 1/1996, Die Goldhagen-Kontroverse, S. 14, S. 43, S. 17 und S. 19.

Doch nach der Auswertung der in der ehemaligen DDR überlieferten Quellenfunde sind einige der bisher von der Forschung präsentierten Ergebnisse zu revidieren, und dies keineswegs nur hinsichtlich einiger Petitesse.²¹ Die nun konkret rekonstruierbare Behandlung der Konsumgenossenschaften im NS-Staat wirft vor dem Hintergrund seiner bewußten Ausrichtung auf den Eroberungskrieg und den damit begründeten ökonomischen Notwendigkeiten bzw. Zwängen, des negativen Konsenses der terroristischen Ausgrenzung und Vernichtung seiner Gegner und seiner letztlich selbstzerstörerischen (weil die Grundlagen der eigenen Existenz ignorierenden) Dynamik beispielhaft ein differenziertes Licht auf die besonderen Koordinationsprobleme nationalsozialistischer (Wirtschafts-)Politik. Die Studien, die dem Nationalsozialismus an der Macht den homogenen Charakter eines totalitären Führerstaats abgesprochen und demgegenüber die polykratische Struktur des Regimes, den Machtkampf der verschiedenen Herrschaftsträger um ökonomische (Extra-)Profite und/oder politischen Einfluß in einer die kapitalistischen Eigentumsverhältnisse bewußt nicht antastenden „Ordnung“ herausgearbeitet haben, finden auch aus diesem Blickwinkel, der Untersuchung der nationalsozialistischen Politik in der Konsumgenossenschaftsfrage, nachhaltige Bestätigung.

Allerdings wird das Polykratiemodell von mir nur in sehr begrenzter Weise adaptiert. Polykratie dient lediglich als beschreibender Begriff für die Existenz verschiedener, miteinander konkurrierender Herrschaftsträger, die teilweise durchaus „koalitiert“, um sich gegen andere Herrschaftsträger durchzusetzen. In der Konsumgenossenschaftsfrage fand das RWM in den Jahren 1934/35 im Amt des Stellvertreters des Führers bzw. dem wirtschaftspolitischen Beraterstab von Rudolf Heß einen Verbündeten bei dem schließlich erfolgreichen Versuch, die DAF in dieser Angelegenheit auszuschalten. Der Konflikt zwischen dem Reichswirtschaftsministerium und der Arbeitsfront gründete darin, daß *beide* für die Konsumgenossenschaften zuständig waren: während dem Ministerium angesichts der den Konsumvereinen gewährten Reichsbürgschaften aus der Zeit der Präsidialkabinette²² die federführende Kompetenz in den wirtschaftspolitischen Angelegenheiten der Konsumgenossenschaften zukam, waren die Konsumvereine der DAF im Mai 1933 *politisch* unterstellt worden. Im Zuge der Gleichschaltungsmaßnahmen setzte die Arbeitsfront Beauftragte auf jeder Organisationsebene, also in den örtlichen Genossenschaften, den Bezirksverbänden und den Zentralen, ein, die in der Regel neben die bisher Verantwortlichen traten – und nicht an deren Stelle.

Keinesfalls aber wird mit dem Bezug auf den Begriff der Polykratie die weitgehende „Vorstellung von einer wechselseitigen, gleichgeordneten Relationalität der Herrschaft“²³ geteilt. Da ich die Existenz einer leistungsstarken, ungestört funktionierenden Wirtschaft, also letztlich die (sich als „soziale Funktion“ des Nationalsozialismus

21 Eine Zusammenstellung der entsprechenden Literatur in meiner kürzlich veröffentlichten Dissertation: Ulrich Kurzer, Nationalsozialismus und Konsumgenossenschaften. Gleichschaltung, Sanierung und Teilliquidation zwischen 1933 und 1936, Pfaffenweiler 1997, S. 21 ff. Die Ausführungen dieses Abschnitts folgen zu weiten Teilen der dortigen Einleitung.

22 Es handelte sich um Bürgschaften im Rahmen der Sonderkredite I und II, die im November 1931 (für maximal 25 Mio. RM) und im September 1932 (für 16 Mio. RM) von den Kabinetten Brüning II und von Papen gewährt worden waren.

23 Peter Hüttenberger, Nationalsozialistische Polykratie, in: Geschichte und Gesellschaft, Jg. 2 (1976), H. 4, S. 417–442, hier S. 422.

erweisende) Wiederherstellung des kapitalistischen Verwertungsprozesses, die „Rekonsolidierung der gesamten krisenbehafteten kapitalistischen Wirtschaft“²⁴ unter gleichzeitiger Ausschaltung der diesen Prozeß störenden organisierten gewerkschaftlichen und politischen Interessenvertretung der abhängig Beschäftigten als entscheidende Voraussetzung der ambitionierten Aufrüstungs- und Kriegsplanungen des Nationalsozialismus betrachte,²⁵ wird von mir auch die bei Peter Hüttenberger hervorgehobene Autonomie der verschiedenen Herrschaftsträger²⁶ verhaltener bewertet. Obwohl nicht widerspruchs- und widerstandslos, setzten sich in den untersuchten Konflikten der Konsumgenossenschaftsfrage bis Ende 1936 tendenziell das Reichswirtschaftsministerium und das Reichsfinanzministerium durch – und damit diejenigen Herrschaftsträger, die in besonderer Weise für die „soziale Funktion“ des Nationalsozialismus standen. Sie traten für den Fortbestand der Konsumgenossenschaften ein und begründeten dies nicht zuletzt mit den Gefahren, die bei ihrem Zusammenbruch für den gesamten Bereich der Wirtschaft befürchtet wurden. Die Autonomie anderer Herrschaftsträger stieß (auch) in der Konsumgenossenschaftsfrage dort an ihre Grenze, wo ihre Einflußnahme die „soziale Funktion“ des Regimes zu beeinträchtigen drohte. Maßnahmen gegen die Konsumgenossenschaften waren nur innerhalb des so begrenzten Rahmens möglich: die Wiederherstellung und Absicherung der kapitalistischen Ökonomie durfte (auch auf diesem Gebiet) nicht gefährdet werden.

Auch Franz Neumann, der in seiner zeitgenössischen Analyse in der im Nationalsozialismus herrschenden Klasse vier Gruppen repräsentiert sah (Großindustrie, NSDAP, Bürokratie und Wehrmacht), begreift deren Autonomie als „nur“ relativ. Relativ, weil Macht und Einfluß der verschiedenen Herrschaftsträger eben nicht unbegrenzt waren, sondern nur gegeneinander konkurrierend gewonnen werden konnten.²⁷

Der Weg der Konsumgenossenschaften in den ersten vier Jahren des nationalsozialistischen Herrschaftssystems ist vor dem Hintergrund der anvisierten spezifischen Wiederherstellung der kapitalistischen Ökonomie durch ein Geflecht übergeordneter Reichsinteressen bestimmt gewesen. Diese waren zwar nur teilweise mit den Interessen der NSDAP identisch, insgesamt aber sowohl für die von ihr angestrebte Festigung und Erweiterung der politischen Macht zur alleinigen Herrschaft als auch für die „Rekonsolidierung“ der krisenbehafteten deutschen Wirtschaft konstitutiv. Diese übergeordneten

24 Adelheid von Saldern, *Mittelstand im „Dritten Reich“. Handwerker – Einzelhändler – Bauern*, Frankfurt a. M. und New York 1979, S. 234.

25 Vgl. hierzu auch Franz Neumanns Ausführungen über „das Wesen der nationalsozialistischen Gesellschaftspolitik“: Franz Neumann, *Behemoth. Struktur und Praxis des Nationalsozialismus 1933–1944*. Hrsg. und mit einem Nachwort von Gert Schäfer, Frankfurt a. M. 1977, S. 427, allgemein S. 425 ff. Weiterhin Eike Hennig, *Bürgerliche Gesellschaft und Faschismus in Deutschland. Ein Forschungsbericht*, Frankfurt a. M. 1977, S. 40 f.

26 Vgl. Peter Hüttenberger, a. a. O., S. 420, wonach unter Polykratie „eine Vielzahl von weitgehend autonomen Herrschaftsträgern“ verstanden wird, „die miteinander unter bestimmten Bedingungen in Konflikt geraten können“.

27 Vgl. Franz Neumann, *Behemoth ...*, a. a. O., S. 422, S. 425–464 (bes. S. 434 und S. 459 ff.), S. 659 ff. Vgl. in diesem Zusammenhang auch Hennigs These der Arbeitsteilung bzw. arbeitsteiligen Kooperation von großer Industrie, nationalsozialistischer Oligarchie, Wehrmacht und Verwaltung: „Strukturelle Grundlage für die Stellung der NS-Oligarchie in der arbeitsteiligen Kooperation [...] ist die („relative“) Autonomie der NSDAP als einer politischen Massenbewegung“, Eike Hennig, *Bürgerliche Gesellschaft und Faschismus ...*, a. a. O., S. 288.

Reichsinteressen wurden in erster Linie vom Reichswirtschaftsministerium formuliert und mußten gegen mittelständische Interessen in der NSDAP – die vom Amt des Stellvertreters des Führers nachhaltig vertreten wurden – durchgesetzt werden.²⁸ Konkret galt es in der Konsumgenossenschaftsfrage zu verhindern, daß das Reich für die den Konsumgenossenschaften von den Präsidialkabinetten gewährten Reichsbürgschaften einzutreten hatte. Darüber hinaus waren Maßnahmen zu vermeiden, die zum Zusammenbruch von Konsumvereinen führen mußten und möglicherweise sowohl den Verlust der Spargelder als auch der Geschäftsanteile der Mitglieder zur Folge gehabt hätten. Weiterhin war der Gefahr zu begegnen, daß die Angstabwehungen der genossenschaftlichen Sparer (aus Sorge um die Sicherheit ihrer Einlagen) auf das übrige Sparkassenwesen in Deutschland – das sich nach der Bankenkrise 1931 gerade wieder stabilisiert hatte – übergriffen. Auch die wahrscheinliche Zunahme der Arbeitslosigkeit ist in diesem Zusammenhang zu nennen. Da die Konsumgenossenschaften nicht nur Waren aus eigener Produktion abgaben, sondern zu knapp drei Vierteln durch Fremdlieferanten/-produzenten beliefert wurden, wären nicht nur die in den Konsumvereinen Beschäftigten der Arbeitslosigkeit anheimgefallen, die Auswirkungen hätten weite(re) Kreise gezogen, die ohnehin schwache Massenkaufkraft wäre weiter gesunken. Angesichts Hitlers vollmundiger Ankündigung vom 1. Februar 1933, „einen gewaltigen und umfassenden Angriff“ gegen die Arbeitslosigkeit²⁹ zu führen, mußte eine Zunahme der fast sechs Millionen offiziell registrierten Arbeitslosen verhindert werden – mußte verhindert werden, daß ein etwaiger Anstieg der Arbeitslosigkeit mit der Politik der Regierung in Verbindung gebracht werden konnte. Überhaupt stellte sich bei Maßnahmen, die mittelbar oder unmittelbar zum Zusammenbruch der Konsumvereine geführt hätten, die Frage nach der Akzeptanz der NSDAP in Arbeiterkreisen – eine Furcht, die besonders vor dem Hintergrund der schon bei der Machtübergabe beabsichtigten Zerschlagung der Arbeiterparteien und der freien Gewerkschaften Konturen gewinnt. Wie denn sollte die „Seele des [deutschen] Arbeiters“³⁰ gewonnen werden, wenn diesem die zentralen Organisationen seiner politischen und wirtschaftlichen Interessenvertretung entrissen wurden, ohne an deren Stelle zumindest einen „Ausgleich“ vorzusehen?

28 Anders als die Arbeitsfront – gegen deren Expansionsbestrebungen das Reichswirtschaftsministerium seine Zuständigkeit in den wirtschaftspolitischen Angelegenheiten der Konsumgenossenschaftsfrage verteidigen mußte – unternahm der Stellvertreter des Führers in seinen Aktivitäten jedoch keinen Versuch, in die Kompetenz des Ministeriums einzugreifen.

29 So Hitler in seinem „Aufruf an das deutsche Volk“ vom 1. Februar 1933. Abgedruckt in: *Schulthess' Europäischer Geschichtskalender*, Bd. 74 (1933), S. 34–37, hier S. 36.

30 Ludwig Brucker, Leiter des sozialpolitischen Amtes der NSDAP und späterer Leiter des Amtes für Sozialversicherungen in der Deutschen Arbeitsfront, äußerte sich anläßlich einer Besprechung zwischen Vertretern der Nationalsozialistischen Betriebszellen-Organisation (NSBO) und des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes (ADGB) am 13. April 1933 u. a. wie folgt: „Wir wollen die Seele des Arbeiters erobern und ihn einbauen in den neuen Staat.“ Zitiert nach dem Protokoll der Unterredung in: Hannes Heer, *Burgfrieden oder Klassenkampf. Zur Politik der sozialdemokratischen Gewerkschaften 1930–1933*, Neuwied und Berlin 1971, S. 170. Joachim Bons hat kürzlich überzeugend nachgewiesen, daß dem Versuch, die Arbeiter für die NSDAP zu gewinnen „sowohl von seiten der Parteistrategen als auch der Parteideologen [...] durchgängig eine besondere Bedeutung beigemessen“ wurde: Joachim Bons, *Nationalsozialismus und Arbeiterfrage. Zu den Motiven, Inhalten und Wirkungsgründen nationalsozialistischer Arbeiterpolitik vor 1933*, Pfaffenweiler 1995, S. 1. Vgl. dazu auch ders., *Der Kampf um die Seele des deutschen Arbeiters. Zur Arbeiterpolitik der NSDAP 1920–1933*, in: *IWK*, Jg. 25 (1989), H. 1, S. 11–41.

Nach 1936 waren neben veränderten ökonomischen Rahmenbedingungen Machtverschiebungen im polykratischen Herrschaftsgefüge dafür verantwortlich, daß die DAF die Konsumgenossenschaften aus dem Einflußbereich des Reichswirtschaftsministeriums lösen und in ihr „Gemeinschaftswerk“ überführen konnte. Diese Entwicklung wäre ohne die im Gesetz über Verbrauchergenossenschaften vom 21. Mai 1935 erreichte Lösung, die durch die Auflösung der wirtschaftlich schwachen Konsumvereine zur Stabilisierung der nicht liquidierenden beigetragen hatte, wohl kaum möglich gewesen.

Der gewerbetreibende Einzelhandel hatte in den Konsumgenossenschaften (und mit dem Aufkommen anderer Großbetriebsformen im Einzelhandel auch in diesen) bereits frühzeitig Konkurrenten erkannt und fortgesetzt behördliche Schutzmaßnahmen gefordert.³¹ Der von ihm gegen die Konsumvereine als sog. mittelstandsvernichtende Konkurrenz geführte Kampf entbehrte jedoch bei einem Anteil der Konsumgenossenschaften am Gesamtumsatz des deutschen Lebensmitteleinzelhandels von 9 bis 11 Prozent in den Jahren zwischen 1929 und 1931 einer realen Grundlage oder tatsächlichen ökonomischen Bedrohung.³² In weitaus größerem Maße ging diese – neben den allgemeinen Bedingungen der Weltwirtschaftskrise seit Ende der zwanziger Jahre – von der starken „Übersetzung“ mit Kleinbetrieben in diesem Bereich aus. Hierin zuallererst und weniger in der Konkurrenz der Großbetriebsformen ist die ökonomisch schlechte Situation des Lebensmitteleinzelhandels zum Ende der Weimarer Republik begründet. Ab 1929 griff die NSDAP die protektionistischen Wünsche des gewerbetreibenden Einzelhandels organisatorisch in Kampfbünden auf und trieb in den folgenden Jahren die gewalttätige Auseinandersetzung voran. Daneben gelang es ihr in einigen Ländern (ermöglicht durch ihre Wahlerfolge und Regierungsbeteiligungen), dessen sich zu eigen gemachte fortgesetzte Forderungen nach einer Sonderbesteuerung der Konsumvereine durchzusetzen.

Nachdem Adolf Hitler am 30. Januar 1933 durch den Reichspräsidenten Paul von Hindenburg zum Reichskanzler ernannt worden war, schien es nur eine Frage weniger Wochen, bis durch entsprechende Maßnahmen der neuen Koalitionsregierung aus Nationalsozialisten, Deutschnationalen und parteilosen Kabinettsmitgliedern den Konsumgenossenschaften mit vergleichbaren Maßnahmen nun reichsweit und endgültig die Existenzgrundlage entzogen werden würde.

Doch entgegen den Erwartungen, die in den mittelständischen Kreisen angesichts der nationalsozialistischen Versprechungen und der bisherigen Politik der NSDAP in den Ländern an die Regierungsverantwortung der Nazis geknüpft worden waren, kam es nicht zur Auflösung bzw. Zerschlagung der dem gewerblichen Mittelstand verhaßten Konkurrenz. Die Konsumvereine wurden gleichgeschaltet und politisch der Deutschen Arbeitsfront unterstellt. Die DAF entsandte Beauftragte in die örtlichen Genossenschaften und Bezirksverbände, und Ley setzte einen „Reichsbeauftragten für die deutschen Verbrauchergenossenschaften“ ein. Ein großer Teil der Funktionäre in den Vorständen und Aufsichtsräten blieb im Amt! Das Reichswirtschaftsministerium behielt in den

31 Grundlegend hierzu Heinrich August Winkler, *Mittelstand, Demokratie und Nationalsozialismus* ..., a. a. O., S. 44 ff.

32 Vgl. Ulrich Kurzer, *Nationalsozialismus und Konsumgenossenschaften* ..., a. a. O., S. 51–55 und 448–457; Robert Nieschlag, *Der Weg des deutschen Binnenhandels. Eine Studie des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung*, 2 Teile, in: *Europa-Archiv*, Jg. 2 (1947), S. 811–817 und S. 881–886, hier S. 882.

wirtschaftlichen bzw. wirtschaftspolitischen Fragen zur Behandlung der Konsumgenossenschaften die federführende Kompetenz. Im Juni 1933 bewilligte das Kabinett auf Antrag des Ministeriums schließlich Gelder aus dem Reichshaushalt zur Sanierung der Konsumvereine und vollendete damit einen Kurswechsel in der Konsumgenossenschaftsfrage, der sich in drei Etappen vollzog. Die erste – beginnend mit dem 30. Januar 1933 – fand ihr Ende mit einer Regierungsverlautbarung am 28. April. Eine finanzielle Unterstützung der Konsumvereine durch das Reich wurde hiernach zwar für die Zukunft ausgeschlossen, aber die Regierung erklärte gleichzeitig, sie beabsichtige nicht, Maßnahmen zu ergreifen, die den Bestand der Konsumvereine gefährdeten. Auch entsprechende Einzelaktionen – das meinte die nach der Wahl vom 5. März noch gesteigerten Aktivitäten nationalsozialistischer Eingriffe in den konsumgenossenschaftlichen Geschäftsbetrieb, insbesondere durch den „Kampfbund für den gewerblichen Mittelstand“ – wollte sie nicht mehr billigen. Diese Ein- und Übergriffe hatten sich keineswegs auf die Konsumvereine beschränkt; in der gesamten Wirtschaft und den Behörden entfalteten nationalsozialistische Organisationen ihre Aktivitäten, führten Beschlagnahmungen durch, vertrieben Amtsinhaber und setzten sog. Kommissare ein. Doch: In gleicher Weise, wie schon verschiedene Versuche Hitlers, Görings und Fricks in der ersten Märzhälfte und von Heß am 7. April erfolglos geblieben waren, verhallte auch diese Erklärung des Kabinetts vom 28. April bei den Adressaten weitgehend wirkungslos. Man muß sich hierbei vergegenwärtigen, daß die parteioffizielle Boykottaktion der ersten Apriltage gegen die angeblich im Ausland geführte „jüdische Greuelhetze“ als Kulminationspunkt der seit der Märzwahl ständig zunehmenden Übergriffe im gesamten öffentlichen Leben in den Kreisen der mittelständischen Parteibasis natürlich die Hoffnung genährt hatte, daß nunmehr die Tage ihrer Konkurrenten gezählt seien. Tatsächlich aber befand sich das Regime in einer Zwickmühle: einerseits erwiesen sich diese gewalttätigen Aktionen für den Gleichschaltungsprozeß als durchaus funktional; zumeist schufen sie Fakten, die beispielsweise die nationalsozialistische Ausrichtung der Einzelhandelsverbände erleichterten. Andererseits aber durfte weder in der deutschen Industrie noch im Ausland der Eindruck einer unberechenbaren Wirtschaftspolitik entstehen.

Besonders in den Tagen nach der Wahl vom 5. März 1933 von den nationalsozialistischen Ein- und Übergriffen nicht unbeeindruckt, sondern irritiert, machte das Reichswirtschaftsministerium schließlich Anfang April das Kabinett auf die Gefährdung der den Konsumgenossenschaften gewährten Reichsbürgschaften durch diese die wirtschaftliche Lage der Konsumvereine nachhaltig verschlechternden fortgesetzten Übergriffe aufmerksam. Die Reichsbank artikulierte darüber hinaus die Befürchtung, daß andauernde Rückzahlungen konsumgenossenschaftlicher Spareinlagen nicht ohne Auswirkungen auf das übrige Sparkassenwesen bleiben könnten. Vor diesem Hintergrund kam es Ende April 1933 zu der Verlautbarung des Kabinetts, die sich aber als nicht ausreichend erwies. Ende Juni vollendete daher die Regierung den Kurswechsel angesichts der fortwährenden wirtschaftlichen Abwärtsentwicklung der Konsumgenossenschaften und der durch ihre Unterstellung unter die Arbeitsfront veränderten politischen Situation: die von den Präsidialkabinetten eingeleitete Bürgschaftsaktion wurde am 23. des Monats – und dies steht für den zweiten Schritt der Kursänderung – nicht nur fortgeführt, sondern wenige Tage später, am 27. Juni, um sechs Millionen Reichsmark aufgestockt, womit der

Kurswechsel endgültig vollzogen war.³³ Heß hatte unmittelbar nach diesem Kabinettsbeschluß eine Erklärung veröffentlicht, wonach die Haltung der NSDAP in der Konsumgenossenschaftsfrage zwar unverändert sei, die Partei aber angesichts der Wirtschaftslage keine Maßnahmen für geboten halte, die zum Zusammenbruch der Konsumvereine führen würden. Mitte Juli informierte das Reichswirtschaftsministerium die Länderregierungen und wenig später die Öffentlichkeit ausführlich über die Motive und Auswirkungen dieser Entscheidung, die im gewerblichen Mittelstand erwartungsgemäß keinen Zuspruch fand, woran auch die Erklärung von Heß nichts zu ändern vermocht hatte.³⁴

In der Zwischenzeit war es am 11. Mai durch eine Vereinbarung zwischen Hitler und Ley zur Unterstellung der Konsumvereine unter die DAF gekommen, in deren Folge die Arbeitsfront den Gleichschaltungsprozeß forcierte. Umgehend traten Beauftragte in die Vorstände bzw. Geschäftsleitungen der Bezirksverbände und örtlichen Genossenschaften ein, und schon im August wurde die – von Ley bereits am 15. Mai angekündigte – Zwangsverschmelzung von Zentralverband und Reichsverband vollzogen. Auch in dem hieraus gebildeten „Reichsbund der deutschen Verbrauchergenossenschaften, GmbH (GEG)“ stützte sich die DAF bei der Besetzung der Geschäftsführung auf das Personal der beiden zentralen Verbände und dabei maßgeblich auf Personen aus dem ehemaligen Zentralverband deutscher Konsumvereine, während der Aufsichtsrat der Gesellschaft mehrheitlich aus den nationalsozialistischen Bezirksbeauftragten der DAF bestand. Den Versuchen des „Kampfbundes für den gewerblichen Mittelstand“, auf diesen Gleichschaltungs- und Umstrukturierungsprozeß Einfluß zu nehmen und damit die Auflösung der Konsumvereine zu bewirken, war kein Erfolg beschieden. Bekanntermaßen fiel er durch seine fortgesetzten eigenmächtigen Eingriffe in die Wirtschaft im August 1933 selbst der Auflösung anheim. Offiziell wurde die Unterstellung der Konsumvereine unter die Arbeitsfront vorgenommen, um die „Spargroschen der deutschen Arbeiter und Angestellten“ zu erhalten und „die großen Werte, die in den Konsumvereinen festgelegt [...] und zweifellos gefährdet sind, nicht verfallen zu lassen“. Ziel dieser Aktion sollte zwar „die möglichst verlustlose Abwicklung“³⁵ sein, die Ley dem zum „Reichsbeauftragten für die deutschen Verbrauchergenossenschaften“ ernannten neuen nationalsozialistischen Direktor der Arbeiterbank Karl Müller übertrug, doch es kam anders.

Nach Bludau und Hasselmann ist die zu diesem Zeitpunkt unterlassene Zerschlagung der Konsumvereine auf die persönliche Initiative zweier führender Konsumgenossenschaftler (nämlich Henry Everling und Robert Schloesser) zurückzuführen, denen es zwischen Mitte April und Mitte Mai gelungen sei, Ley – als dafür vorgesehene Person –

33 Vgl. die entsprechenden Passagen in der Niederschrift der Kabinettsitzungen in: Akten der Reichskanzlei. Regierung Hitler 1933–1938. Hrsg. für die Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften von Konrad Repgen, für das Bundesarchiv von Hans Booms, bearbeitet von Karl-Heinz Minuth, Teil I: 1933/34, 2 Bde., Boppard a. Rhein 1989 (künftig zitiert: AdR. Reg. Hitler, Teil I), Bd. 1, S. 587 f., S. 602 und S. 699.

34 Die Erklärung von Heß in: Bundesarchiv Berlin (künftig zitiert: BArch), 31.01 Nr. 10578, fol. 484. Abdruck in: Ulrich Kurzer, Nationalsozialismus und Konsumgenossenschaften ..., a. a. O., S. 123, vgl. auch a. a. O., S. 126 ff. Der Erlaß des RWM vom 17. Juli ist abgedruckt in: AdR. Reg. Hitler, Teil I, Bd. 1, S. 699–701.

35 Die Zitate aus der Notiz des *Völkischen Beobachters* [vermutlich Berliner Ausgabe] vom 12. Mai 1933, Ausschnitt in: BArch, 31.01 Nr. 10591, fol. 151.

von diesem Vorhaben abzubringen.³⁶ Ihre Darstellungen aus den Jahren 1968 und 1971 werden durch einen im Bundesarchiv Koblenz überlieferten – im Februar 1973 angefertigten und wenig später (im März) noch ergänzten – Erinnerungsbericht Bernhard Brastrups, eines beteiligten Zeitzeugen, dahingehend korrigiert, daß für die unterbliebene Zerschlagung nur der Einsatz Schloessers maßgeblich gewesen sei.³⁷

Gegen diese personalisierende Betrachtung ist meines Erachtens eine Reihe nachhaltiger Vorbehalte anzumelden. Gewiß haben Everling und Schloesser mit Ley zu einem wichtigen Zeitpunkt gesprochen. Doch der Entschluß zum Fortbestand der Konsumvereine ist ohne Zweifel nicht ihrer Initiative geschuldet, sondern in dem Geflecht übergeordneter gewichtiger Reichsinteressen begründet, das von der NSDAP nicht ignoriert werden konnte.

Die mit der Unterstellung der Konsumvereine unter die Arbeitsfront begonnene Gleichschaltung dokumentierte die – den oben genannten Reichsinteressen geschuldete – geänderte politische Bewertung der Konsumgenossenschaften; die zukünftigen Maßnahmen sollten und mußten ihren Fortbestand sichern. Dies brachte Mitte Juli 1933 der Erlaß des Reichswirtschaftsministeriums an die Länderregierungen unzweifelhaft zum Ausdruck. Die DAF hatte, wie oben skizziert, sofort nach der Vereinbarung vom 11. Mai damit begonnen, den Gleichschaltungsprozeß voranzutreiben. Im September 1933 trat Ley dann mit dem Plan einer „Reichsverbrauchergenossenschaft“ an die Öffentlichkeit. Damit verstellte er sich frühzeitig die Möglichkeit, zumindest in der Konsumgenossenschaftsfrage das Reichswirtschaftsministerium als Verbündeten gegen den Stellvertreter des Führers zu gewinnen, wenngleich ein solches Bündnis angesichts der sonst noch von der DAF im Bereich der gewerblichen Wirtschaft gegen das Reichswirtschaftsministerium und andere Ressorts angestellten Expansionsbestrebungen wohl kaum dauerhaften Bestand gehabt haben dürfte.

Der Plan der „Reichsverbrauchergenossenschaft“ dokumentiert unzweideutig den Expansionsdrang der Arbeitsfront, sich auf Kosten anderer Herrschaftsträger Einfluß im nationalsozialistischen Staat zu verschaffen. Er wurde in der DAF ohne Kenntnis des in den wirtschaftlichen Angelegenheiten der Konsumgenossenschaften zuständigen Reichswirtschaftsministeriums ausgearbeitet und diesem erst nach Abschluß zur Kenntnis gebracht, sah an keiner Stelle Kompetenzen des Ministeriums vor und hielt außerdem an denjenigen Konsumvereinen fest, die ökonomisch angeschlagen waren und – wie im Erlaß des Reichswirtschaftsministeriums vom Juli angekündigt – liquidieren sollten. Auch im gewerblichen Mittelstand stieß Leys Vorhaben auf Ablehnung. Man befürchtete – während weiter für die Auflösung der Konsumgenossenschaften eingetreten wurde – die Bildung eines Großunternehmens, das den selbständigen Einzelhandel erdrücken werde.

36 Vgl. Kuno Bludau, *Nationalsozialismus und Genossenschaften ...*, a. a. O., S. 104 und S. 109 ff.; Erwin Hasselmann, *Konsumgenossenschaften ...*, a. a. O., S. 461 ff. Henry Everling war Geschäftsführer der Hamburger Großverkaufs-Gesellschaft deutscher Konsumvereine (GEG), Robert Schloesser war Vorstandsmitglied des Kölner Reichsverbands und mit Ley aus der gemeinsamen Schulzeit bekannt.

37 Vgl. Bundesarchiv Koblenz, *Kleine Erwerbungen*, Nr. 602. Brastrup war seinerzeit Mitarbeiter Schloessers. In seinem Erinnerungsbericht legte er sich darauf fest, daß es ausschließlich Schloessers Verdienst gewesen sei, daß die Konsumvereine im Mai 1933 nicht das gleiche Schicksal wie die Freien Gewerkschaften ereilte.

Im März 1934 stellte die DAF mit einer Vereinbarung zwischen dem Beauftragten für die deutschen Verbrauchergenossenschaften und der „Nationalsozialistischen Handwerks-, Handels- und Gewerbeorganisation“ (NS-Hago) das Reichswirtschaftsministerium erneut vor vollendete Tatsachen. Gleichzeitig konterkarierte diese Übereinkunft die seit Dezember 1933 andauernden Bemühungen des Ministeriums um einen gemeinsam mit dem Stellvertreter des Führers zu veröffentlichenden Erlaß, in dem noch einmal klargestellt werden sollte, daß zwischen der Stellung der Reichsregierung zu den Konsumvereinen auf der Grundlage des Erlasses vom Juli 1933 und der Erklärung von Heß in der Konsumgenossenschaftsfrage im Juni 1933 (die zum Anlaß jeweils unterschiedlicher Berufungen von Konsumvereinen und gewerblichem Mittelstand geworden waren) keine Differenzen bestünden. Doch gerade diese gab es: der Widerstand des Stellvertreters des Führers (als der parteiseitigen Vertretungsinstanz mittelständischer Interessen) gegen den vom Reichswirtschaftsministerium (als dem Ort einer berechenbaren pragmatischen Wirtschaftspolitik) gewünschten klärenden gemeinsamen Erlaß wirkte sich auf die geschäftliche Entwicklung einiger Konsumvereine in so nachhaltiger Weise aus, daß er für den im Gesetz über Verbrauchergenossenschaften gefaßten Beschluß zur Liquidation der sog. ungesunden Konsumvereine verantwortlich gemacht werden muß.

Die Eigenmächtigkeiten der DAF und ihre Eingriffe in die wirtschaftspolitische Kompetenz des Reichswirtschaftsministeriums veranlaßten das Ministerium ab Mai 1934 zu dem Versuch, die Konsumvereine von der Arbeitsfront „abzutrennen“. Dabei fand es im Stellvertreter des Führers einen Verbündeten, dem es darum ging, die von ihm der Kommission für Wirtschaftspolitik übertragene parteiseitige Überwachung seiner Verlautbarung vom 9. Juli 1934 (die auch die konsumgenossenschaftliche Werbetätigkeit zum Inhalt hatte) gegen die DAF durchzusetzen.

Wenn auch nicht eindeutig zu belegen ist, daß der Konflikt zwischen Heß und Ley in ihren Kompetenzüberschneidungen in der NSDAP begründet ist, so muß doch davon ausgegangen werden, daß ihre Kontroversen bezüglich der jeweiligen Zuständigkeiten in der Konsumgenossenschaftsfrage hierin eine schlüssige Erklärung finden. Außerdem wird diese Vermutung durch die im zweiten Halbjahr 1934 ausbrechenden und im Februar 1935 beendeten Auseinandersetzungen zwischen der Arbeitsfront und dem Amt des Stellvertreters des Führers um die Zuständigkeit und Tätigkeit der Kommission für Wirtschaftspolitik gestützt.

Die bereits im ersten Halbjahr 1934 feststellbaren Fronten finden hier eine Fortsetzung. Zum einen trachteten das Reichswirtschaftsministerium und der Stellvertreter des Führers (wenn auch aus unterschiedlichen Motiven) danach, die DAF aus der parteipolitischen Zuständigkeit zu verdrängen, zum anderen arbeiteten beide gegeneinander. Während es dem Ministerium um wirtschaftspolitische Entscheidungen ging, die zur Sanierung der Konsumvereine beitrugen, trat der Stellvertreter des Führers mit seinem wirtschaftspolitischen Beraterstab für eine Beschränkung der konsumgenossenschaftlichen Geschäftstätigkeit und damit, zumindest teilweise, für die Interessen der mittelständischen (Wähler-)Basis der NSDAP ein, ohne jedoch deren Maximalforderungen nach einer vollständigen Auflösung der Konsumvereine vertreten zu können. Seinen Widerstand gegen die vom Reichswirtschaftsministerium verfolgte Politik hatte Heß erstmals im Juni 1934 aufgeben müssen, als Hitler – offensichtlich angesichts der vom

Reichswehrminister vorgebrachten Argumente für die Fortführung der in den militärischen Planungen des Aufstellungsfalls von Truppen bei der Mobilmachung eingebundenen Konsumvereine und vor dem Hintergrund der Bedeutung der Reichswehr in der damals aktuellen innenpolitischen Situation – für eine gemeinsame Erklärung von Heß und Reichswirtschaftsministerium eintrat. Im Februar 1935 mußte Heß nach Hitlers Entscheidung, die Konsumgenossenschaftsfrage endgültig dem Reichswirtschaftsministerium unter ausschließlich wirtschaftspolitischen Aspekten zu überlassen, ein weiteres Mal die starke Position des Reichswirtschaftsministeriums anerkennen. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte sich die geschäftliche Entwicklung einiger großer Konsumvereine fortgesetzt verschlechtert, so daß das Reichswirtschaftsministerium ihren baldigen Konkurs und damit Auswirkungen auf die übrigen Konsumgenossenschaften befürchtete. Das Ministerium verband daher ihre Behandlung mit der grundsätzlichen Frage nach der Zukunft der Konsumvereine im nationalsozialistischen Staat. Ende Februar kam es zur ersten (von insgesamt fünf) Besprechungen. Das schließlich im Mai 1935 verabschiedete Gesetz über Verbrauchergenossenschaften folgte zum größten Teil einem schon im Februar vorgelegten Plan aus dem Reichswirtschaftsministerium, der die Liquidation nur der als lebensunfähig bezeichneten Konsumgenossenschaften mit Mitteln aus dem Reichshaushalt förderte. Im April hatte sich Hjalmar Schacht nach seinem Amtsantritt als Reichswirtschaftsminister³⁸ erstmals direkt in die Verhandlungen eingeschaltet und war dabei von der bisher durch sein Ministerium verfolgten Liquidation ausschließlich der konkursreifen Konsumvereine abgerückt. Seine – schon in einen Gesetzentwurf gekleideten – Überlegungen wurden praktisch in letzter Minute vom Reichsfinanzministerium (unter Beteiligung des zuständigen Referats im Reichswirtschaftsministerium, der Deutschen Zentralgenossenschaftskasse und des Reichskommissariats für das Kreditwesen) verhindert. Im RFM war man nicht bereit, die Kosten zu übernehmen, die bei einer Durchführung von Schachts Vorhaben entstanden wären. Die Motive für die Initiative des Reichswirtschaftsministers bleiben im verborgen.

Ein Erfolg war auch dem Vorstoß der Reichsgruppe Handel nicht beschieden, die die Überlegungen aus dem Reichswirtschaftsministerium zur künftigen Rolle der Konsumgenossenschaften im nationalsozialistischen Staat zum Anlaß genommen hatte, im März 1935 einen Vorschlag zur Auflösung aller Konsumgenossenschaften auszuarbeiten. Ein Jahr später vermochte sie sich bei der Privatisierung der Anlagen in Liquidation befindlicher Konsumvereine abermals nicht durchzusetzen. Neben dem bereits im Frühjahr 1935 maßgeblichen finanziellen Aspekt, an dem ihr Vorhaben – das im Ergebnis erneut auf die Auflösung der Konsumgenossenschaften gerichtet war – auch 1936 scheiterte, war hierfür außerdem ihre Bereitschaft ausschlaggebend, die DAF in ihre Planungen einzubeziehen. Das Reichswirtschaftsministerium ließ diese Pläne offiziell wegen finanzieller Fragen hinsichtlich einer Garantie für die in den liquidierenden Konsumvereinen angelegten Spargelder scheitern. Dahinter aber stand die Absicht, der Arbeitsfront, die mit dem Gesetz über Verbrauchergenossenschaften ihre Kompetenzen in der

38 Hjalmar Schacht war RWM vom 31. Januar 1935 bis 26. November 1937. Zwischen dem 30. Juli 1934 und dem 30. Januar 1935 war er – in Vertretung des RWM Schmitt – mit der Wahrnehmung der Geschäfte des RWM beauftragt.

Konsumgenossenschaftsfrage eingebüßt hatte, nicht die Gelegenheit zu eröffnen, sich an der weiteren Behandlung dieser Angelegenheit entscheidend zu beteiligen. Zwar hatte die DAF noch Gelegenheit, sich bei den Verhandlungen zur Privatisierung der aufzulösenden Konsumvereine einzubringen, die Tatsache der nun ausschließlichen Zuständigkeit des Reichswirtschaftsministeriums aber vermochte sie nicht mehr zu revidieren. Erst mit der im Februar 1941 ergangenen Verordnung zur Anpassung der verbrauchergenossenschaftlichen Einrichtungen an die kriegswirtschaftlichen Verhältnisse konnte sie das verlorene Terrain zurückgewinnen.

Entgegen seiner ursprünglichen Absicht, die Anlagen der nach den Bestimmungen des Gesetzes über Verbraucher-genossenschaften zu liquidierenden Konsumvereine auf selbstständige Einzelhändler zu überführen, mußte das Reichswirtschaftsministerium in vierundzwanzig Fällen die Gründung von Auffanggesellschaften zulassen. Mit dieser sog. gesellschaftlichen Privatisierung (gesellschaftlich, weil die Übernahme durch eine Auffanggesellschaft erfolgte) gelang es der Deugro,³⁹ „einen Teil der [aufzulösenden] Verbraucher-genossenschaften in eigene Tochtergesellschaften umzuwandeln und damit die Warenbezugsbindungen“⁴⁰ aufrechtzuerhalten. Das RWM erlaubte diesen Weg der Privatisierung schließlich, weil in den vierundzwanzig Fällen anders die vom RWM zur Schonung des Reichszuschusses von sechzig Millionen Reichsmark angestrebte günstigste Verwertung der konsumgenossenschaftlichen Einrichtungen nicht möglich war. Allerdings waren diese Auffanggesellschaften als sog. Durchgangsstation für die weiterhin beabsichtigte Einzelprivatisierung (also die Übernahme genossenschaftlicher Produktionsbetriebe und Verteilstellen durch private Einzelhändler) gedacht. Nach Ablauf einer Frist von drei bis vier Jahren sollten die Geschäftsführer der Auffanggesellschaften „gegenüber der örtlichen Parteistelle, der höheren Verwaltungsbehörde und der Industrie- und Handelskammer gegenüber“ offenlegen, „was zwischenzeitlich von der Auffanggesellschaft geschehen ist, um die notwendige Einzelprivatisierung der übernommenen Läden und sonstigen Anlagen durchzuführen, und welche Maßnahmen zu diesem Ziele noch zu erfolgen haben“.⁴¹ Im Oktober 1936 war die mit dem Gesetz über Verbraucher-genossenschaften eingeleitete Privatisierungsaktion im wesentlichen abgeschlossen.⁴² Frühestens im Sommer 1939 hätte die vorstehend skizzierte Überprüfung der weiteren Privatisierungsanstrengungen der Auffanggesellschaften angestanden. Doch

39 Die Deugro war die Deutsche Großeinkaufs-Gesellschaft mbH, die durch die nach dem Gesetz über Verbraucher-genossenschaften erfolgte Neuorganisation der konsumgenossenschaftlichen Zentralorganisationen gebildet worden war. Der bisherige Reichsbund der deutschen Verbraucher-genossenschaften GmbH (GEG), der „Nachfolger“ der alten GEG, der Großeinkaufsgesellschaft deutscher Konsumvereine (der „Hamburger Richtung“), wurde unter gleichzeitiger Abstoßung seiner bisherigen genossenschaftlichen Verbandsfunktion in Deugro umbenannt, während die zentrale Vertretung konsumgenossenschaftlicher Interessen dem nun neu gegründeten Reichsbund der deutschen Verbraucher-genossenschaften e. V. oblag. Die Aufgabe der betriebswirtschaftlichen Prüfung erfüllte weiterhin der Revisionsverband der deutschen Verbraucher-genossenschaften e. V.

40 Karl Ditt, *Die Konsumgenossenschaften* ..., a. a. O., S. 99.

41 So das RWM im Erlaß vom 17. Juni 1936, Exemplar in: BAArch, 31.01 Nr. 10528, fol. 449 f., hier fol. 450.

42 Vgl. das Schreiben des RWM an die Deugro vom 17. Oktober 1936. Der Entwurf in: BAArch, 31.01 Nr. 10529, fol. 312 f. Ein Exemplar des Schreibens in: Staatsarchiv Detmold (künftig zitiert: STA DT), L 8o II A zu Gruppe V, Titel 14, Nr. 21, Bd. 1, fol. 227–230.

schon im Sommer 1938, ein Jahr früher als vorgesehen, begann das RWM unter dem neuen Minister Walter Funk mit dieser Überprüfung.

III. Funks Vorstoß zur Liquidierung des konsumgenossenschaftlichen Wirtschaftsbereichs

Am 24. Mai 1938 erklärte Funk, der Schacht (nach Görings wichtigem Zwischenspiel im Amt des Reichswirtschaftsministers) Anfang 1938 gefolgt war, „daß die Frage der Konsumvereine von ihm wieder aufgegriffen werde, mit dem Ziel einer Liquidierung der Deutschen Großeinkaufsgesellschaft und der einzelnen Verbrauchergenossenschaften, weil diese Gebilde als kollektive Großbetriebe von Verbrauchern nicht den Grundsätzen der nationalsozialistischen Wirtschaftsführung entsprächen“.⁴³ Und wörtlich weiter: „Uns liegt daran, eine möglichst große Zahl von gesunden Einzelunternehmen mit starkem Verantwortungsbewußtsein und starker Unternehmerinitiative zu schaffen, aber nicht kollektive Wirtschaftsgebilde, die dem besonderen Interesse eines einzelnen Standes oder Berufes dienen. Es darf bei uns kein berufsständisches Denken und Streben, sondern nur noch ein nationalsozialistisches Denken und Streben in der einen, einzigen, großen Volksgemeinschaft geben.“⁴⁴ Vergleicht man diese Äußerungen Funks, die anlässlich der Amtseinführung Franz Haylers als neuer Leiter der Reichsgruppe Handel fielen, mit Verlautbarungen nationalsozialistischer Mittelstandsvertreter und -vertretungen, so kann die Affinität deutlicher nicht ausfallen. Im Januar 1934 beispielsweise wandte sich die „Hauptgemeinschaft des Deutschen Einzelhandels“ an Rudolf Heß, der in der NSDAP dezidiert für mittelstandspolitische Interessen eintrat, und gab ihrer Hoffnung Ausdruck, daß die „endgültige Regelung“ der zwischen gewerblichem Einzelhandel und Konsumgenossenschaften strittigen Frage der zulässigen Werbung „im Sinne nationalsozialistischer Wirtschaftsauffassung darin bestehen wird, die Konsumvereine in das Eigentum selbständiger und verantwortlicher Kaufleute zu überführen“.⁴⁵ Auch der „Reichsstand des deutschen Handwerks“ erkannte gegenüber dem RWM in dieser Frage „eine endgültige Lösung [...] nach wie vor [und allein] in der Beseitigung der Konsumvereine, die wir [...] erneut in die Wege zu leiten bitten“.⁴⁶ Abschließend noch ein Zitat aus der Feder von Haylers Vorgänger im Amt des Leiters der Reichsgruppe Handel, Carl Luer, der im März 1935 bei den Verhandlungen im Vorfeld des Gesetzes über Verbrauchergenossenschaften zu einem im RWM ausgearbeiteten Lösungsvorschlag eine Stellungnahme vorlegte, in der er programmatisch formulierte: „Der Nationalsozialismus strebt eine Wirtschaftsordnung an, in der jeder deutsche Volksgenosse im Rahmen seiner Kräfte und Gaben seinen Platz ausfüllen soll, um hier eine möglichst schöpferische Initiative zu entfalten. Dieses Ziel wird nur dann erreicht werden können, wenn möglichst viele gesunde und leistungsfähige Betriebe unter selbstverantwortlicher Leitung einer sittlichen Persönlichkeit vorhanden sind, und zwar in der Form ertragreicher

43 So der Bericht des *Völkischen Beobachters*, Norddeutsche Ausgabe, Berlin, Nr. 146 vom 26. Mai 1938, S. 11.

44 Zitiert nach ebenda.

45 Schreiben vom 31. Januar 1934, Abschrift für den RWM, in: BArch, 31.01 Nr. 10576, fol. 64–68, hier fol. 64.

46 So im Schreiben vom 26. Mai 1934, in: BArch, 31.01 Nr. 10595, fol. 196 f., hier fol. 196.

Wirtschaftseinheiten. Kollektive Konsumentenbetriebe [und das meint u. a. die Konsumvereine], die Einzelhandel, Großhandel, Handwerk, Industrie, Banken, Versicherungsgewerbe usw. letzten Endes in einem einzigen riesigen Unternehmen in sich vereinigen, sind für eine wahre Volksgemeinschaft ein Unding. Sie sind nicht staatsnotwendig oder staatserhaltend, sondern sogar staatszersetzend.“⁴⁷

Funk, der ehemals (Anfang der dreißiger Jahre) noch „enge Beziehungen zur Schwerindustrie und zum Reichswehrministerium unterhielt“ und seinerzeit, „als Verfechter eines großwirtschaftlichen Privatkapitalismus“ maßgeblich dafür sorgte, „das Verhältnis zwischen NSDAP und Industrie zu verbessern, wobei er in internen Industrie-Zirkeln pointiert die ‚sozialistische‘ Komponente des Parteiprogramms preisgab, die er mit der Notwendigkeit der Agitation entschuldigte“, ⁴⁸ vertrat in der Konsumgenossenschaftsfrage nunmehr die Position des gewerblichen Mittelstands, der sich zu keiner Zeit damit abfinden wollte, daß die Konsumvereine (und überhaupt alle großbetrieblichen Unternehmen) ihm als Konkurrenten erhalten blieben.

Funks Motive für diesen Vorstoß bleiben im verborgenen. Auch Ditt, der den Wechsel im RWM vor dem Hintergrund der Verbrauchergenossenschaften als ein wichtiges „Instrument der nationalsozialistischen Wirtschaftspolitik“ betrachtet, weshalb die Konsumvereine „trotz des Wechsels von Schacht zu Funk zumindest eine Kontinuität der Stützungs politik des Reichswirtschaftsministeriums erwarten“ konnten, stellt nur fest, daß Funk „weitgehend auf die Seite des Einzelhandels gezogen“ wurde.⁴⁹ Möglicherweise steht Funks Ankündigung im Kontext mit dem Amtsantritt von Rudolf Schmeer, der im Zuge der Neuorganisation des Reichswirtschaftsministeriums vom Februar 1938 zum Leiter der Hauptabteilung III bestellt worden war. Bis dahin stand Schmeer als Hauptdienstleiter (und Vertreter Leys) in Diensten der Arbeitsfront, und die Vermutung liegt nahe, daß Funks Stellungnahme zu den Konsumgenossenschaften und die Berufung von Leys Stellvertreter in das RWM in einem direkten Zusammenhang stehen. Doch ohne eine Prüfung der Archivalien kann diesbezüglich keine These gewagt werden.⁵⁰

Den Schwerpunkt der nunmehrigen Aktivitäten des RWM in der Konsumgenossenschaftsfrage bildeten anscheinend die Anstrengungen zur Privatisierung der vierundzwanzig Auffanggesellschaften, die im Zuge der gesellschaftlichen Privatisierung nach dem Gesetz vom 21. Mai 1935 von der Deugro gebildet worden waren. Eine Auflösung

47 Exemplar der Stellungnahme vom 11. März 1935 in: BArch, 31.01, Nr. 10524, fol. 267–276, hier fol. 274.

48 Dirk Stegmann, *Kapitalismus und Faschismus in Deutschland 1929–1934. Thesen und Materialien zur Restituierung des Primats der Großindustrie zwischen Weltwirtschaftskrise und beginnender Rüstungskonjunktur*, in: *Gesellschaft. Beiträge zur Marxschen Theorie*, Bd. 6, Frankfurt a. M. 1976, S. 19–91, hier S. 34 f.

49 Karl Ditt, *Die Konsumgenossenschaften ...*, a. a. O., S. 102.

50 Vgl. Anm. 70 zur hierfür zumindest erforderlichen Auswertung von Unterlagen des RWM in Archiven des Bundesarchivs. Zur Neuorganisation des RWM: Dieter Petzina, *Autarkiepolitik im Dritten Reich. Der nationalsozialistische Vierjahresplan*, Stuttgart 1968, S. 64 ff.; BArch, R 7 Nr. 7, fol. 24 ff. Hinweise zu Schmeer bei Franz Neumann, *Behemoth ...*, a. a. O., S. 433, wonach Schmeer allerdings „der traditionellen Politik des [Reichswirtschafts-]Ministeriums“ folgt und die Position stützt, nach der die NSDAP „im Wirtschaftsleben nichts zu suchen habe“. Vgl. weiter: Arthur Schweitzer, *Die Nazifizierung ...*, a. a. O., S. 127 f., 165; Timothy Mason, *Sozialpolitik ...*, a. a. O., S. 293 ff.; Georg Thomas, *Geschichte der deutschen Wehr- und Rüstungswirtschaft (1918–1943/45)*. Hrsg. von Wolfgang Birkenfeld, Boppard a. Rhein 1966, S. 372; Ronald Smelser, Robert Ley. Hitlers Mann an der „Arbeitsfront“. Eine Biographie, Paderborn 1989, S. 155.

dieser „Tochtergesellschaften-B“ der Deugro konnte nicht ohne Auswirkungen auf die Muttergesellschaft selbst bleiben, die in der Regel die Mehrheit der GmbH-Anteile hielt.⁵¹ Eine gleichzeitige Einflußnahme auf die 1935 nicht liquidierenden Konsumgenossenschaften ist in den ausgewerteten Archivalien nicht feststellbar. Auch Ditt schildert keine diesbezüglichen Aktivitäten; offensichtlich sind diese Konsumvereine erst im Frühjahr 1940⁵² bei der Vorbereitung der 1941 vollzogenen Gründung des „Gemeinschaftswerks“ der DAF gezielt ins Visier genommen worden. Die von Ditt in diesem Zusammenhang aber dargestellten Aktivitäten Leys, bei deren Analyse ihm zufolge „offen bleiben“ muß, ob sie „durch die Äußerungen Funks veranlaßt worden waren oder die Folgen einer Politik waren, die seit dem Rücktritt Schachts darauf abzielte, die dem Reichswirtschaftsministerium unterstehenden Berufsorganisationen und Institutionen stärker unter die Kontrolle der DAF zu bekommen“,⁵³ können meines Erachtens für die Konsumgenossenschaften eindeutig beantwortet werden: Leys Aktivitäten stehen nicht mit dem sonst wichtigen Wechsel im Reichswirtschaftsministerium und der Neuorganisation der wirtschaftspolitischen Kompetenzen im Vierjahresplan im Zusammenhang. Denn nachdem die Arbeitsfront 1935 durch das Gesetz über Verbrauchergenossenschaften ausgebootet worden war, versuchte sie in einem Sonderbericht nachzuweisen, daß von den Konsumvereinen eine innenpolitische Gefahr ausgehe; insbesondere den in ihnen noch immer im Amt befindlichen Funktionären der SPD wurden „marxistische Umtriebe“ und „politische Unzuverlässigkeit“ bescheinigt.⁵⁴ Nachdem die DAF bis dahin Überwachungsmaßnahmen der Staatspolizeistellen scharf kritisiert hatte, war man jetzt zur Zusammenarbeit mit dem Geheimen Staatspolizeiamt (Gestapa) bereit. Im März 1937 legten die im Gestapa zuständigen Dienststellen einen Bericht vor, in dem neben Erhebungen der Staatspolizeistellen auch auf Material zurückgegriffen werden konnte, das die DAF (Amt Information) zur Verfügung gestellt hatte.⁵⁵ Wenngleich in dem Bericht festgestellt wurde, „daß die Verbrauchergenossenschaften nicht nur wirtschaftlich starken Bedenken unterliegen, sondern daß sie auch heute noch als Hochburgen des Marxismus betrachtet werden müssen“,⁵⁶ hatte er zu diesem Zeitpunkt keine Konsequenzen. Erst 1940/41 – bei der Vorbereitung der Überführung der konsumgenossenschaftlichen Einrichtungen in das „Gemeinschaftswerk“ – spielten Leys Hinweise auf die laufenden Gestapaberichte offenkundig eine Rolle.

Obwohl direkt nach Funks Absichtserklärung bei der Amtseinführung Haylers das Heeresverwaltungsamt im Oberkommando des Heeres und der Wehrwirtschaftsstab im

51 In Lage beispielsweise waren es 17000 RM (von 20000 RM), vgl. StA DT, L 80 II A zu Gruppe V, Titel 14, Nr. 21, Bd. 1, fol. 2.

52 Die in meinem IWK-Aufsatz, a. a. O., S. 451, vorgenommene Datierung „zwischen September 1939 und April/Mai 1940“ setzt um einige Monate zu früh an.

53 Karl Ditt, Die Konsumgenossenschaften ..., a. a. O., S. 103.

54 Vgl. Sonderbericht des Amtes Information der DAF, Die deutschen Verbrauchergenossenschaften, maschinenschriftliches Manuskript, Hamburg 1936, Teil I, S. 26 f., Exemplar in: Archiv des Revisionsverbands deutscher Konsumgenossenschaften e. V., Hamburg.

55 Der Gestapa-Bericht vom 1. März 1937 in: BArch, R 58/629, fol. 68–86. Das vom Amt Information der DAF am 6. November 1936 gelieferte Material fol. 11–57. Es handelte sich laut Begleitschreiben (fol. 9) um die Zusammenstellung einer „Reihe von Einzelfällen [...], in denen Beschwerde über die politische Unzuverlässigkeit der mit der Leitung von Verbrauchergenossenschaften betrauten Personen geführt wird“.

56 BArch, R 58/629, fol. 86.

Oberkommando der Wehrmacht Einspruch gegen die verkündete Auflösung der Konsumvereine erhoben, trieb das RWM die Privatisierung der Auffanggesellschaften voran⁵⁷ und ignorierte schlicht die Aufforderung des Chefs des Wehrwirtschaftsstabes des Oberkommandos der Wehrmacht, General Georg Thomas, ihm „vor Maßnahmen, die eine Auflösung der Einrichtungen der Verbrauchergenossenschaften bzw. der Deutschen Großeinkaufsgesellschaft zum Ziele haben, Gelegenheit zu geben, meine schwerwiegenden Bedenken zur Sprache zu bringen“. Thomas' Bedenken gründeten, wie er Funk unmittelbar zuvor zum Ausdruck gebracht hatte, in „dem starken wehrwirtschaftlichen Interesse an der Aufrechterhaltung der Organisation bzw. deren Einrichtungen und [...] [ihrer] für den Mob[ilmachungs]-Fall vorgesehenen weitgehenden Heranziehung“. Die Störungen der vom RWM angekündigten Maßnahmen hinsichtlich der Mobilisierungsvorbereitungen erklärte Thomas als „im gegenwärtigen Zeitpunkt besonders unerwünscht“.⁵⁸ Erst nach mehr als zwölf Monaten, am 28. Juni 1939, konnte Thomas seine schwerwiegenden Bedenken im RWM vortragen. Bis dahin sah man hier offenkundig keine Notwendigkeit, der deutlichen Kritik an den angekündigten Maßnahmen auch nur Gehör zu gewähren. Zu diesem Zeitpunkt waren allem Anschein nach bereits sechs Auffanggesellschaften aufgelöst,⁵⁹ wenige Tage später, am 5. Juli, war vermutlich eine weitere hinzugekommen.⁶⁰

Der Überfall der deutschen Wehrmacht auf Polen führte zum Abbruch der durch Funks Äußerungen vom Mai 1938 ausgelösten Aktivitäten. Das Argument der wehrwirtschaftlichen Bedeutung der konsumgenossenschaftlichen Einrichtungen wurde nun auch durch das RWM vertreten.⁶¹ Am 29. November 1939 teilte es dem Reichsminister und Chef der Reichskanzlei, Aloys Lammers, auf Anfrage mit, daß „die gegenwärtigen Verhältnisse nicht geeignet [erscheinen], die Frage der Verbrauchergenossenschaften zu lösen. Das Oberkommando des Heeres hat in verschiedenen Fällen darauf hingewiesen, daß aus Gründen der Reichsverteidigung zur Zeit eine Auflösung der Verbrauchergenossenschaften nicht in Betracht kommen kann.“⁶² Und zufällig am selben Tage erklärte sich das RWM gegenüber dem Regierungspräsidenten im westfälischen Minden „damit einverstanden, daß mit Rücksicht auf die z. Zt. gegebenen Verhältnisse von weiteren Maßnahmen zur Privatisierung der Lebensmittel-GmbH in Herford [der Auffanggesellschaft des dortigen Konsumvereins] bis auf weiteres abgesehen wird“.⁶³ Die

57 Entsprechende Maßnahmen gegen Konsumgenossenschaften erfolgten, wie bereits oben erwähnt, offenkundig nicht.

58 Schreiben vom 9. Juni 1938, S. 2–3, in: Bundesarchiv/Militärarchiv Freiburg (künftig zitiert: BA/MA), RW 19/981. Dort auch das Schreiben des Heeresverwaltungsamts im Oberkommando des Heeres an den Generalbevollmächtigten für die Kriegswirtschaft (zugleich der Reichswirtschaftsminister) vom 30. Mai 1938.

59 Vgl. S. 3 der im Wehrwirtschaftsstab im Oberkommando der Wehrmacht angefertigten „Niederschrift“ über die Besprechung vom 28. Juni 1939, BA/MA, RW 19/980.

60 Vgl. die dem Wehrwirtschaftsstab im Oberkommando der Wehrmacht von der Deugro am 11. Juli 1939 in Abschrift überlassene Abhandlung vom 5. Juli 1939 „Die Notwendigkeit der Erhaltung der Verkaufsstellen als Filialen der Tochtergesellschaften B.“, BA/MA, RW 19/980.

61 Zum genaueren Ablauf der Privatisierung der Auffanggesellschaften und zu den Auseinandersetzungen militärischer Dienststellen mit dem RWM vgl. mit weiterführender Literatur: Ulrich Kurzer, Konsumgenossenschaften ..., a. a. O., S. 444–450.

62 BArch, R 43II/352 b, f. 2.

63 STA DT, M 1 I U, Nr. 1241.

Herforder Auffanggesellschaft, die den Privatisierungsbemühungen der zuständigen Industrie- und Handelskammer bis dahin erheblichen Widerstand entgegengesetzt hatte, konnte nun auf „durch den Kriegsausbruch [...] völlig veränderte Verhältnisse“ verweisen. Im „Rahmen der Kriegswirtschaft“ waren ihr „besondere Aufgaben übertragen worden, so u. a. [die] Aufrechterhaltung der Bäckerei zur Erbackung von Kommißbrot [und die] Aufrechterhaltung des gesamten Unternehmens zur Versorgung der Zivilbevölkerung“. Außerdem war sie „seitens der Landesbauernschaft in Münster zum W[ehrmachts]-Betrieb erklärt worden“.⁶⁴ – Es kann wohl angenommen werden, daß das RWM auch bei den anderen, noch übriggebliebenen Auffanggesellschaften in gleicher Weise wie in Herford verfuhr und die Privatisierung vorläufig aussetzte.

Die Hintergründe der im folgenden vorgenommenen Überführung der konsumgenossenschaftlichen Einrichtungen in das „Gemeinschaftswerk“ der Arbeitsfront sind meines Erachtens – anders als der konkrete Verlauf⁶⁵ – bisher nicht vollständig geklärt. Ley legte in seinem Versuch, die Konsumvereine erneut – wie schon bis 1935 – unter die politische Aufsicht der DAF zu stellen und nun auch die wirtschaftspolitische Zuständigkeit zu erlangen, das Schwergewicht auf den Nachweis einer von den Konsumgenossenschaften nach wie vor ausgehenden politischen Gefahr. Es gelte, wie er Göring in einem Schreiben im Mai 1940 mitteilte, den Konsumgenossenschaften „die kollektivistischen Giftzähne auszubrechen“. Daneben wies er aber auch darauf hin, daß sich die Deugro „und der Verteilerapparat der Konsumvereine im gegenwärtigen Kriege außerordentlich bewähre“.⁶⁶ Mit dieser Argumentation gelang es Ley offensichtlich, die Zustimmung von Hitler, Göring und Heß für sein Vorhaben zu erlangen und mit der am 18. Februar 1941 ergangenen Verordnung⁶⁷ eine Regelung zu realisieren, die etwas völlig anderes zum Inhalt hatte als der Vorstoß Funks vom Mai 1938. Wollte dieser seinerzeit die Konsumvereine auflösen, weil sie sich als kollektive Großbetriebe nicht mit der nationalsozialistischen Wirtschaftsführung vertrügen, so übernahm nun das am 1. April 1941 gegründete „Gemeinschaftswerk der Deutschen Arbeitsfront mbH“ ihre sämtlichen Aktiva und Passiva. Zu der vom gewerblichen Mittelstand so sehr geforderten Ausschaltung dieser Konkurrenten kam es nicht. Während die genossenschaftliche Rechtsform nun endgültig obsolet wurde, „blieb der Bestand der Konsumgenossenschaften sowie die Zielsetzung der Verbesserung und Verbilligung der Lebenshaltung der Käufer in Konkurrenz zum Einzelhandel erhalten“.⁶⁸

64 Schreiben der Deugro an die Industrie- und Handelskammer Ostwestfalen in Bielefeld vom 1. November 1939, S. 6, a. a. O.

65 Vgl. hierzu Karl Ditt, *Die Konsumgenossenschaften* ..., a. a. O., S. 103 ff.; Ulrich Kurzer, *Konsumgenossenschaften* ..., a. a. O., S. 450–452.

66 Schreiben vom 6. Mai 1940, S. 2 und 4. Abschrift in: BArch, NS 5 I, Nr. 337. Vgl. dort auch die Abschrift von Leys Schreiben an den RWM Funk vom 13. April 1940, in dem er u. a. gleichfalls auf die von den Konsumvereinen ausgehende politische Gefahr hinwies, aber auch erwähnte, daß „im gegenwärtigen Kriege [...] in gewissen Gegenden Deutschlands, wie im rheinisch-westfälischen Industriegebiet, die Versorgung der Bevölkerung ohne die Konsumvereine gar nicht denkbar war“, S. 2.

67 Verordnung zur Anpassung der verbraucher-genossenschaftlichen Einrichtungen an die kriegswirtschaftlichen Verhältnisse. Vom 18. Februar 1941, in: RGBL I, S. 106.

68 Karl Ditt, *Die Konsumgenossenschaften* ..., a. a. O., S. 110. Vgl. weiter die Unterlagen im Bestand des Reichsfinanzministeriums, BArch, R 2, Nr. 15910, fol. 2–31.

IV. Abschließende Bemerkungen⁶⁹

Die Konsumgenossenschaftsfrage war durch die im Gesetz über Verbrauchergenossenschaften getroffene Regelung und die sich daran anschließende Liquidation von zweiund-siebzig Konsumvereinen für das Reich wirtschafts- und finanzpolitisch befriedigend geregelt und abgeschlossen. Funks Vorstoß vom Mai 1938 erklärt sich daher meines Erachtens nicht mit erneuten wirtschaftlichen Schwierigkeiten, sondern sehr wahrscheinlich mit politisch-ideologischen Motiven. Inwieweit seine damaligen Ausführungen als authentisch zu begreifen sind oder taktischen Überlegungen geschuldet waren, muß vorerst offenbleiben. Es dürfte sich aber als lohnend erweisen, diesem Vorstoß mit seinen Hintergründen in weiteren Arbeiten nachzugehen.⁷⁰ Dabei wird zum einen der Hintergrund zu reflektieren sein, der hier mit dem Hinweis auf die Kontroverse „Primat der Politik“ versus „Primat der Ökonomie“ sowie die daran anknüpfende Diskussion und Weiterentwicklung (Stichwort: Arbeitsteilung) nur benannt werden kann.⁷¹ Zum anderen sollte Funks Vorstoß einschließlich der dann folgenden Entwicklung vor dem Hintergrund der Argumente in der Kontroverse zwischen Adelheid von Saldern und Heinrich August Winkler um die Frage nach dem Einfluß mittelstandspolitischer Interessen nach 1933 betrachtet werden.⁷² Denn wie gezeigt werden konnte, argumentierte Funk in enger Anlehnung an beständig vom gewerblichen Mittelstand vorgebrachte Angriffe gegen die Konsumvereine. Wie die im Anschluß an Funks Ausführungen einsetzenden Maßnahmen gegen die Auffanggesellschaften (hinter denen, wie oben dargelegt worden ist, die Deugro stand, die sowohl diese Auffanggesellschaften als auch die nach wie vor bestehenden Konsumvereine belieferte) belegen, konnten mittelstandspolitische Interessen offensichtlich nicht nur artikuliert, sondern auch realisiert werden – immerhin fielen bis zum Juli 1939 sechs Auffanggesellschaften der Auflösung anheim, die – und das ist in diesem Zusammenhang besonders hervorzuheben – auch nicht durch das nachdrücklich betonte wehrwirtschaftliche Interesse an diesen Einrichtungen verhindert werden konnte. Erst die konkrete Kriegsführung führte zum Abbruch der begonnenen Privatisierung (Auflösung) der Auffanggesellschaften. Den vom Heeresverwaltungsamt im Oberkommando des Heeres und vom Wehrwirtschaftsstab im Oberkommando der Wehrmacht vorgetragenen wehrwirtschaftlichen Argumenten trat nun auch das Reichswirtschaftsministerium bei.

Die militärischen Interessen und wehrwirtschaftlichen Überlegungen zum Erhalt der konsumgenossenschaftlichen Einrichtungen zielten vor allem auf das eingespielte Ineinandergreifen ihrer Herstellungs-, Großhandels- und Verteil-(Einzelhandels-)Stufe,

69 Ich danke Frank Fahlke und Julia Niekamp für wichtige Hinweise.

70 Dies kann im vorliegenden Aufsatz nicht unternommen werden. Die Akten aus dem Bestand des RWM im Bundesarchiv Berlin (z. B. 31.01, Nr. 10534–10536, 10598, 10882, 20323 und 20324), die vermutlich zur Erhellung der Angelegenheit beitragen können, sind hierfür erst noch gezielt auszuwerten.

71 Vgl. Anm. 27.

72 Vgl. Heinrich August Winkler, *Der entbehrliche Stand*, a. a. O., S. 1–40; Adelheid von Saldern, *Mittelstand im „Dritten Reich“* ..., a. a. O., zusammenfassend S. 236 ff.; Rezension dieser Studie durch Heinrich August Winkler in: *Historische Zeitschrift*, Bd. 231 (1980), S. 499–501; Adelheid von Saldern, „Alter Mittelstand“ im „Dritten Reich“. Anmerkungen zu einer Kontroverse, in: *Geschichte und Gesellschaft*, Jg. 12 (1986), H. 2, S. 235–243; Heinrich August Winkler, Ein neuer Mythos vom alten Mittelstand. Antwort auf eine Antikritik, in: *Geschichte und Gesellschaft*, Jg. 12 (1986), H. 54, S. 548–557.

denen der gewerbliche Einzelhandel nichts Vergleichbares entgegenzusetzen hatte. Die damit einhergehende Leistungsfähigkeit des konsumgenossenschaftlichen Wirtschaftsbereichs war schließlich für die im Februar 1941 vollzogene Regelung von mitentscheidender Bedeutung.

IWK-Hefte bis Jg. 28 (1992) billiger

Aus finanziellen Gründen und wegen mangelnder Lagerkapazität haben Herausgeber und Redaktion sich entschließen müssen, ältere IWK-Hefte billiger anzubieten. Bis einschließlich Jg. 28 (1992) beträgt der Preis pro Heft jetzt DM 5,- bzw. DM 20,- pro Jahrgang zuzüglich Versandkosten.

Folgende Hefte sind zur Zeit noch lieferbar:

H. 5 (Dez. 1967), H. 7 (Dez. 1968), H. 8 (Juni 1969), H. 14 (Dez. 1971),
H. 15 (Apr. 1972), H. 16 (Aug. 1972), H. 17 (Dez. 1972), H. 18 (Apr. 1973),
H. 19/20 (Dez. 1973);
Jg. 10 (1974) bis Jg. 13 (1977), komplett H. 1-4;
Jg. 14 (1978), H. 1 und H. 4;
Jg. 15 (1979), H. 2, H. 3 und H. 4;
Jg. 16 (1980) bis Jg. 26 (1990), komplett H. 1-4;
Jg. 27 (1991), H. 2, H. 3 und H. 4;
Jg. 28 (1992), H. 1, H. 2 und H. 4.

Bitte richten Sie Ihre Bestellungen an:

**Freie Universität Berlin
IWK-Redaktion
Malteserstraße 74-100, Haus K 078
D-12249 Berlin
Telefon: 030/77 92-211**

Deutsche Anarchosyndikalisten und Freiwillige in anarchistischen Milizen im Spanischen Bürgerkrieg*

Von Dieter Nelles

Vorbemerkung

Erst durch Ken Loachs Film „Land und Freiheit“ wurde einer breiten Öffentlichkeit bekannt, was jahrzehntelang bewußt ignoriert oder vergessen wurde: daß der Spanische Bürgerkrieg nicht nur eine Auseinandersetzung zwischen Demokratie und Faschismus war, sondern mit einer für dieses Jahrhundert beispiellosen sozialen Revolution begann. Mit der spanischen Revolution wurden auch die ausländischen Freiwilligen vergessen, die nicht in den Internationalen Brigaden, sondern auf seiten der anarchosyndikalistischen Confederación Nacional del Trabajo (CNT) und der anarchistischen Federación Anarquista Iberica (FAI) sowie des Partido Obrero de la Unificación Marxista (POUM) gekämpft hatten. Diese Freiwilligen gehörten zu den doppelten Verlierern des Spanischen Bürgerkriegs. Sie verloren nicht nur den Krieg, sondern waren auch im Kampf gegen die antirevolutionären Kräfte im republikanischen Lager unterlegen.

Im folgenden Beitrag steht die Geschichte der rund 250 Deutschen im Mittelpunkt, die auf seiten der CNT-FAI als Propagandisten, Journalisten oder als bewaffnete Kämpfer in den Milizen engagiert waren. Von diesen 250 Freiwilligen hatte nur eine Minderheit in Deutschland anarchosyndikalistischen Organisationen angehört. Im Windschatten der CNT-FAI erlebten auch die deutschen Anarchosyndikalisten einen „kurzen Sommer der Anarchie“. Für kurze Zeit war die 1934 in Amsterdam gegründete und bis zum Bürgerkrieg unbedeutende „Gruppe Deutsche Anarchosyndikalisten im Ausland“ (DAS) die politisch einflußreichste deutsche Exilorganisation in Barcelona.¹ Durch die Repression der stalinistischen Kommunisten fanden die Aktivitäten der DAS im Juni 1937 ein abruptes Ende.

Die Niederlage im Krieg und die Erfahrung der stalinistischen Repression überlagerten die fundamentalen politischen Differenzen, die zwischen der CNT-FAI und der internationalen anarchosyndikalistischen Bewegung bestanden hatten. In Memoiren und Biographien der deutschen Anarchosyndikalisten wurde dieser Konflikt entweder ignoriert

* Der Aufsatz ist eine überarbeitete und erweiterte Fassung eines Vortrags für das vom 18. bis 20. 12. 1997 von der Universität Lausanne durchgeführte internationale Kolloquium: Les Brigades internationales. Entre solidarité révolutionnaire et politique du Komintern. Obwohl nur schriftliche Quellen zitiert werden, verdanke ich viel den Gesprächen mit Karl Brauner (1914–1994), Annemarie Dagerman, Ernst Galanty (1910–1997) und Helmut Kirschey, deren Erinnerungen so manche Forschungslücke füllen halfen. Für kritische Kommentare danke ich Gerd-Rainer Horn, Hartmut Rübner und Tânia Ünlüdağ.

¹ Zu Widerstand und Exil der deutschen Anarchosyndikalisten vgl. zusammenfassend Rudolf Berner, Die unsichtbare Front. Bericht über die illegale Arbeit in Deutschland (1937). Herausgegeben, annotiert und ergänzt durch eine Studie zu Widerstand und Exil deutscher Anarchisten und Anarchosyndikalisten von Andreas G. Graf und Dieter Nelles, Berlin 1997, S. 71–129.

oder idealisiert.² Deshalb werden im ersten Kapitel zunächst die Beziehungen zwischen der CNT-FAI und der internationalen anarchosyndikalistischen Bewegung skizziert, im zweiten die Aktivitäten deutscher Anarchosyndikalistinnen in Spanien vor und während des Bürgerkriegs dargestellt und im dritten Kapitel das Engagement deutscher Freiwilliger in den Milizen der CNT-FAI.

I. Die CNT-FAI und der internationale Anarchosyndikalismus

Bei Ausbruch des Bürgerkriegs am 18. Juli 1936 hatte die CNT-FAI nur marginale Kontakte zur internationalen Arbeiterbewegung. Die CNT war seit 1923 der anarchosyndikalistischen Internationalen Arbeiter-Assoziation (IAA) angeschlossen. Die IAA hatte in den dreißiger Jahren ihren Zenit schon längst überschritten. Außer der CNT und, mit Einschränkung, der schwedischen Sveriges Arbetares Centralorganisation (SAC), die rund 30 000 Mitglieder zählte, handelte es sich bei den übrigen Sektionen der IAA in Europa nur noch um kleine Propagandaorganisationen und Exilgruppen. Öffentlich trat die IAA kaum noch in Erscheinung, und ihre sehr begrenzten finanziellen Mittel stammten im wesentlichen von der SAC.³

Das Sekretariat der IAA – mit dem Niederländer Arthur Müller-Lehning⁴ als hauptamtlichem Sekretär – wurde 1933 von Berlin nach Madrid und 1934 nach Barcelona verlegt. Lehnings Haltung zur CNT schwankte zwischen der Begeisterung für den revolutionären Geist der spanischen Bewegung und einer bitteren Kritik an deren organisatorischen und theoretischen Mängeln. Er kritisierte besonders die insurrektionelle Tendenz der spanischen Bewegung, die von den militanten Kadern der FAI getragen wurde, und deren völliges Desinteresse an internationalen Fragen. Die CNT sei eine „Bewegung ohne Köpfe und Intelligenz“, die gegen die IAA eine „absolut feindliche Haltung“ zeige und ihren „finanziellen Verpflichtungen“ nicht nachkomme. Jede Stellungnahme der IAA sei von der CNT als Einmischung in spanische Angelegenheiten betrachtet worden.⁵ Ähnlich äußerte sich der deutsche Anarchosyndikalist und spätere Sekretär der IAA Helmut Rüdiger, der seit 1932 in Barcelona lebte. Er charakterisierte die CNT als eine „nationale

2 „Wir sind es leid, die Ketten zu tragen ...“ Antifaschisten im Spanischen Bürgerkrieg. Hrsg. von Hans Jürgen Degen und Helmut Ahrens, Berlin 1979; Augustin Souchy, „Vorsicht: Anarchist!“ Ein Leben für die Freiheit. Politische Erinnerungen, Darmstadt 1977.

3 Zur IAA vgl. Wayne Thorpe, „The Workers Themselves“. Revolutionary Syndicalism and International Labour, 1919–1923, Dordrecht 1989; ders., Syndicalist International before World War II, in: Revolutionary Syndicalism. An International Perspective. Hrsg. von Marcel van der Linden und Wayne Thorpe, Aldershot 1990, S. 237–260.

4 Zu Arthur Lehning vgl. die einzelnen Beiträge in: Anarchismus in Kunst und Politik. Zum 85. Geburtstag von Arthur Lehning. Hrsg. von Heribert Baumann, Francis Bulhof und Gottfried Mergner, Oldenburg 1984.

5 Arthur Lehning an Rudolf Rocker, 3. 5. 1935, in: Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis, Amsterdam (künftig zitiert: IISG), Archiv Rocker, Nr. 144. Zum Verhältnis der CNT zur IAA vgl. auch Alexander Schapiro, Bericht über die Confederación Nacional del Trabajo (CNT) und den Aufstand in Spanien im Januar 1933. Einleitung von Jaap Kloosterman, in: Jahrbuch Arbeiterbewegung, Bd. 4: Faschismus und Kapitalismus. Hrsg. von Claudio Pozzoli, Frankfurt a. M. 1976, S. 159–194.

sozialistische Bewegung“, die mit dem internationalen Anarchosyndikalismus nur die „Terminologie des gemeinsamen Programms“ verbinde.⁶

Die CNT war kaum mit den übrigen Sektionen der IAA vergleichbar. Die Mitgliedsbeiträge waren sehr gering, es gab keine Streikkassen und nur ganz wenige bezahlte Funktionäre. Organisatorische Strukturen auf nationaler Ebene waren nur wenig entwickelt. Internationale Fragen hatten praktisch keine Bedeutung.⁷ Das internationalistische Selbstverständnis brachte der Delegierte der CNT auf dem Kongreß der IAA in Paris 1935 auf die knappe Formel: „Wir machen bei uns die Revolution, macht ihr sie nach; das ist unser Internationalismus.“⁸ Somit verfügte die CNT-FAI zu Beginn des Bürgerkriegs noch nicht einmal in Ansätzen über einen internationalen Propagandaapparat. Wenige Tage nach dem Aufstand in Barcelona wurde der deutsche Anarchosyndikalist Augustin Souchy vom Regionalkomitee der CNT zum Leiter der Auslandsabteilung ernannt. Souchy, von 1923 bis 1933 Sekretär der IAA in Berlin, war durch mehrere Reisen mit den spanischen Verhältnissen vertraut und mit den führenden CNT-FAI Funktionären persönlich bekannt.⁹ Zu seinen engsten Mitarbeitern gehörten der Amerikaner Martin Gudell und seit Januar 1937 der Exilungar Paul Partos.¹⁰

Die Auslandsabteilung betreute die zahlreichen Journalisten, Politiker und Schriftsteller, die nach Barcelona kamen. Darüber hinaus unternahm Souchy als eine Art „Außenminister“ der CNT-FAI zahlreiche Reisen ins europäische Ausland. Von der Auslandsabteilung wurde ein periodisch erscheinendes Informationsbulletin herausgegeben, das zeitweise in neun Sprachen erschien. Die Bulletins informierten über die Ereignisse in Spanien aus Sicht der CNT-FAI. Vorwiegend handelte es sich um offizielle Stellungnahmen und Übersetzungen aus der libertären Presse. Darüber hinaus enthielten die Bulletins Beiträge, die auf die spezifischen Verhältnisse der jeweiligen Länder ausgerichtet waren. In Frankreich wurde zusätzlich die Zeitschrift „L'Espagne Antifasciste“ (CNT-FAI-AIT) herausgegeben. Im Radio der CNT-FAI wurden täglich jeweils drei Stunden fremdsprachige Sendungen ausgestrahlt. Bei den Redakteuren der Bulletins handelte es sich in der Regel um Mitglieder anarchistischer und anarchosyndikalistischer Organisationen der jeweiligen Länder, die nach Barcelona gekommen waren bzw. dort schon im Exil gelebt hatten.¹¹

Die internationale Propaganda der CNT-FAI war durch drei entscheidende Faktoren begrenzt. Erstens waren die Vorurteile gegenüber der CNT-FAI in der internationalen

6 Helmut Rüdiger an Rudolf Rocker, 11. 7. 1936, in: IISG, Archiv Rocker, Nr. 188.

7 Zur der CNT vgl. zusammenfassend Antonio Bar, *The CNT, The Glory and Tragedy of Spanish Anarchosyndicalism*, in: *Revolutionary Syndicalism*, a. a. O., S. 119–138. Nicht nur die CNT, sondern auch die spanischen Sozialisten waren politisch und kulturell relativ isoliert von der europäischen Arbeiterbewegung. Vgl. Tom Buchanan, *The Spanish Civil War and the British Labour Movement*, Oxford 1991, S. 30 f.

8 Zitiert in Fritz Benner: Stellung zu dem Artikel „Überflüssige und notwendige Kritik des Kam. H. R.“, in: IISG, Archiv Rocker, Nr. 82.

9 Vgl. Augustin Souchy, „Vorsicht: Anarchist!“, S. 103–123.

10 Souchy kannte die beiden aus Berlin, wo sie dem Kreis um Karl Korsch angehört hatten. Vgl. Karl Korsch, Briefe an Paul Partos, Paul Mattick und Bert Brecht. Ausgewählt und herausgegeben von Michael Buckmiller und Götz Langkau, in: *Jahrbuch Arbeiterbewegung*, Bd. 2: *Marxistische Revolutionstheorien*. Hrsg. von Claudio Pozzoli, Frankfurt a. M. 1974, S. 117–252, hier S. 118 und S. 247.

11 Über die Bulletins und deren Mitarbeiter vgl. Martein Gudell an Nationalkomitee der CNT, 7. 5. und 3. 12. 1937, in: IISG, Archiv Federación Anarquista Ibérica – Propaganda Exterior (FAI-PE), Film 74.

Öffentlichkeit sowohl in der Arbeiterbewegung als auch in liberalen Kreisen weit verbreitet. Zweitens war sie ihren Gegnern im republikanischen Lager in der internationalen Propaganda unterlegen. Besonders von den Kommunisten, aber auch von den Sozialisten und Republikanern, wurden alle Informationen über die soziale Revolution in Spanien zensiert.¹² Drittens hatte die CNT-FAI keine klare internationale Strategie, und ihre Bündnispartner außerhalb Spaniens waren zu schwach, um ein wirksames Gegengewicht zur kommunistischen und sozialdemokratischen Arbeiterbewegung zu bilden.

Der Eintritt der CNT-FAI in die Regional- und Zentralregierung im November 1937 symbolisierte ihren tiefgreifenden Bruch mit der anarchistischen Tradition. Von einem großen Teil der ausländischen Anarchosyndikalistinnen wurde diese Politik der CNT-FAI hart kritisiert. Dies war ein Grund dafür, daß die CNT nach anfänglicher Zusage nicht mehr bereit war, ihre internationale Propaganda in die Hände der IAA zu geben. Bedeutender war jedoch, daß die CNT-FAI politische Bündnispartner jenseits der kleinen Organisationen der IAA suchte. Souchy war einer der Architekten dieser Politik.¹³ Unabhängig von der IAA wurde von der CNT-FAI im November 1937 eine eigene Hilfsorganisation gegründet: die Solidaridad Internacional Antifascista (SIA), die unter Betonung des Antifaschismus und nicht des Anarchismus Gelder für den spanischen Kampf im Ausland sammelte.¹⁴

Von einem großen Teil der ausländischen Anarchosyndikalistinnen, insbesondere auch von Vertretern der DAS, wurde dieser Konflikt personalisiert, indem man Souchy für die Spannungen zwischen der IAA und der CNT verantwortlich machte. Zwar kam es nicht zu einem vollständigen Bruch zwischen CNT und IAA, wie Rüdiger noch im August 1937 befürchtet hatte, aber dies änderte nichts an dem grundsätzlichen politischen Dilemma. Die Sektionen der IAA waren politisch zu schwach, um eine wirkungsvolle Solidaritätsarbeit für die CNT-FAI zu mobilisieren, während diese sich gezwungen sah, sich auf eine antifaschistische Position zurückzuziehen. Wie weit die taktische Anpassung der CNT ging, zeigt die Tatsache, daß sie Ende 1937 sogar ein Bündnis mit den Kommunisten gegen die Republikaner und Sozialisten erwog.¹⁵

12 Vgl. George Esenwein und Adrian Shubert, *The Spanish Civil War in Context, 1931–1939*, Harlow, Essex 1995, S. 243–250.

13 Vgl. Paul Partos an Karl Korsch, 13. 4. 1937, in: IISG, Nachlaß Partos; Zu den politischen Beziehungen des Auslandsbüros der CNT-FAI vgl. Martin Gudell an Nationalkomitee, 1.6. und 2.6. 1937, in: IISG, FAI-PE, Film 74.

14 In Frankreich hatte diese Strategie einen relativ großen Erfolg. Die SIA zählte dort 45 000 Mitglieder. Vgl. Dave Berry, *Solidarité International Antifasciste: Les Anarchistes français et la Guerre Civile d'Espagne*, in: *Les Français et la Guerre d'Espagne. Actes du colloque de Perpignan*, Université de Perpignan, 1992. Hrsg. von Jean Sagnes und Sylvie Cancanas, Perpignan 1992, S. 78–88. In England wurde die SIA von Emma Goldmann organisiert, vgl. Alice Wexler, *Emma Goldmann in Exile. From the Russian Revolution to the Spanish Civil War*, Boston 1989, S. 224 f.

15 Zum Konflikt vgl. Wayne Thorpe, *Syndicalist Internationalism before World War II*, a. a. O., S. 252–257; Alice Wexler, *Emma Goldmann in Exile*, a. a. O., S. 218–222; Pierre Besnard, *Rapport Moral, présenté au Congrès de l'AIT de décembre 1937*, in: IISG, Archiv International Working Men's Association (IWMA), Nr. 21, S. 64–66; *Circulaire du groupe DAS*, in: IISG, Archiv Rocker, Nr. 536; Helmut Rüdiger, *Rapport du Secrétariat de Barcelone pour le Congrès de l'AIT à Paris, le 7 Décembre 1937*, in: IISG, Archiv IWMA, Nr. 22; Helmut Rüdiger an Rudolf Rocker, 23. 11. 1937, in: IISG, Archiv Rocker, Nr. 188 A; Augustin Souchy, *Declaration*, in: IISG, FAI-PE, Film 23.

Dies führte in der Praxis zu nicht lösbaren Interessenkonflikten. Als nach den Maiereignissen – den bewaffneten Auseinandersetzungen zwischen Anarchisten und kommunistischen Polizeitruppen Anfang Mai 1937 in Barcelona –, ein großer Teil der ausländischen Anarchosyndikalisten in Spanien verhaftet wurde, distanzierte sich die CNT öffentlich von dem in Paris gegründeten „Hilfskomitee für die Opfer der spanischen Konterrevolution“. Dessen Arbeit wurde als „beleidigende und unverantwortliche Propaganda“ bewertet, da die CNT-FAI „aus eigener Kraft und mit eigenen Mitteln“ die in Spanien verhafteten Genossen schützen könne.¹⁶ Zwar setzte sich die CNT-FAI für ihre ausländischen Genossen ein, aber nicht mit großem Nachdruck. Die „ganze Propaganda über Kommunistenherrschaft in Spanien und Verfolgung von Revolutionären“ erklärte der Sekretär des Nationalkomitees der CNT Mariano Vázquez auf dem Kongreß der IAA im Oktober 1938 in Paris, schädige „nur die Solidaritätsbewegung für das antifaschistische Spanien im Ausland“.¹⁷

II. Deutsche Anarchosyndikalisten im Spanischen Bürgerkrieg

1. Deutsche Anarchosyndikalisten im spanischen Exil 1933 bis 1936

Spanien war das bevorzugte Exilland deutscher Anarchosyndikalisten nach 1933. Von den insgesamt 66 anarchosyndikalistischen Emigranten lebten vor dem Bürgerkrieg 22 in Barcelona.¹⁸ Aus zwei Gründen zog es die deutschen Anarchosyndikalisten nach Spanien. Erstens wegen der liberalen Asylgesetze: es war relativ einfach, eine Aufenthaltsgenehmigung zu bekommen, und es bestand kein generelles Arbeitsverbot für Emigranten. Zweitens wegen der mächtigen anarchosyndikalistischen Bewegung: die spanische Bewegung symbolisierte die revolutionäre Hoffnung der zahlenmäßig schwachen deutschen Anarchosyndikalisten. Die Freie Arbeiter-Union Deutschlands (FAUD) zählte 1932 nur noch 4307 Mitglieder und konnte auf die politische Entwicklung in Deutschland keinen entscheidenden Einfluß nehmen.

In der Presse der FAUD nahm die spanische Bewegung einen herausragenden Platz ein. Als die CNT 1931 wieder legal operieren konnte, setzte ein regelrechter „Revolutions-tourismus“ nach Spanien ein. Für die Schriftstellerin Etta Federn-Kohlhaas und ihre beiden Kinder sowie drei militante Anarchosyndikalisten aus Oberschlesien war Spanien bereits 1932 zum Exilland geworden.¹⁹

Wegen der hohen Arbeitslosigkeit war es für die Emigranten schwierig, ökonomisch Fuß zu fassen. Diese Situation war für die meisten Emigranten nichts Neues. Auch in Deutschland hatten sie während der Weltwirtschaftskrise in Armut und Entbehrung

16 Manifest des Auslandssekretariats der CNT-FAI, in: Informationsdienst der CNT-FAI, Nr. 67, Barcelona, Ende Dezember 1937.

17 Zitiert in: Helmut Rüdiger, Kurzer Bericht über den Kongreß der IAA 1938, in: IISG, Archiv Emma Goldmann, XXXVI Annex, Bl. 25124–25135.

18 Falls nicht anders zitiert, basieren die folgenden Ausführungen auf: Widerstand und Exil deutscher Anarchisten und Anarchosyndikalisten (vgl. Anm. 1), a. a. O., S. 108–129.

19 Vgl. Etta Federn, Revolutionär auf ihre Art: Von Angelica Balabanoff bis Madame Rolland – 12 Skizzen unkonventioneller Frauen. Hrsg., aus dem Spanischen übersetzt, mit Anmerkungen, einem Nachwort und einem bibliographischen Anhang versehen von Marianne Kröger, Gießen 1997.

gelebt. Schwierig war auch die sprachliche und mentale Anpassung an das Gastland und das Verhältnis zur CNT. Man fühle sich „oft als ‚unerwünschter Ausländer‘“, schrieb Rüdiger über das Verhältnis zu den spanischen Genossen. „Tragisch ist, daß man, selbst als Flüchtling, von der spanischen Bewegung als Organisation nicht die geringste Hilfe oder auch nur Beistand bei der Schaffung von Arbeitsmöglichkeiten erhalten kann. In diesem Punkt besteht 100 Prozent Desinteresse.“²⁰

Indirekt erinnerte Rüdiger damit an die Solidarität der deutschen FAUD mit ihren verfolgten spanischen Genossen während der Diktatur Primo de Riveras. So fiel die Beurteilung der spanischen Bewegung bei den Emigranten sehr unterschiedlich aus. Einige blieben isoliert und ohne Kontakte zu ihren spanischen Genossen. Andere, denen die sprachliche und mentale Anpassung gelang, waren begeistert. „Man sah in mir den Genossen, nicht den Deutschen, den Ausländer. Kurz – ich war der ihre“, erinnerte sich Karl Brauner, der seit 1934 in Barcelona lebte.²¹ Durch „das Beispiel der spanischen Kameraden“, schrieb der Berliner Anarchosyndikalist Rudolf Michaelis, habe das „Gefühl der erlittenen Niederlage in Deutschland“ für ihn zunehmend an Bedeutung verloren.²²

Die politischen Aktivitäten der Emigranten beschränkten sich weitgehend auf Diskussionen im privaten Kreis. Erst der Sieg der Volksfrontparteien bei den Wahlen im Februar 1936 brachte eine gewisse Belebung der Gruppenaktivitäten, da sie nun öffentlich auftreten konnten. Im April 1936 wurde die DAS Mitglied der FAI in Barcelona. Aber erst der Ausbruch des Bürgerkriegs sollte für die deutschen Emigranten die große Wende bringen.

2. Die Gruppe DAS im Bürgerkrieg

An der Seite ihrer spanischen Genossen waren die deutschen Anarchosyndikalistinnen am bewaffneten Aufstand gegen das putschende Militär beteiligt. Dabei waren sie mit deutschen Nationalsozialisten konfrontiert, die auf Seiten des Militärs in die Kämpfe eingegriffen hatten. Zusammen mit spanischen Genossen stürmte eine Gruppe der DAS den Deutschen Club in der Calle Caspe-Lauria in Barcelona. Es wurden nicht nur ein Maschinengewehr und andere Waffen erbeutet, sondern auch die Mitgliederkartei und zahlreiche Dokumente der NSDAP-Auslandsorganisation (NSDAP-AO) in Spanien. Die deutschen Anarchosyndikalistinnen legten am 19. Juli 1936 nicht nur „eine starke Auslandsorganisation der Nazis in Spanien lahm“²³, wie Michaelis rückblickend schrieb, sondern die „model organization“ der NSDAP-AO.²⁴

Am 24. Juli berichtete der deutsche Generalkonsul an das Auswärtige Amt, daß unter „Führung deutscher Juden und Kommunisten ganz planlos deutsche Einrichtungen,

20 Helmut Rüdiger an Mollie Steimer, 3. 5. 1935, in: IISG, Archiv Fléchine/Steimer.

21 Dieter Nelles, „Außen abgekühlt, doch voller Glut im Inneren“. Karl Brauner (1914–1994), in: Schwarzer Faden, Nr. 51 (1994), S. 55–63.

22 Rudolf Michaelis an Rudolf Rocker, 30. 6. 1936, in: IISG Archiv Rocker, Nr. 161. Zu Michaelis vgl. Hans Jürgen Degen, „Die Anarchie ist möglich ...“ Zum Tode von Rudolf „Michel“ Michaelis, in: direkte aktion, Nr. 86 (März/April 1991).

23 Rudolf Michaelis, Es geschah 1936 in Barcelona, in: Berliner Zeitung vom 17. 7. 1966, S. 3.

24 Vgl. Donald M. McKale, *The Swastika outside Germany*, Kentside University Press 1977, S. 81.

deutsche Firmen und Häuser durchsucht, zerstört und geplündert“ worden seien.²⁵ In Wirklichkeit hatte die DAS bei den Durchsuchungen systematisch Dokumente über die Aktivitäten deutscher Nationalsozialisten in Barcelona zusammengetragen. Die NSDAP-AO hatte ganz Spanien mit einem Netz von Parteizellen und Unterorganisationen wie z. B. der Deutschen Arbeitsfront (DAF) überzogen, die in Spanien lebenden Deutschen systematisch überwacht, in engster Zusammenarbeit mit spanischen Rechtskreisen gestanden und gezielt Einfluß auf die Politik und Wirtschaft des Landes genommen.

Das „Zentralkomitee der Antifaschistischen Milizen“, dessen politische Schlüsselpositionen von der CNT-FAI besetzt wurden, übertrug der DAS die Kontrolle über alle deutschsprachigen Ausländer in Barcelona. Faktisch hatte die DAS damit die Funktion einer Ausländerpolizei in Barcelona. Dies beinhaltete die Grenz-, Post-, Hafen- und Eisenbahnkontrolle. Von der DAS wurden systematisch Hausdurchsuchungen bei Deutschen vorgenommen, die im Verdacht standen, mit den Nationalsozialisten zu sympathisieren.²⁶ Nach Schätzungen des deutschen Generalkonsuls wurden bis Anfang November 1937 60 bis 70 Wohnungen und Geschäftsräume von der DAS beschlagnahmt.²⁷ Nach der Räumung des Deutschen Generalkonsulats im November 1937 übernahm die DAS dessen Räume.

Unter maßgeblichem politischem Einfluß der DAS wurde im August 1936 das „Comité Internacional de Emigrados Antifascistas“ (CIDEA) gegründet. Das CIDEA übernahm Gelder und Haus von dem bereits vor der Revolution bestehenden „Jüdischen Emigrantenhilfskomitee“. Dem CIDEA gehörten neben drei Vertretern der DAS je zwei Vertreter der KPD und deutsche Mitglieder der POUM an. Isidor Aufseher, ein ehemaliges Mitglied des Leninbundes, der sich der DAS angeschlossen hatte, wurde zum Sekretär des CIDEA gewählt. Für arbeitslose Emigranten wurde ein Sattler- und Schneiderkollektiv eingerichtet, in dem dreißig Personen arbeiteten. Dort wurden Ausrüstungsgegenstände für die Miliz produziert. Darüber hinaus wurden von der DAS noch ein Restaurant und eine Buchhandlung, deren vorherige Inhaber Nationalsozialisten gewesen waren, als Kollektivbetriebe verwaltet.

Ein weitere Aufgabe der DAS war die Betreuung und politische Kontrolle der deutschsprachigen Freiwilligen in der Internationalen Gruppe der Kolonne Durruti. Seit November 1937 war Michaelis Politischer Delegierter der Internationalen Gruppe und gleichzeitig Vertrauensmann der Frontgruppe der DAS. Die Frontdelegierten der DAS verwalteten in Barcelona zwei Soldatenheime, die in Villen ehemaliger Nationalsozialisten eingerichtet worden waren. Für Milizionäre, die aus verschiedenen Gründen nicht mehr an die Front wollten oder konnten, besorgte die DAS Arbeitsplätze in den Emigrantenkollektiven oder in der Industrie.

25 Schreiben des Deutschen Generalkonsulats Barcelona an Auswärtiges Amt, 24. 7. 1936, in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes (künftig zitiert: PAAA), Bonn, Pol. III. 32, Bd. 2.

26 Vgl. Gustav Doster, Gruppe DAS, in: Arbetarrörelsens Arkiv och Bibliotek (künftig zitiert ARAB), Stockholm, Archiv Rüdiger, vol. 12; Protokoll über die Tätigkeit der DAS-Gruppe im Monat Juli-August, in: IISG, Archiv Rocker, Nr. 550g; Historial del Grupo DAS de Barcelona, in: IISG, Archiv FAI-PE, Film 3.

27 Vgl. Schreiben des Deutschen Generalkonsulats Barcelona an Auswärtiges Amt, 6. 11. 1937, in: PAAA, Pol. III (51), Bd. 2.

In der Auslandsabteilung der CNT-FAI wurde Rüdiger zum Leiter der deutschsprachigen Propaganda ernannt. Er redigierte den wöchentlich erscheinenden „Informationsdienst der CNT-FAI“ und verfaßte die Beiträge für deren Kurzwellensender, der dreimal wöchentlich in deutscher Sprache sendete. Zusammen mit einem deutschen Kommunisten redigierte Rüdiger auch den deutschsprachigen Informationsdienst der katalanischen Regierung. In der Propagandaabteilung des Nationalkomitees der CNT in Valencia und des Regionalkomitees in Madrid arbeiteten ebenfalls Mitglieder der DAS.

Neben der Propaganda für die CNT/FAI trat die DAS auch selbst publizistisch hervor. In Barcelona wurde der – bereits von der FAUD unter diesem Namen in Berlin betriebene – Asy-Verlag wiedergegründet. Im Asy-Verlag erschienen von Januar bis Juni die Zeitung „Soziale Revolution“ und zwei von Rüdiger verfaßte Broschüren, die in mehrere Sprachen übersetzt wurden. Als publizistischer Höhepunkt muß zweifelsohne das im Juni publizierte „Schwarz-Rot-Buch. Dokumente über den Hitlerfaschismus“ angesehen werden, in dem die von den Nationalsozialisten in Barcelona erbeuteten Dokumente veröffentlicht wurden.²⁸

Der DAS gehörten insgesamt 45 Mitglieder an. Der überwiegende Teil der anarchosyndikalistischen Emigranten war nach Ausbruch der Revolution nach Katalonien gekommen. Vierzehn neue Mitglieder wurden in Spanien in die DAS aufgenommen. Mitglied konnte nur werden, wer schon vor der Revolution anarchosyndikalistisch organisiert gewesen war. Deshalb handelte es sich bei den neuen Mitgliedern vorwiegend um Emigranten, die der CNT angehörten. Für die ca. 50 bis 80 deutschen Emigranten, die sich erst unter dem Eindruck der Revolution der CNT angeschlossen hatten, wurde im Januar 1937 eine Sympathisantenorganisation gegründet: die „Anarchosyndikalistische Kampfgemeinschaft“ (ASYK).

Aus einer kleinen, isolierten Gruppe war die DAS zur politisch einflußreichsten deutschen Exilgruppe in Barcelona avanciert. Jedoch blieb der politische Einfluß auf Barcelona beschränkt. Im deutschen Exil fanden Publikationen der DAS nur wenig Resonanz. Der DAS fehlten sowohl die finanziellen Mittel als auch die nötigen Mitglieder, um für ihre Ideen in den wichtigsten Zentren des Exils zu werben. Der plötzliche und unerwartete Aufschwung der DAS hatte seine Schattenseiten. Nach den ersten euphorischen Monaten der Revolution fiel es einem Teil der DAS-Mitglieder offensichtlich schwer zu akzeptieren, daß ihr politischer Handlungsspielraum immer mehr eingeschränkt wurde. Zum einen, weil der politische Einfluß der CNT-FAI im republikanischen Lager geringer wurde, zum anderen, weil die DAS auf politische Entscheidungen der CNT-FAI, auch wenn sie deutsche Fragen berührten, nur einen sehr begrenzten Einfluß hatte. Deutlich wurde dies, als sich im Januar 1937 Ferdinand Götze²⁹ von der DAS trennte und zusammen mit drei weiteren Emigranten eine Konkurrenzorganisation

28 Das Schwarz-Rot-Buch erschien 1937 in einer spanischen Ausgabe. Die geplante englische und französische Ausgabe kam nicht mehr zustande. Vgl. Martin Gudell an Mark Mratschny, 27. 8. 1937, in: IISG, Archiv Rocker, Nr. 542.

29 Ferdinand Götze leitete in den Jahren 1933/34 die illegale Reichsleitung der FAUD und emigrierte dann nach Barcelona. Seine Frau Elli und seine Tochter Annemarie waren schon vorher emigriert. Vgl. Widerstand und Exil deutscher Anarchisten und Anarchosyndikalisten, a. a. O., S. 92–97.

gründete: die „Sozialrevolutionäre Deutsche Freiheitsbewegung“ (SRDF). Die SRDF wollte alle nichtkommunistischen deutschen Freiwilligen in einer eigenen Militäreinheit zusammenfassen, unter Hinzuziehung von ehemaligen russischen Offizieren und oppositionellen Nationalsozialisten.³⁰ Die Pläne dieser an sich vollkommen unbedeutenden Gruppe fanden offenbar eine gewisse Sympathie bei einzelnen Funktionären der CNT-FAI. Denn trotz des Protestes der DAS war Eugen Scheyer, ein Mitglied der SRDF, zeitweise militärischer Berater einer anarchistischen Einheit an der Aragonfront und der anarchistischen Jugend Barcelonas. Die DAS charakterisierte Scheyer nicht zu Unrecht als „politischen Abenteurer“.³¹

Die SRDF war für die DAS aber noch in anderer Hinsicht relevant, da Elly Götze, die Frau Ferdinand Götzes, Vorsitzende der DAS war. Obwohl sie nicht mit der SRDF sympathisierte, führte diese Konstellation zwangsläufig zu starken Spannungen in der DAS. Im April 1937 wurde Elly Götze deshalb als Vorsitzende der DAS abgewählt. Zu ihrem Nachfolger wurde Michaelis bestimmt, der aber an seine Wahl die Bedingung knüpfte, daß die „DAS ihre Arbeiten in den Dienst der CNT“ zu stellen und sich deren Politik unterzuordnen habe.³² Die Reorganisation der DAS fand kurze Zeit später ein abruptes und dramatisches Ende. Von der kommunistischen Repression, die unmittelbar nach den Maereignissen einsetzte und sich vor allem gegen die als „trozkistisch-faschistisch“ gebrandmarkte POUM richtete, war insbesondere auch die DAS betroffen.³³

Bis auf wenige Ausnahmen wurden alle Mitglieder der DAS und ihr politisch nahestehende Emigranten verhaftet. Die DAS-Mitglieder wurden zum Teil in staatliche Gefängnisse, zum Teil in kommunistische Privatgefängnisse eingeliefert. Ihnen wurde „Spionage“ und die Beteiligung an den Maereignissen vorgeworfen. Die Verhöre wurden von deutschen und russischen Kommunisten geleitet. Die Gefangenen wurden über ihre Aktivitäten in Spanien, aber auch intensiv über ihre illegale Arbeit in Deutschland befragt. Zwar wurden sie nicht direkt gefoltert, waren aber demütigenden und langen Befragungen sowie äußerst miserablen Haftbedingungen ausgesetzt. Von den rund dreißig verhafteten Mitgliedern der DAS und des CIDEA befanden sich Anfang Januar 1938 noch vier im Carcel Modelo in Barcelona und acht Gefangene in einem Gefängnis in Segorbe. Von letzteren wurden fünf, Gustav Doster, Egon Illfeld, Fred Hessenthaler, Helmut Kirschey und Michaelis, im April 1938 befreit, die anderen – unter ihnen der Schriftsteller Helmut Klose – blieben bis Ende 1938 in Haft.³⁴

30 Vgl. Aufruf zum Volkssozialismus, in: Schweizerisches Sozialarchiv Zürich, Sammlung Sozialrevolutionäre Deutsche Freiheitsbewegung (335/71b/16); Martin Gudell an Nationalkomitee der CNT, 12. 3. 1938.

31 DAS an Regionalkomitee der CNT, 12. 1. 1937, in: IISG, FAI-PE, Film 3; Willy Brandt, der Scheyer aus Norwegen kannte, charakterisierte ihn als „äußerst unsolidarische und teilweise kranke Person“. Brandt an SAC, 7. 7. 1937, in: ARAB, Archiv SAC, F I, Vol. 1. Zu Scheyer vgl. auch Einhart Lorenz, Exil in Norwegen. Lebensbedingungen und Arbeit deutschsprachiger Flüchtlinge 1933–1943, Baden-Baden 1992, S. 239 f. und S. 361.

32 Michaelis an DAS, 9. 4. 1937, in: Centro de Documentación Historico-social, Barcelona.

33 Zu den Maereignissen vgl. Burnett Bolloten, *The Spanish Civil War. Revolution and Counterrevolution*, University of North Carolina Press 1991, S. 429–461.

34 Zu den Verhaftungen der DAS-Mitglieder findet sich eine Menge Material im Rüdiger-Rocker-Briefwechsel, im Rüdiger-Archiv im ARAB und im Archiv FAI-PE, das an dieser Stelle nicht einzeln aufgeführt werden kann. Zu den Biographien von Illfeld, Kirschey und Klose vgl. Dieter Nelles, Helmut Kirschey: Ein Leben im Widerstand, in: *Wupper-Nachrichten*, Nr. 4, 1993, S. 7; ders., *Die Unabhängige Antifaschistische Gruppe 9. Kompanie im Lager Gurs. Zur gruppenspezifischen Aktion nach dem Spanischen*

Die Vertreter der KPD in Barcelona spielten bei den Verhaftungen der DAS-Mitglieder eine zentrale Rolle. Seit Oktober 1936 hatte die KPD in Barcelona einen geheimen Nachrichtendienst aufgebaut, der Verbindungen zu Dienststellen der vom *Partit Socialista Unificat de Catalunya* (PSUC) beherrschten katalanischen Behörden und zum russischen Geheimdienst *Narodnyj Komisariat Vnutrennyj Del* (NKVD) hatte.³⁵ Zwischen der DAS und der KPD war es seit Beginn des Bürgerkriegs immer wieder zu Auseinandersetzungen gekommen. Im August 1936 hatte eine Gruppe deutscher Kommunisten um Hans Beimler, die in der Bakunin-Kaserne untergebracht war, durch ihre Militärübungen – „das Exerzieren nach altpreußischem Muster“³⁶ – das Mißfallen der Spanier erregt. Auf Veranlassung von Diego Abad de Santillan, des verantwortlichen CNT-FAI-Funktionärs für die Milizen, versuchten die DAS-Mitglieder Michaelis und Willi Winkelmann, die kommunistischen Freiwilligen zum Eintritt in die anarchistischen Milizen zu bewegen. Dies gelang bei sechs der ca. 80 Freiwilligen, mit denen sie dann die Maschinengewehreinheit Gruppe Erich Mühsam bildeten, die sich der Kolonne *Los Aguiluchos* anschloß.³⁷

Im Oktober 1936 verließen weitere zwanzig deutsche Freiwillige die kommunistisch geführte *Centuria Thälmann* und schlossen sich der Internationalen Gruppe der Kolonne *Durruti* an. Hans Beimler, der KPD-Vertreter in Barcelona, hatte den von den Freiwilligen gewählten Vertrauensmann Kurt Lehmann abgesetzt und diktatorisch einen politischen Delegierten seiner Wahl ernannt. Lehmann war mit einer Gruppe von sieben Seeleuten der Internationalen Transportarbeiter-Föderation (ITF) aus Antwerpen nach Barcelona gekommen und hatte bis Anfang 1936 der KPD angehört.³⁸ „Mit einem bewaffneten Trupp“ der Anarchisten, erinnerte sich Lehmann, „holten wir aus dem Hotel Colon unsere Pässe zurück, die uns die Kommunisten freiwillig nicht aushändigen wollten. Es ging ohne Schwierigkeiten vor sich, die Kommunisten waren damals in der Minderheit und konnten sich keine Auseinandersetzungen leisten.“³⁹

Für die KPD waren diese Aktivitäten der DAS eine ungeheure Provokation. Denn die DAS besetzte in Katalonien ein politisches Terrain, das die KPD wie selbstverständlich für sich beanspruchte: die politische Kontrolle über alle deutschen Freiwilligen in Spanien.⁴⁰ Bis zu den Maieignissen war die Position der Kommunisten aber noch zu

[Forts. von Anm. 34]

Bürgerkrieg, in: *Das „andere Deutschland“ im Widerstand gegen den Nationalsozialismus*. Hrsg. von Helga Grebing und Christl Wickert, Essen 1994, S. 56–85, hier S. 80 f.

35 Vgl. Peter Huber, *Stalins Schatten in die Schweiz. Schweizer Kommunisten in Moskau: Verteidiger und Gefangene der Komintern*, Zürich 1994, S. 321–340; Patrik von zur Mühlen, *Spanien war ihre Hoffnung. Die deutsche Linke im Spanischen Bürgerkrieg 1936 bis 1939*, Bonn 1983, S. 168–177.

36 Vgl. Helmut Rüdiger an Rudolf Rocker, Barcelona 25. 9. 1936, in: IISG, Archiv Rocker, Nr. 188.

37 Dieter Nelles, Willi Winkelmann: „Der Rote Konsul von Barcelona“. Ein Name und dessen Konsequenzen, in: *Tatort Duisburg 1933–1945. Band II: Widerstand und Verfolgung im Nationalsozialismus*. Hrsg. von Rudolf Tappe und Manfred Tietz für die Geschichtskommission der VVN/Bund der Antifaschisten, Essen 1993, S. 513–520.

38 Vgl. Dieter Nelles, *ITF resistance against nazism and fascism in Germany and Spain*, in: *The International Transportworkers Federation 1914–1945. The Edo Fimmen Era*. Ed. by Bob Reinalda, Amsterdam 1997, S. 174–198.

39 Interview Kurt Lehmann mit Jan Foitzik, 10. 2. 1979. Kopie im Besitz des Verfassers.

40 Vgl. die Memoiren des KPD-Vertreters in Barcelona Karl Mewis, *Im Auftrag der Partei. Erlebnisse im Kampf gegen die faschistische Diktatur*, Berlin [DDR] 1971, S. 151.

schwach, um eine offene Konfrontation mit der DAS zu wagen. Im August 1937 konnte die KPD-Zeitung „La Llibertad“ in Barcelona triumphierend verkünden, daß mit der „konterrevolutionären Tätigkeit trozkistischer und anderer Piraten“ in der Emigrantenbetreuung „gründlich Schluß gemacht worden“ sei.⁴¹ Die DAS war in Barcelona nicht mehr existent, und die von ihr verwalteten Gebäude und Kollektive standen nun unter der politischen Kontrolle der KPD.

III. Deutsche Freiwillige in Milizen der CNT-FAI

1. Ausländische Freiwillige in den Milizen der CNT-FAI

Es gibt keine genauen Zahlen über die internationalen Freiwilligen in den Milizen der CNT-FAI. Souchy schätzte ihre Zahl auf höchstens 3000.⁴² Nach den vorliegenden Quellen dürften es höchstens 2000 Freiwillige gewesen sein. Im Historischen Archiv in Salamanca befinden sich Karteikarten von rund 1200 ausländischen Freiwilligen, von denen 335 Auslandsspanier waren. Die anderen verteilten sich auf folgende Nationen: 513 Italiener, 169 Franzosen, 32 Deutsche, 29 Bulgaren, 20 Belgier, 17 Schweizer, 15 Exilrussen, 13 Niederländer und der Rest auf weitere zwanzig Nationen.⁴³ Die Liste ist unvollständig, gibt aber mit Ausnahme der deutschen Freiwilligen eine ungefähre Tendenz wieder.⁴⁴ Von den deutschen Milizionären sind 192 Deutsche (188 Männer und 6 Frauen) namentlich bekannt. Ihre Gesamtzahl dürfte 230 aber nicht überschritten haben. Diese Zahl ergibt sich nach Auswertung der Quellen aller relevanten Archive. Italiener, Franzosen und Deutsche stellten mit Abstand das größte Kontingent unter den ausländischen Milizionären und bildeten eigene Sektionen in den Milizen.

Die ersten ausländischen Freiwilligen in den Milizen rekrutierten sich aus Emigranten und einigen Teilnehmern der Arbeiterolympiade in Barcelona. Schon am 28. Juli trafen zwei Züge mit 600 ausländischen Freiwilligen – Auslandsspanier, Italiener und Franzosen – in Barcelona ein. Sie wurden begeistert empfangen und in die Milizen der CNT-FAI aufgenommen.⁴⁵ Auf Initiative von Carlos Rosselli, dem Gründer der Bewegung „Guistizia e Libertá“ wurde die erste organisierte ausländische Einheit in einer Miliz der CNT-FAI gebildet. Im August 1936 traf Rosselli mit 130 italienischen Freiwilligen in Barcelona ein. Die Gruppe bildete eine italienische Sektion in der Kolonne Ascaso, der Anfang Oktober 250 Mitglieder angehörten.⁴⁶

41 Die Betreuung der Emigranten, in: La Llibertad, Barcelona, Nr. 3, August 1937.

42 Augustin Souchy, Nacht über Spanien. Anarcho-Syndikalisten in Revolution und Bürgerkrieg 1936–1939. Ein Tatsachenbericht, Grafenau 1983, S. 181.

43 Zitiert in Patrik von zur Mühlen, Spanien war ihre Hoffnung, a. a. O., S. 103.

44 Eine im Jahre 1938 von der französischen Sektion der CNT/FAI erstellte Liste enthält 162 Namen. Sección Francesa de Propaganda. Lista De Franceses Llegados A España Despues Del 19 De Julio 1936. Entragada el 18 de octubre de 1938, in: IISG, FAI-PE, Film 106.

45 Vgl. Informationsdienst der syndikalistischen CNT und der anarchistischen FAI, Nr. 2, 28. 7. 1936, S. 13.

46 Vgl. Stanislao Giambattista Pugliese, Carlos Rosselli: Socialist heretic and antifascist exile, Ph. D., City University of New York, 1995, S. 301–325; Margaret Jane Slaughter, Italian Antifascism: The Italian Volunteers in the Spanish Civil War, Ph. D., University of New Mexico, 1973, S. 52–59.

In der Kolonne Durruti wurden die ausländischen Freiwilligen in einer Internationalen Gruppe zusammengefaßt. Zum Generaldelegierten wurde der Franzose Louis Berthoumieu gewählt, ein ehemaliger Artilleriehauptmann, der schon einige Jahre in Spanien gelebt hatte. Im Oktober 1936 gehörten der Internationalen Gruppe rund 200 ausländische Freiwillige an. Es gab eine französische und eine deutsche Sektion, die jeweils eine Hundertschaft bildeten.⁴⁷

Eine größere Internationale Gruppe, der zeitweise 150 ausländische Freiwillige, davon 120 Franzosen angehörten, gab es bis Ende 1936 noch in der Kolonne Ortiz. Genaue Angaben über die Stärke der jeweiligen Gruppen sind insgesamt nur schwer zu erhalten. Erst im Frühjahr 1937 wurde von der CNT-FAI mit einer zentralen Registrierung der ausländischen Freiwilligen begonnen. Ohne die italienische Sektion in der Kolonne Ascaso befanden sich zu diesem Zeitpunkt noch schätzungsweise 300 bis 400 ausländische Freiwillige an der Front von Aragon.⁴⁸

Für die CNT-FAI hatten die ausländischen Freiwilligen keine große Bedeutung. Im September 1936 erklärte die CNT-FAI in der libertären Presse des Auslands, daß man Waffen, aber keine weiteren Freiwilligen benötige. Durruti bat in einem seiner letzten Briefe die französischen Genossen ihre „visites de tourisme“ zu begrenzen. Die Solidaritätsarbeit in Frankreich sei wichtiger, als an der Front zu kämpfen.⁴⁹ Nach der Aufstellung der Internationalen Brigaden im Oktober 1936 hatten die ausländischen Anarchosyndikalistinnen darauf gedrängt, im Gegenzug die internationalen Einheiten in den Milizen zu verstärken. Daß diese Pläne letztlich von der CNT-FAI abgelehnt wurden, kritisierte Rüdiger als einen schweren politischen Fehler. Denn besonders die Aufstellung der Internationalen Brigaden habe es den Kommunisten ermöglicht, die „Achse der antifaschistischen Bewegung“ im Ausland zu bilden und damit den Einfluß der CNT-FAI einzuschränken.⁵⁰

2. Deutsche in den Milizen der CNT-FAI

Die erste deutsche Milizeinheit war die erwähnte Gruppe Erich Mühsam, die mit der Kolonne Los Aguiluchos am 27. August 1936 an die Aragonfront zog. Die Gruppe hatte ihre Stellung am Friedhof von Huesca.⁵¹ Im November 1937 wurde sie aufgelöst und zum Teil in die Internationale Gruppe der Kolonne Durruti eingereiht. Michaelis und Winkelmann begründeten ihren Wechsel mit den vielen kommunistischen Freiwilligen in der Internationalen Gruppe, die ihrer Meinung nach eine potentielle Gefahr für die „libertäre Essenz“ der spanischen Revolution darstellten. Dieser Gefahr könne nur durch

47 Vgl. Abel Paz, Durruti. Leben und Tode des spanischen Anarchisten, Hamburg 1994, S. 472; vgl. Dave Berry, French Anarchists in Spain, in: French History, Vol. 3 (1989), Nr. 4, S. 427–465; Liste de Milician Français, in: IISG, Archiv FAI-PE, Film 23; 12. Bericht aus Spanien von Ende Dezember 1936 [Ernst Galanty], in: Arbejderbevaegelsens Arkiv, Kopenhagen, Bestand Willy Korbmacher, Kasten 4.

48 Bericht von der Frontreise [Paul Partos] 20.–23. 2., in: Archivo Histórico Nacional/Sección Guerra Civil, Salamanca (künftig zitiert: AHN), Sección P. S. Barcelona, Nr. 1040.

49 Vgl. Dave Berry, French Anarchists in Spain, in: a. a. O., S. 427–465, hier S. 430.

50 Helmut Rüdiger, Rapport du Secrétariat de Barcelone pour le Congrès de l'AIT à Paris, le 7 Décembre 1937, in: IISG, Archiv IWMA, Nr. 22, S. 11.

51 Vgl. Hans Bronnen [Rudolf Michaelis], Mit der „Centuria Erich Mühsam“ vor Huesca. Erinnerungen eines Spanienkämpfers, anlässlich des 100. Geburtstages von Erich Mühsam, Berlin 1996.

„spezielle Propaganda“ der deutschen Anarchosyndikalisten begegnet werden. Die meisten Freiwilligen handelten nicht aus „schlechtem Glauben“, sondern verstünden lediglich nicht, daß es auch eine andere „revolutionäre Politik“ als die der Kommunisten geben könne.⁵²

Der überwiegende Teil der deutschen Freiwilligen kämpfte in der Kolonne Durruti. Von August 1936 bis April 1937 gehörten insgesamt 150 deutsche Freiwillige der Internationalen Gruppe an. Es waren aber nie mehr als 100 deutsche Freiwillige gleichzeitig an der Front. Die Internationale Gruppe hatte den Charakter einer Stoßtruppe und war bis Ende 1936 an verlustreichen Gefechten beteiligt. Bei den Kämpfen um Perdiguera im Oktober 1936 fielen 37 internationale Freiwillige, die vom Rest der Kolonne abgeschnitten worden waren. Dabei erregte die Ermordung von vier Krankenschwestern, unter ihnen die erst neunzehnjährige Deutsche Auguste Marx, besonderes Aufsehen.⁵³ Nach der Militarisierung der Milizen, d. h. deren Eingliederung in die republikanische Armee und daraus folgend ihrer Unterwerfung unter ein einheitliches militärisches Oberkommando und militärische Disziplin, wurde die Internationale Gruppe in Internationale Kompanie der 26. Division (Durruti) umbenannt.

Von Januar bis April 1937 war die Internationale Kompanie nicht an Kampfhandlungen beteiligt. Ihr gehörten in diesem Zeitraum zwischen 120 und 140 Freiwillige an, von denen rund die Hälfte Deutsche waren. Am 13. April 1937 wurde die Internationale Kompanie bei den Kämpfen um die strategisch wichtige Ermita de Santa Quiteria bei Tardienta eingesetzt. Dort erlitt sie, wie schon die kommunistische Centuria Thälmann im Oktober 1936, ein militärisches Desaster. Die Internationale Kompanie zählte sechzehn Tote, 23 Verwundete und vier Vermißte.⁵⁴

In der Batterie Sacco und Vanzetti kämpfte eine Gruppe deutscher Milizionäre, von denen zehn namentlich bekannt sind. Der seit 1932 in Barcelona lebende Anarchosyndikalist Paul Szakon, der sich in Spanien Maximo Mas nannte, war Chef dieser Artillerieeinheit. Als militärischer Berater stand ihm der Arzt Ernst Günther zur Seite. Die Batterie Sacco und Vanzetti war Teil der Kolonne Tierra y Libertad, der speziell ausgewählte Mitglieder der katalanischen FAI angehörten. Im September 1936 kämpfte die Kolonne in Madrid und im Frühjahr 1937 in Cuenca an der Teruelfront. Nach der Militarisierung bildete die Kolonne die 153. Brigade des Volksheeres.⁵⁵

52 Dieter Nelles, Willi Winkelmann: „Der Rote Konsul von Barcelona“, a. a. O., S. 516.

53 Vgl. Willi Borostowski, Als Internationaler an der Katalonienfront, in: Brigada Internacional ist unser Ehrenname ... Erlebnisse ehemaliger deutscher Spanienkämpfer. Ausgewählt und eingeleitet von Hans Maaßen, 2 Bde., Berlin [DDR] 1974, Bd. 2, S. 16–17; Oskar Heinz, Bei der Kolonne „Durruti“, in: a. a. O., Bd. 1, S. 51–54; Abel Paz, Durruti, a. a. O., S. 539–541; Robert Schreiber, Wir setzen über den Ebro, in: Der rote Großvater erzählt, Frankfurt a. M. 1974, S. 193–201; Erinnerungsbericht Alfred Berger, in: Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv (künftig zitiert: SAPMO), Bestand Erinnerungen (EA), Nr. 1706; Informationsdienst der CNT-FAI, Nr. 24, 16. 11. 1937.

54 Vgl. Hans Bronnen, Mit der „Centuria Erich Mühsam“ bei Huesca, a. a. O.; „... dass Friede und Glück Europas vom Sieg der spanischen Republik abhängt“. Schweizer im Spanischen Bürgerkrieg. Hrsg. von Heiner Spiess, Zürich 1986, S. 79–80; Karl Peutl an Otto Bauer, 5. 7. 1937, in: Für Spaniens Freiheit. Österreicher an der Seite der Spanischen Republik 1936–1939. Hrsg. vom Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstands, Wien 1986, S. 274–276.

55 Vgl. Abel Paz, Durruti, a. a. O., S. 522; José Peirats, Anarchists in the Spanish Revolution, London 1990, S. 315; Informationsdienst der CNT-FAI, Nr. 11, 31. 8. 1936, Ernst Günter an Augustin Souchy, 14. 10. 1936, in: IISG, Archiv FAI-PE, Film 80. Günther war Offizier im Ersten Weltkrieg und einer der

In der italienischen Sektion der Kolonne Ascaso gab es ebenfalls eine Gruppe deutscher Freiwilliger. Der Sozialdemokrat Otto Albrecht schrieb von 28 Deutschen, die mit ihm an die Front gegangen seien. Über die militärischen Aktivitäten dieser Gruppe sind einige Briefe Albrechts sowie ein Artikel des ehemaligen Kommunisten Willi Lai erhalten. Im Zuge der Reorganisierung der Milizen wechselten einige Mitglieder dieser Gruppe im März 1937 zur Internationalen Kompanie der Kolonne Durruti.⁵⁶

In der Internationalen Gruppe der Kolonne Ortiz kämpften zwölf Deutsche, über die aber nichts Näheres bekannt ist.⁵⁷ Darüber hinaus gab es noch vereinzelt Deutsche in anderen Milizen der CNT-FAI: eine kleine Gruppe von Deutschen und Schweizern in der Kolonne Hilario Zamora, die sich im November 1936 den Internationalen Brigaden anschloß,⁵⁸ zwei Freiwillige in der Eisernen Kolonne (Columna Hierro), die sich am energischsten gegen die Militarisierung zur Wehr setzte,⁵⁹ zwei Freiwillige in der Kolonne del Rosal in Madrid, von denen es der Sozialdemokrat Carl Oster bis zum Bataillonskommandeur brachte.⁶⁰ Wie Oster gab es noch andere Freiwillige mit militärischer Erfahrung, die hohe militärische Funktionen in den Milizen und später im Volksheer hatten. José Maria Otto war Kommandeur einer Brigade in der 28. Division (Ascaso), der Schriftsteller Carl Einstein war technischer Leiter eines neun Kilometer langen Frontabschnitts in der Kolonne Durruti, und Johann Vinzenz Eberle avancierte zum Instrukteur der Kavallerie in einem Sektor der Aragonfront und hatte später den Rang eines Oberstleutnants.⁶¹

3. Die Militarisierung der Milizen und die Internationale Gruppe der Kolonne Durruti

„Milizionäre ja! Soldaten niemals!“ Mit dieser Parole wandte sich die CNT-FAI zu Beginn des Bürgerkriegs gegen die von der Regierung geforderte Militarisierung der Milizen. Gegen die Zusage von Waffenlieferungen akzeptierte die Führung der CNT-FAI

[Forts. von Anm. 55]

führenden Soldatenräte in der Münchener Räterepublik. Seit 1919 Mitglied der KPD und als militärischer Experte führend an dem von der KPD geplanten Aufstand 1923 beteiligt. Danach floh Günter in die Sowjetunion, wo er bis zu seiner Rückkehr nach Deutschland 1929 lebte. Im Jahre 1933 emigrierte er wieder dorthin. Anfang 1936 verließ er die Sowjetunion und trennte sich von der KPD. Vgl. Karl Retzlau, Spartacus. Erinnerungen eines Parteiarbeiters, Frankfurt a. M. 1985, S. 145, S. 227 und S. 244; ARAB, Bestand Arbetarrörelsens Flyktninghjälp, Gr. 203. Zu Szakons Biographie vgl. Dieter Nelles, Die Unabhängige Antifaschistische Gruppe 9. Kompanie im Lager Gurs, a. a. O., S. 85 f.

56 Vgl. Otto Albrecht an H., 4. 2., 14. 4. 1937, und an M., 11. 3. 1937, in: IISG, Nachlaß Paul Hertz, Leitzordner 1a; Albrecht-Hansen an Vorstand der SPD, 6. 6. 1939, in: Archiv der sozialen Demokratie, Bonn, Bestand Sopade, Mappe 50; Ein deutscher Miliciano [Willi Lai], Kampf in Aragon, in: Soziale Revolution, Nr. 10, 1937.

57 Bericht von der Frontreise [Paul Partos] 20.–23. 2., in: AHN, Sección P. S. Barcelona, Nr. 1040.

58 Vgl. Adolf Frank, Von der „Columna Hilario Zamora“ zum Thälmann-Bataillon, in: Spanien 1936 bis 1939. Erinnerungen von Interbrigadisten aus der BRD. Hrsg. von Max Schäfer, Frankfurt a. M. 1976, S. 98.

59 Vgl. Gestapoakte Erich Robst, Bundesarchiv, Zwischenarchiv Dahlwitz-Hoppegarten, Z/C 12886.

60 Carl Oster an SAC (undatiert 1939), in: ARAB, Bestand SAC, F I, Vol. 2.

61 Vgl. Dieter Nelles, Die Unabhängige Antifaschistische Gruppe 9. Kompanie im Lager Gurs, S. 64; Marianne Kröger, Carl Einstein und die „Grupo Internacional“ der Kolonne Durruti. Ein Beitrag zur Auseinandersetzung Carl Einsteins mit der Realität des Spanischen Bürgerkriegs, in: Carl-Einstein-Kolloquium 1986. Hrsg. von Klaus Kiefer, Frankfurt a. M. 1988, S. 261–271.

im November 1937 die Umwandlung der Milizen in Divisionen der Volksarmee. Danach vollzog sich die Militarisierung der Milizen relativ schnell, war aber erst im Sommer 1937 vollständig abgeschlossen. Die Milizen der CNT-FAI behielten eine gewisse Selbständigkeit. Sie wurden geschlossen in Brigaden und Divisionen des Volksheeres umgewandelt und nicht, wie es die Kommunisten verlangt hatten, in gemischten Brigaden mit Wehrpflichtigen neu zusammengesetzt. Es war nicht allein der politische Druck der Regierung, der zu diesem radikalen Kurswechsel der CNT-FAI führte, sondern auch die offenkundigen Mängel des Milizsystems. „Angesichts der erlittenen Niederlagen, die vermeidbar gewesen wären“, schrieb Cipriano Mera, der Befehlshaber einer CNT-Division in Madrid in einem Manifest im März 1937, „müssen alle unsere Kämpfer vereint rufen: Militarisierung!!!“ Mera forderte eine „unerbittliche Disziplin“, die „mit allen Mitteln“ durchgesetzt werden müsse.⁶²

In den Milizen der CNT-FAI an der Aragonfront war der Widerstand gegen die Militarisierung stärker ausgeprägt als an der Zentralfront in Madrid. Anfang Januar kam es bei einem Treffen der Delegierten in Gelsa zu einer Spaltung in der Kolonne Durruti. Während sich der größte Teil der Kolonne für die Militarisierung entschied, beharrte eine Minderheit auf ihrem ablehnenden Standpunkt. Ihre Vorschläge zur Reorganisation der Milizen wurden von der Führung der CNT-FAI nicht akzeptiert, und so verließen Anfang März 1937 rund 1000 Milizionäre die Front.⁶³

Auch die Internationale Gruppe spaltete sich wegen der Militarisierung der Milizen. Der überwiegende Teil der französischen Freiwilligen lehnte die Militarisierung ab und verließ die Front. Dagegen wurde sie von den Deutschen weitgehend akzeptiert. Die rund 75 Deutschen, schrieb der Freiwillige Ernst Galanty, seien für eine „vollständige Reorganisation und Durchbildung der Milizen“. Die katastrophale „Leitung und Organisation“ der militärischen Aktionen habe eine „schwere Verbitterung unter den Milicianos hervorgerufen“. Galanty kritisierte die „absolute Unfähigkeit und Verantwortungslosigkeit des Hauptquartiers, das Fehlen von Offizieren, die imstande sind, die Kompanie zu führen, das Fehlen von Waffen und mangelnde Ausbildung der Leute“.⁶⁴ In einer von Galanty verfaßten Resolution der deutschen Freiwilligen in der Internationalen Gruppe wurde zwar die Militarisierung von oben kritisiert, aber bis zur Schaffung eines neuen Militärgesetzes vorläufig akzeptiert. Die deutschen Freiwilligen forderten die Abschaffung der Grußpflicht, gleiche Löhne für Offiziere und Soldaten, die Presse- und Diskussionsfreiheit und die Schaffung von Soldatenräten.⁶⁵

62 Anarchisten für das Volksheer, in: Informationsdienst der syndikalistischen CNT und der anarchistischen FAI, Nr. 37, 1. 3. 1937.

63 Vgl. Hans Schafranek und Werner Wögerbauer, „Nosotros, Agentes, Provocadores“. Anmerkungen zur Geschichte der „Amigos de Durruti“, in: Bochumer Archiv für die Geschichte des Widerstands und der Arbeit, Nr. 8 (1987), S. 33–51.

64 12. Bericht aus Spanien von Ende Dezember 1936 [Ernst Galanty]. „Für einen, der aus der deutschen Arbeiterbewegung kommt“, begründete Galanty seinen Eintritt in die Kolonne Durruti gegenüber seinen Genossen von der KPD-O, „stellt die CNT-FAI die wesentlichste und interessanteste Erscheinung dar. [...] Ich war der Überzeugung, bei der Columna Durruti für unsere Sache mehr herausholen zu können als zum Beispiel bei der POUM-Truppe, die schon mehr und mehr in unserem Sinne arbeitet.“ Zu Galanty vgl. auch Dieter Nelles, Karl Brauner, a. a. O., S. 59.

65 Resolution der deutschen Genossen der Gruppe International, Columna Durruti, in: Soziale Revolution, Nr. 2, 11. 1. 1937.

Die Forderung nach Soldatenräten und deren Kompetenzen führten in der Internationalen Kompanie zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen dem Politischen Delegierten Michaelis und einer Gruppe marxistischer Freiwilliger, zu deren Wortführern Galanty und der Schweizer Paul Thalmann gehörten. Im Unterschied zu den spanischen Einheiten war die Internationale Kompanie in vier Sektionen aufgeteilt, die jeweils einen Delegierten (Soldatenrat) wählten. Zusammen mit dem Politischen Delegierten, der von den Milizen gewählt wurde und Mitglied der CNT sein mußte, regelten die Sektionsdelegierten die administrativen und politischen Angelegenheiten der Kompanie. Im Falle einer Stimmengleichheit oder des Einspruchs des Politischen Delegierten wurden Entscheidungen von der Generalversammlung der Kompanie getroffen.

Nach einer Auseinandersetzung mit Michaelis trat Galanty Anfang Februar von seinem Amt als Sektionsdelegierter zurück. Die Gruppe kritisierte von einem revolutionären Standpunkt aus die Politik der CNT-FAI. Deren Eintritt in die Regierung und die zu kompromißbereite Politik gegenüber den Kommunisten zersetze die revolutionären Kräfte. Dagegen verteidigte Michaelis den offiziellen Standpunkt der CNT-FAI. Der Konflikt eskalierte Anfang März, als Michaelis die Abstimmung eines Antrags der marxistischen Gruppe, für ihre Position auch schriftlich in der Kompanie zu werben, verhinderte. Daraufhin verließen neun Freiwillige die Internationale Kompanie.⁶⁶

Michaelis warf seinen Kontrahenten vor, „den Geist und die Formen der revolutionären Bewegung Spaniens“ nicht verstanden zu haben.⁶⁷ Einerseits war diese Kritik nicht ganz ungerechtfertigt. Andererseits wußte gerade Michaelis, daß die von ihm konstatierte „Identität zwischen militärischem Leiter und Vertrauensmann der Soldaten“ in den Milizen der CNT-FAI schon der Vergangenheit angehörte. Intern gab er offen zu, daß die Entscheidungen in der Division nur von einem kleinen „inneren Kreis“ getroffen wurden, die „um den wahren Gang der Dinge wissen und denselben bestimmen“.⁶⁸ Er selbst hielt die Schaffung einer „revolutionären Armee“ zu diesem Zeitpunkt nicht mehr für möglich: „Es wäre besser gewesen, wenn die schöpferischen Kräfte, über die wir nicht verfügen, einen eigenen Typus des Volksheeres geschaffen hätten, der einmal den freiheitlichen Geist unserer Bewegung und ein anderes Mal eine militärische Wirksamkeit verkörpert hätte.“⁶⁹

Die Akzeptanz einer stärkeren militärischen Disziplin und Hierarchisierung durch Michaelis und Teile der Internationalen Kompanie war nicht nur von allgemeinen politischen Gesichtspunkten bestimmt, sondern auch durch ihre konkreten Erfahrungen an der Front. Es sei vielen Kameraden immer noch nicht klar, daß die „Revolutionsromantik“ ein Ende habe, schrieb der Seemann Hans Krause. Der Krieg könne nur dann gewonnen werden, wenn er „absolut nach militärischen Gesichtspunkten geführt“ werde.⁷⁰ Der

66 Vgl. zu dem Konflikt: Clara und Paul Thalmann, *Revolution für die Freiheit. Stationen eines politischen Kampfes. Moskau/Madrid/Paris, Freiburg 1974*, S. 179–181; 4. und 5. Flugschrift der „Grupo Internacional“, Wochenbericht vom 28. 2. bis 7. 3. 1937 der Frontgruppe DAS, in: „Wir sind es leid, die Ketten zu tragen ...“, a. a. O., Dokumentenanhang, nicht paginiert.

67 4. Flugschrift der „Grupo Internacional“, in: a. a. O.

68 Rudolf Michaelis an Helmut Rüdiger, 28. 3. 1937, in: IISG, Archiv CNT, Film 166.

69 Rudolf Michaelis an Helmut Rüdiger, 9. 3. 1937, in: a. a. O.

70 Hans Krause an Hans, 14. 2. 1937, in: Modern Records Centre (MRC), University of Warwick Library, ITF-papers, 159/3/C/a/97.

Alltag der Freiwilligen bestand von Januar bis April 1937 nur aus militärischen Übungen. Deshalb verließen Freiwillige mit den unterschiedlichsten Begründungen die Front.

Es sei ein Fehler, schrieb Michaelis Anfang April an den militärischen Leiter Manzana, daß in der Division Durruti keinerlei Verpflichtungen für Ausländer existierten. Alle seien als Freiwillige gekommen, aber eine Minderheit würde Dinge verlangen, die „weder der Selbstdisziplin noch der nötigen Disziplin entsprechen“, die von den Soldaten der CNT verlangt würden. Es vergehe kein Tag ohne einen Zwischenfall, der nicht die falsche Interpretation der „Freiwilligkeit der Ausländer“ aufzeige. Die Division Durruti sollte sich von der kleinen Minderheit trennen, die nicht die notwendige „Moral als Kämpfer“ habe und Ursache der Demoralisierung sei. Alle anderen sollten die gleichen Rechte und Pflichten haben wie die Spanier.⁷¹

Wenige Tage später wurde die Internationale Kompanie bei den Kämpfen um die Ermita Santa Quiteria fast völlig aufgerieben. In Barcelona wurden die Reste der Internationalen Kompanie im Mai 1937 im „Bataillon IAA“, das zwei ausländische Kompanien und zwei Kompanien von Mitgliedern der Anarchistischen Jugend Kataloniens umfaßte, reorganisiert. Zum Kommandeur wurde der französische Berufssoldat Alexis Cardeur ernannt, der seit März 1937 auch militärischer Leiter der Internationalen Kompanie gewesen war.⁷² Das Bataillon IAA ging am 7. Juni wieder an die Aragonfront, wo es wenige Tage später in schwere Gefechte verwickelt war. Das Bataillon IAA geriet nun zwischen alle politischen Fronten. Vom Kommando des Volksheeres wurde es nicht anerkannt, da die spanische Regierung einen Erlaß herausgegeben hatte, alle ausländischen Freiwilligen in die Internationalen Brigaden zu überführen. Und Ricardo Sanz, der Chef der 26. Division, wollte keine Ausländer mehr in seiner Division haben. Schließlich wurde das Bataillon IAA am 22. Juli 1937 aufgelöst, nachdem es sich geweigert hatte, mit völlig unzureichender Bewaffnung anzugreifen.⁷³

Ein Teil der ausländischen Freiwilligen verließ Spanien, ein anderer Teil wechselte zu den Internationalen Brigaden, und einige wenige gingen individuell zu anarchistischen Militäreinheiten. Die rund zwanzig Freiwilligen, die zu den Internationalen Brigaden wechselten, unterstanden einer strengen politischen Kontrolle. Alle standen unter dem Verdacht, an den Maieignissen beteiligt gewesen zu sein. Soweit sie nicht offen ihre politische Meinung äußerten, hatte dies keine unmittelbaren Konsequenzen. Zwar wurde einer wegen Befehlsverweigerung standrechtlich erschossen und andere zeitweise inhaftiert oder in Strafeinheiten versetzt, aber dies stand nur in den wenigsten Fällen in direktem Zusammenhang mit ihrer Vergangenheit als Milizionäre.⁷⁴

71 Rudolf Michaelis an Manzana, 6. 4. 1937, in: Centro de Documentación Historico-social, Barcelona.

72 Helmut Rüdiger an Besnard und Galve, 12. 5. 1937, in: IISG, Archiv FAI-PE, Film 27.

73 Vgl. „... dass Friede und Glück Europas vom Sieg der spanischen Republik abhängt“, a. a. O., S. 84–98. Offensichtlich übertrug Sanz seine durchaus nationalistisch motivierte Abneigung gegen die Angehörigen der Internationalen Brigaden – „adventurers imposed upon the Spanish people against their will“ – auf alle ausländischen Freiwilligen. Vgl. Robert W. Kern, *Red Years/Black Years. A Political History of Spanish Anarchism 1911–1937*, Philadelphia 1978, S. 212.

74 Vgl. Politische Einschätzungen über deutsche Teilnehmer des nationalrevolutionären Krieges des spanischen Volkes, in: SAPMO, I 2/3/86–91.

4. Der soziale und politische Hintergrund der deutschen Freiwilligen

Die deutschen Freiwilligen in den Milizen – wie in den Internationalen Brigaden – waren zum überwiegenden Teil deutsche Emigranten. Vereinzelt fanden sich unter ihnen auch ehemalige Fremdenlegionäre, Deserteure der Reichswehr und Mitglieder nationalsozialistischer Organisationen. 75 Prozent der Freiwilligen waren Arbeiter und Handwerker. Sechs deutsche Frauen gehörten den Milizen an, die alle als Sanitäterinnen eingesetzt waren. Nach der Militarisierung der Milizen wurden keine Frauen mehr in die Internationale Gruppe aufgenommen.

Im Vergleich zu den Internationalen Brigaden befand sich unter den deutschen Freiwilligen der Milizen ein sehr hoher Anteil von Emigranten, die schon vor dem Kriege in Spanien gelebt hatten. Deren Anteil betrug rund 15 Prozent. Von den kommunistischen Freiwilligen in den Interbrigaden war es nur ein Prozent. Demgegenüber war nur ein geringer Anteil von Freiwilligen direkt aus Deutschland nach Spanien gekommen: 6 Prozent bei den Milizionären, 14 Prozent bei den Kommunisten.⁷⁵

Der Anteil von Anarchosyndikalisten war in den Milizen sehr hoch. Dennoch bildeten diese nur eine Minderheit unter den deutschen Freiwilligen. Nur 22 hatten vor 1933 der FAUD angehört. Auch bei den Milizen war der Anteil von Kommunisten sehr hoch. Mehr als die Hälfte der Freiwilligen hatte in Deutschland kommunistischen Organisationen angehört. Allerdings hatten sich viele schon in der Emigration von der Partei gelöst oder standen in Opposition zu deren politischer Linie, denn nur sechs Freiwillige wechselten bis zum Sommer 1937 zu den Internationalen Brigaden, während rund vierzig Freiwillige aus kommunistischen Milizen oder den Internationalen Brigaden zu den Milizen kamen.

Über fünfzig Freiwillige, die in Deutschland sozialistischen oder kommunistischen Organisationen angehört hatten, wurden in Spanien Mitglieder der CNT. Dies bedeutete aber nicht, daß sie deshalb Anarchosyndikalisten wurden. Was die Freiwilligen faszinierte, war die soziale Revolution, die in deutlichem Kontrast zu ihren Erfahrungen in Deutschland stand. Viele von ihnen, wie der Kommunist Robert Schreiber, hatten 1933 vergeblich auf ein „Zeichen, einen Befehl“ zum bewaffneten Aufstand gegen den Faschismus gewartet.⁷⁶ Die kampflose Niederlage der deutschen Arbeiterbewegung, die Inhaftierung in Konzentrationslagern und die Jahre des Exils hatten bei vielen Aktivisten der Arbeiterbewegung ein Gefühl der politischen Desillusionierung, Ohnmacht und Würdelosigkeit erzeugt. Deshalb wirkte der Kampf in Spanien auf die Freiwilligen wie eine Katharsis. Jetzt konnten sie endlich offensiv gegen den Faschismus kämpfen und dies gleichzeitig mit einer sozialrevolutionären Perspektive verbinden. Beim Anblick der „anarchistischen Massenbewegung“, schrieb der österreichische Sozialist Karl Peutl, habe er „den Glauben an die Masse als revolutionäres Element“ wiedergefunden.⁷⁷ Diese Erfahrung teilte Peutl mit vielen deutschen Freiwilligen in den anarchistischen Milizen.

75 Vgl. Kommission der ausländischen Kader beim ZK der KP Spaniens. Deutsche Freiwillige im Republikanischen Spanien, in: SAPMO, I 2/3/85, Bl. 8–18.

76 Robert Schreiber, Für die Einheitsfront (1929–1931), in: Proletarische Lebensläufe. Hrsg. von Wolfgang Emmerich, 2 Bde., Reinbek 1975, Bd. 2, S. 293–298.

77 Karl Peutl an Otto Bauer, 8. 7. 1937, in: Für Spaniens Freiheit, a. a. O., S. 276.

Über die Motivation einer Gruppe ausländischer Freiwilliger schrieb der deutsche Journalist Hans-Erich Kaminski: „Im Grunde genommen wollen alle nichts anderes, als an der Revolution teilnehmen und den Proletariern der ganzen Welt ein Beispiel geben.“⁷⁸ Es war die Erfahrung der Revolution, durch die sich die Freiwilligen der Milizen von denen der Internationalen Brigaden unterschieden. Die Freiwilligen der Internationalen Brigaden nahmen die Revolution oft gar nicht wahr. Erstens waren viele von ihnen erst Anfang 1937 nach Spanien gekommen, und zweitens lebten sie zu abgeschottet und kontrolliert, um die Verhältnisse in Spanien zu begreifen.

Zusammenfassung

Für die deutschen Anarchosyndikalisten war Spanien nicht nur ein sicheres Exilland, sondern für kurze Zeit ein Ort, an dem sie aktiv an der Verwirklichung ihrer revolutionären Ideale beteiligt waren. Die Niederlage in Spanien hatte für sie noch dramatischere Konsequenzen als die in Deutschland 1933. Unter verschärften Bedingungen waren sie ein zweites Mal als Opfer ohne eigene Handlungsmöglichkeiten mit dem Elend des Exils konfrontiert. Nach ihren Erfahrungen in Spanien hatten sie nicht mehr die Hoffnung, daß die europäische Arbeiterbewegung aus eigener Kraft den Faschismus besiegen könnte. Mit der Niederlage der spanischen Republik und dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges verloren auch die Konflikte zwischen der CNT-FAI und der internationalen anarchosyndikalistischen Bewegung an Bedeutung. Es ging jetzt nicht mehr „um die ‚Soziale Revolution‘“, sondern um die „Weiterexistenz der Arbeiterbewegung in Europa“.⁷⁹ Und speziell für die anarchosyndikalistischen Emigranten ging es auch um das nackte Überleben. Nach der Okkupation Westeuropas fielen 21 von ihnen in die Hände der deutschen Besatzer und wurden bis Kriegsende in Konzentrationslagern und Zuchthäusern inhaftiert. 29 Emigranten überlebten das Kriegsende im Exil.

Aus ihren Erfahrungen in Spanien zogen die überlebenden deutschen Anarchosyndikalisten sehr unterschiedliche politische Konsequenzen. Während ein großer Teil zu bewußten Antikommunisten wurde, entschied sich eine Minderheit für ein Leben in der DDR.⁸⁰ Trotz vieler Vorbehalte, schrieb Michaelis in den siebziger Jahren, halte er die DDR „für einen entscheidenden Fortschritt in der deutschen Geschichte“.⁸¹ Doch jenseits dieser politischen Optionen der Nachkriegszeit, an der langjährige Freundschaften zerbrachen, blieb „Spanien“ für viele die große Obsession⁸² ihres Lebens, als eine traumatische Erfahrung der Verfolgung ebenso wie als Erfahrung öffentlichen Glücks.

78 Hans Erich Kaminski, Barcelona. Ein Tag und seine Folgen. Mit einem Vorwort von Walter L. Bernecker und einer biographischen Skizze Hanns-Erich Kaminskis von Sabine Bétoulard, Berlin 1986, S. 62 (französische Ausgabe: *Ceux de Barcelone*, Paris 1937).

79 Helmut Rüdiger, Antinazismus – die Lebensfrage der Arbeiterbewegung 1940, in: IISG, Archiv Rüdiger.

80 Zu den politischen Motiven vgl. Dieter Nelles, „Der Rote Konsul von Barcelona“, S. 519; ders., Karl Brauner, a. a. O., S. 62 f.

81 Rudolf Michaelis an Margarete Sachs, 10. 6. 1974 (Kopie im Besitz des Verfassers).

82 Vgl. Reinhold Göring, Von der Obsession des Spanischen Bürgerkriegs – oder warum die Linke dieses historische Ereignis nicht vergessen darf, in: *Mythen des Spanischen Bürgerkriegs*, Hrsg. und eingeleitet von Thomas Kleinspehn und Gottfried Mergner, Grafenau 1989, S. 152–169.

Stalinistischer Terror, Massenrepressalien, GULag

**Bericht über eine Tagung im Hamburger Institut für Sozialforschung
am 20. und 21. Februar 1998**

Von Ralf Zwengel

In Kooperation mit der russischen Menschenrechtsorganisation „Memorial“ veranstaltete das Hamburger Institut für Sozialforschung am 20. und 21. Februar 1998 einen Workshop zum Themenkomplex „Stalinistischer Terror, Massenrepressalien, GULag“. Seit der Perestroika in der UdSSR und besonders nach dem Zusammenbruch des „real existierenden Sozialismus“ sind sehr viele Dokumente und Arbeiten über die Geschichte der Sowjetunion und ihrer Satellitenstaaten erschienen. Mit dem Workshop wurde auf dem eng umgrenzten Gebiet des „großen Terrors“, für den symbolisch das Jahr 1937 steht, der Versuch unternommen, bisherige Arbeitsergebnisse zusammenzufassen und Desiderata weiterhin notwendiger Forschungen zu formulieren.

Nach einer kurzen Begrüßung des Leiters des Hamburger Instituts für Sozialforschung, Jan Philipp REEMTSMA, und einer kurzen Einführung des Organisators der Tagung, Reinhard MÜLLER, stellte Markus WEHNER (Frankfurt a. M.) den Stand der Forschung zum stalinistischen Terror und die sich daraus ergebenden Perspektiven dar. Die Gewalt ist das wichtigste Merkmal des Stalinismus, und ohne sie kann von Stalinismus nicht gesprochen werden. Der große Terror bezieht seine Bedeutung vor allem aus seinen Opfergruppen: den Eliten und den Intellektuellen. Seine Charakteristik besteht in einer gewissen „Planförmigkeit“ der Vernichtung, die sie von anderen Terrorwellen unterscheidet und – wenn überhaupt – nur mit Auschwitz zu vergleichen ist. Die Deklinierung aller bisherigen Ansätze zur Erklärung des Stalinismus machte deutlich, daß eine befriedigende Klärung der Motive Stalins und seiner Entourage hinsichtlich des Sinns und der Ziele des Terrors bislang noch aussteht. Die in Stefan PLAGGENBORGS (Jena) Kommentar zum Vortrag aufgeworfenen Fragen akzentuierten diese These.

Im anschließenden Beitrag des Memorialmitarbeiters Arsenij ROGINSKIJ (Moskau) sollte eigentlich über die Repressalien gegen polnische Bürger und gegen Russen polnischer Abstammung referiert werden. Statt dessen zog ROGINSKIJ es jedoch vor, in einer Tour d'horizon alle bislang in der Konferenz aufgeworfenen Fragen zu behandeln. Dabei hob er nicht nur die Einzigartigkeit des Workshops hervor, sondern ging ausführlich auf die besorgniserregende Situation der russischen Archive ein. Trotzdem ist es wichtig festzuhalten, daß schon sehr viel Archivmaterial veröffentlicht worden ist. Besonders wandte er sich gegen die mit Dokumenten nicht belegbare „westliche Idee“, daß das Volk sich am Terror beteiligt hätte. Die Motive für den Terror sind vielfältiger Natur und müssen aus jeder einzelnen Terrorwelle herausgefiltert werden, um ein aussagefähiges und realistisches Gesamtbild zu erhalten. Um das zu erreichen, bleibt aber ein langes und aufmerksames Studium des Archivmaterials notwendig.

Die Nachmittagssitzung leitete der junge russische Historiker Oleg CHLEVNJUK (Moskau) mit einem Vortrag über Stalin und das Politbüro ein. Dabei wurde deutlich, daß dem

ZK-Plenum vom Juni 1937, dessen Protokoll bis heute nicht zugänglich ist, eine Schlüsselfunktion bei der Entfesselung des großen Terrors zukommt. In dieser Phase, die von August 1937 bis Ende 1938 dauerte, stand das NKVD über der Partei. Der Terror richtete sich anfänglich vor allem gegen Parteimitglieder. Später wurden immer größere Teile der Gesellschaft unterdrückt, während sich die Kommunisten allmählich wieder sicherer fühlen konnten. Damit einher geht der Prozeß der Wiederherstellung der Vorherrschaft der VKP(b) über das NKVD, das ab 1939 nicht mehr als privilegiert angesehen werden kann.

Anschließend stellte Nikita PETROV (Moskau) den NKVD-Befehl 00447 vor, der auch als Antikulakenbefehl bekannt ist. Der Befehl legte einen genauen Mechanismus zur Umsetzung der Kampagne gegen die sog. Kulaken auf allen Ebenen fest. Im Rahmen dieser Repressionswelle wurden zwischen August 1937 bis Ende November 1938 767 397 Menschen verhaftet, von denen dann 386 798 erschossen wurden. Der Referent machte deutlich, daß von vornherein feststand, daß es nicht darum ging, die Arbeitskraft der Häftlinge zu nutzen, sondern um eine Art „Endlösungsprogramm“ für Oppositionelle. Denn unter den Begriff Kulak wurden nicht nur frühere Kulaken, sondern auch Lagerflüchtlinge, Sowjetfeinde und Aufstandsteilnehmer verstanden. In der Durchführung hatten die lokalen und regionalen NKVD-Organisationen relativ viel Spielraum. Dabei kam es dann auch zu solchen Vorkommnissen wie in Jakutien, wo der Befehl unter Hinweis auf das Nichtvorhandensein von Kulaken nicht ausgeführt wurde.

Zum Abschluß des ersten Tages referierte der ehemalige Leiter des Moskauer Kominternarchivs, Friedrich FIRSOV (USA), über die Repressionen im Lichte der Tagebücher des Kominternvorsitzenden Georgij Dimitrov. Bemerkenswert sind hier besonders die Zweifel, die der deutsche Schriftsteller Lion Feuchtwanger Dimitrov gegenüber in zwei Begegnungen äußerte. Feuchtwanger, der sich mit seinem Buch „Moskau 1937“ in die Propagandamaschinerie der Stalinisten einspannen ließ, indem er das Bild eines fairen Prozesses zeichnete, machte in den Gesprächen mit Dimitrov deutlich, daß er keineswegs mit den Schauprozessen einverstanden war. Nicht nur hielt er sie für ein ineffizientes Mittel zur Zerschlagung der Opposition, sondern darüber hinaus befremdete ihn vor allem die Tatsache, daß keinerlei Beweise für die ungeheuren Beschuldigungen vorgelegt wurden – sieht man einmal von den „Geständnissen“ der Angeklagten ab. Offensichtlich wirkte die „Theorie“ des Staatsanwaltes Andrej Vyšinskij vom Geständnis als der Königin der Beweise im Falle Feuchtwangers nicht. Aber nicht nur diese Kritik, die das Bild von Feuchtwanger als Stalinismus-Apologeten relativieren dürfte, ist hervorhebenswert, sondern auch, daß Dimitrov diese überhaupt notierte, denn der leiseste Zweifel an der Richtigkeit offizieller Maßnahmen konnte leicht zur Verhaftung oder Erschießung auch von hohen Funktionären führen. Reinhard MÜLLER (Hamburg) vervollständigte diesen Vortrag durch kluge Hinweise, die aus seiner langjährigen Beschäftigung mit der Komintern resultieren.

Der zweite Tag des Workshops wurde durch den Vortrag von Wladislaw HEDELER (Berlin) über die Rolle von Ežov und Stalin in bezug auf die Schauprozesse eingeleitet. Er machte das Auditorium mit dem sensationell zu nennenden Fund eines von Ežov im Jahre 1935 begonnenen und von Stalin und anderen Politbüromitgliedern redigierten Szenarios künftiger Schauprozesse mit dem Titel „Von der Fraktionsmacherei zur offenen

Konterrevolution und zum Faschismus“ bekannt, das als eine Art Drehbuch angesehen werden kann. Damit kann die in der Forschung nicht selten vertretene These, daß die Schauprozesse quasi über Nacht über der Sowjetunion hereingebrochen seien, eindeutig widerlegt werden. Der Referent machte im Gegenteil deutlich, daß die Kampagne gegen die Abweichler gründlich vorbereitet worden ist: schon am 20. März 1936 wurde der Beschluß gefaßt, gegen Oppositionelle vorzugehen und die Höchststrafe, sprich: Erschießung, zu fordern. Eine erste Variante der Anklageschrift legte Ežov dann keine fünf Monate später im August Stalin zur Genehmigung vor. Dieser forderte vier „Nachbesserungen“, die dann natürlich eingearbeitet wurden: Alle Angeklagten mußten als Gegner Lenins dargestellt werden; ihr tiefer Fall, der sie zu Gegnern Lenins werden ließ, müsse erklärt werden; die Frage, warum ihre Schädlingstätigkeit nicht früher entdeckt wurde, müsse beantwortet werden; und schließlich müsse das Urteil auf die Wiederherstellung „normaler“ Verhältnisse im Land gerichtet sein. Der Grundtenor der Schrift lautete dahingehend, daß Trockij die feindliche Agententätigkeit aus dem Ausland angeleitet und Bucharin diese ausgeführt habe. Um die Lebensläufe der Angeklagten mit den Vorwürfen kompatibel zu machen, wurden erstere bis ins kleinste Detail umgeschrieben. Der Satz von George Orwell: „Wer die Vergangenheit kontrolliert, kontrolliert die Zukunft“ wurde auf diese Weise gleichermaßen absurde und grausame Realität.

Dadurch, daß der Stalin-Fond, der sich im Präsidentenarchiv befindet, nach wie vor nicht zugänglich ist, bleibt der Nachweis des Ausmaßes der Einflußnahme Stalins und anderer Politbüromitglieder auf den Terrorapparat diffizil. Am Beispiel der Entstehung des Beschlusses „Über Maßnahmen zum Kampf gegen die Kriminalität unter den Minderjährigen“ vom 7. April 1935 demonstrierte die leitende Mitarbeiterin des „Russischen Zentrums für die Aufbewahrung und das Studium der Dokumente der neuesten Geschichte“ (RCChIDNI), Larissa ROGOVAJA, wie Stalin auf Vorschlag Vorošilovs die Todesstrafe für Jugendliche unter zwölf Jahren durchsetzte. Sie tat dies auf der Grundlage nicht oder nur teilweise zugänglichen Materials ihres Archivs, das auch den freimütig geführten Schriftverkehr Stalins mit anderen Politbüromitgliedern einschloß. Dieser Vortrag ließ für einen Augenblick durchscheinen, welche ungeahnten Möglichkeiten die bislang noch verschlossenen Archive – insbesondere das Präsidenten- und das KGB-Archiv – der Forschung eröffnen könnten.

In den folgenden Beiträgen referierte Aleksandr VATLIN (Moskau) über den Terror im Rajon Kunccevo bei Moskau, in dem Stalin seine Datscha hatte. Jurij ŠAPOVAL (Kiew) beschrieb den NKVD-Terror in der Ukraine, und Ralf STETTNER (Bonn) analysierte den GULag als Terrorinstrument und Wirtschaftsgiganten. Zum Abschluß der Tagung stellte Nikita OCHOTIN (Moskau) das für Sommer 1998 angekündigte neue GULag-Handbuch vor, das einen umfassenden Überblick der sowjetischen Hauptlager geben soll.

Der Band mit den Beiträgen der ausgesprochen konstruktiv und in angenehmer Atmosphäre verlaufenen Tagung, wozu die Mitarbeiter des Hamburger Instituts für Sozialforschung und besonders Reinhard MÜLLER sehr viel beigetragen haben, soll im Herbst 1998 im Verlag des Hamburger Instituts erscheinen. Ebenfalls dort soll ein Dokumentenband mit den wichtigsten auf der Tagung vorgestellten sowie weiteren in Archiven entdeckten, bislang nicht zugänglichen Dokumenten Ende 1999 publiziert werden, auf den man sehr gespannt sein darf. Zu hoffen bleibt, daß dieser Workshop

den Beginn einer langfristigen und intensiven russisch-deutschen Forschungsarbeit darstellt.

Verzeichnis der vorgelegten Referate:

- V. N. CHAUSTOV: Repressalien gegen Deutsche in den 30er Jahren
- Oleg CHLEVNJUK (Moskau): Partei und NKVD. Die Machtverhältnisse in den Jahren des „großen Terrors“
- Fridrich FIRSOV (USA): Dimitrov, Komintern und Stalinsche Repressalien
- Wladislaw HEDELER (Berlin): Der Moskauer Schauprozeß gegen den „Block der Rechten und Trotzisten“. Von Ežovs Szenario bis zur Verfälschung der Stenogramme zum „Prozeßbericht“
- Reinhard MÜLLER (Hamburg): „Schrecken ohne Ende“. Eingaben deutscher NKVD-Häftlinge und ihrer Verwandten an Stalin, Ežov u. a.
- Nikita PETROV (Moskau): Tod nach Plansoll: Der operative NKVD-Befehl Nr. 00447
- Nikita PETROV und Anatolij ROGINSKIJ (Moskau): Die „Polnische Operation“ des NKVD 1937 bis 1938
- Larissa ROGOVAJA (Moskau): Die Stalinschen Dokumente über den Terror
- Jurij ŠAPOVAL (Kiew): NKVD-Terror in der Ukraine
- Aleksandr VATLIN (Moskau): Stalinscher Terror im Rajonmaßstab. Das Beispiel Kuncevo
- Markus WEHNER (Frankfurt a. M.): Der große Terror in der Sowjetunion 1936–1938. Bisherige Interpretationen und neue Erkenntnisse

Zu Hermann Webers polemischer Aktenkunde

Replik auf Hermann Weber: Was beweisen die Akten? Anmerkungen zu Veröffentlichungen von Archivalien aus der DDR, in: IWK, H. 2/1997, S. 232–243

Von Klaus Schroeder

Hermann Weber liefert in der IWK 2/1997 mit seinen Bemerkungen zum Forschungsverbund SED-Staat und zu meiner Arbeit ein weiteres Beispiel für eine inzwischen leider weitverbreitete Methode des Meinungsstreits: Der Kontrahent wird nicht anhand seiner tatsächlichen Darlegungen und Äußerungen, sondern an unterstellten und/oder überzogenen Behauptungen kritisiert. Auf diese Weise reiht sich Hermann Weber in die Reihe der Kritiker des Forschungsverbundes aus dem SPD- und PDS-Spektrum ein. Denn ausschließlich von dieser Seite wird seit geraumer Zeit die Auseinandersetzung mit nachweislich falschen Behauptungen und persönlichen Herabsetzungen geführt.¹ Suggestiert wird, der Forschungsverbund teile „politisch motivierte Rundumschläge“ aus, betreibe „Enthüllungen“ oder argumentiere „politisch-instrumentell“. Bezeichnenderweise führt Hermann Weber nicht einen konkreten Beleg für seine Behauptungen an, er betreibt selbst lediglich Polemik.²

Jochen Staadt und ich haben in mehreren Beiträgen³ die immanente Konsequenz der politikwissenschaftlichen DDR-Forschung in den siebziger Jahren herausgearbeitet, die sich selbst als kritisch-systemimmanente DDR-Forschung verstand. Unsere These lautet: Durch den „Verzicht auf zentrale Untersuchungskategorien“ und „eigene Bewertungsmaßstäbe“ gelangte sie zwangsläufig zu einer „letztlich affirmativen Betrachtung des Untersuchungsgegenstandes“, da sie „viele, vornehmlich die Unterdrückung und Kontrolle der Bevölkerung sowie die nationale Identität betreffende Aspekte aus der Analyse“ ausblenden mußte,⁴ um ihre Selbstbeschränkung auf DDR-Forschung behaupten zu können. Bei Weber dagegen heißt es, wir hätten „der“ früheren westdeutschen

1 Vgl. zur Illustration Klaus Schroeder und Jochen Staadt, Im Westen nichts Neues (= Arbeitspapiere des Forschungsverbundes SED-Staat, Nr. 17/1995), Berlin 1995, sowie Jochen Staadt und Manfred Wilke, Nichts Neues im Westen? Kommentierte Dokumentation einer Auseinandersetzung um Geschichtspolitik und Geschichtsbilder vor und nach 1989 am Beispiel der Gedenkstätte Deutscher Widerstand (= Arbeitspapiere des Forschungsverbundes SED-Staat, Nr. 28/1998), Berlin 1998.

2 Eine ähnliche und in weiten Passagen sogar wortgleiche Argumentation findet sich – allerdings ohne daß der Forschungsverbund oder meine Person erwähnt werden – schon in einem Vortrag von Hermann Weber („Stand der Forschung über die DDR-Geschichte sieben Jahre nach der deutschen Vereinigung“) sowie in: Hermann Weber, „Asymmetrie“ bei der Erforschung des Kommunismus und der DDR-Geschichte? Probleme mit Archivalien, dem Forschungsstand und bei den Wertungen, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, Beilage zur Wochenzeitung *Das Parlament* (künftig zitiert: APuZ), B 26/97 vom 20. Juni 1997, S. 3–14. Daß Weber meinen Namen falsch schreibt und fehlerhaft aus einem Brief von mir zitiert, sei nur am Rande bemerkt.

3 Vgl. z. B. Klaus Schroeder und Jochen Staadt, Der diskrete Charme des Status quo: DDR-Forschung in der Ära der Entspannungspolitik, in: *Leviathan*, Jg. 21 (1993), H.1, S. 24–63, sowie Klaus Schroeder und Jochen Staadt, Zeitgeschichte in Deutschland vor und nach 1989, in: APuZ, B 26/97 vom 20. Juni 1997, S. 15–29.

4 Vgl. Klaus Schroeder und Jochen Staadt, Der diskrete Charme ..., a. a. O., S. 25 und S. 54 ff.

DDR-Forschung insgesamt vorgeworfen, sie hätte die DDR „schöngefärbt“. Diesen Vorwurf kann Weber effektiv zurückweisen, indem er feststellt: „Jedenfalls gab es [...] keine von der SED gesteuerte Schönfärbung des DDR-Regimes.“⁵

Ebenfalls unbelegt bleiben Webers Unterstellungen, wir hätten durch „Enthüllungen“, Vernachlässigung von Quellenkritik, selektive Berücksichtigung der Zeitumstände „verfassungstreue Demokraten“ wie Peter Steinbach, Jürgen Kocka und Christoph Kleßmann in die Nähe der SED-Diktatur gerückt. Tatsächlich haben wir an einigen Beispielen die Zusammenarbeit des sozialdemokratischen Historikerspektrums mit Repräsentanten der SED-Geschichtswissenschaft rekonstruiert und kritisch kommentiert.⁶ Diese Kontakte lagen auf der Linie der innerdeutschen Zusammenarbeit nach dem Grundlagenvertrag von 1972 und gehören zu dem Beziehungsgeflecht zwischen SPD und SED in den achtziger Jahren. Die Leitvorstellung dieser innerdeutschen Kontakte läßt sich in dem SPD-SED-Papier über den Streit der Ideologien von 1987 ablesen. Sie ging davon aus, daß die deutsche Teilung Realität bleibe, kein System das andere abschaffen könne und wolle, beide Gesellschaftsordnungen reformfähig seien und der Dialog zwischen den Systemen die Voraussetzung für den europäischen Frieden darstelle.

Weber wertet – wieder ohne Beleg – unsere differenzierte Kritik an Teilen der sozialdemokratisch orientierten DDR-Forschung und ihren Beziehungen zu regimetreuen DDR-Historikern als „pauschale Herabsetzung der ‚sozialliberalen‘ Politik“. Die Rede ist bei ihm von einer „rein politischen Sicht“, einem „wuchernden Konservatismus“, einer „politisch-instrumentellen“ Argumentation. Mit dieser Position bezieht Weber als Sozialdemokrat selbst politische Stellung. Dabei wäre es für die sachliche Auseinandersetzung besser gewesen, wenn er seine politische Auseinandersetzung mit Mitgliedern des Forschungsverbundes von seiner Bewertung der SED-Westpolitik und der SPD-Ostpolitik getrennt hätte. Es ist verständlich, daß Hermann Weber als ein mit der Arbeiterbewegung verbundener Historiker – wie er sich selbst charakterisiert – der sozialliberalen Entspannungspolitik sowie den Fehldiagnosen ihrer wissenschaftlichen Wegbegleiter weniger kritisch gegenübersteht als parteiunabhängige Beobachter.

Bei Weber bleibt unklar, welcher Autor aus den Reihen des Forschungsverbundes geschrieben haben soll, „allein die Totalitarismustheorie habe richtige Einschätzungen gegeben, alles andere seien Fehlinterpretationen gewesen“.⁷ Während nach Weber also Verfechter der Totalitarismustheorie andere Ansätze heute ausschließen würden, konstatiert er für die Zeit vor 1989: „Es waren weder Forscher noch Forschungsansätze

5 Eine solche Behauptung wurde vom Forschungsverbund nicht aufgestellt, auch nicht im Zusammenhang mit der Diskussion um Prof. Dr. Dietrich Staritz, einen engen Mitarbeiter Webers, der lange Zeit für das MfS und den Verfassungsschutz gleichzeitig tätig war.

6 Vgl. Klaus Schroeder und Jochen Staadt, *Zeitgeschichte vor und nach 1989*, a. a. O. (wie Anmerkung 3) sowie Jochen Staadt, Ulbrichts und Honeckers Unvollendete. Wie DDR-Historiker die Geschichte der SED umbogen, und warum westdeutsche Historiker wohlwollend zuschauten, in: *Berliner Zeitung* vom 24./25. 1. 1998.

7 Tatsächlich haben wir geschrieben: „Es sollte, wie gesagt, in einer pluralen Gesellschaft nur selbstverständlich sein, daß von verschiedenen fachlichen und methodischen Zugängen ausgehend Zeitgeschichte geschrieben und über Zeitgeschichte gestritten wird. Das ist sowohl ein Streit wissenschaftlicher Schulen und Lehrmeinungen als auch einer, der sich aus unterschiedlichen normativen Voraussetzungen im Rahmen der Interpretation historischer Überlieferungen ergibt.“ Vgl. Klaus Schroeder und Jochen Staadt, *Zeitgeschichte vor und nach 1989*, a. a. O. S. 29.

„ausgegrenzt“⁸. Dies sehen einige Zeitzeugen freilich anders. Jens Hacker etwa schreibt: „Ich kann keinen umfassenden Überblick über deutschlandpolitisch relevante Tagungen haben, da mich die meisten Forschungs- und Bildungsstätten nicht erst seit der Wende 1989/90, sondern bereits seit Anfang der siebziger Jahre von Berlin über Loccum, Köln, Mannheim, Bad Boll bis Tutzing vom wissenschaftlichen Disput über die DDR- und vergleichende Deutschlandforschung weitgehend ausgeschlossen haben.“⁸ Ähnlich erinnert sich mein Kollege Manfred Wilke. Schließlich sahen sich Jens Hacker, Siegfried Mampel u. a. genötigt, als vergleichende Deutschlandforscher Ende der siebziger Jahre die „Gesellschaft für Deutschlandforschung“ zu gründen, um sich gegenüber dem Mainstream der DDR-Forschung Gehör zu verschaffen.

Hermann Weber hat als Historiker des deutschen Kommunismus bis 1989 unbeirrt an der Kennzeichnung der DDR als stalinistische Parteidiktatur festgehalten, so daß ihn die „kritisch-systemimmanente DDR-Forschung“ nur am Rande zur Kenntnis nahm. Er hat seinerzeit ohne Zweifel ein Gegengewicht zu dieser Art DDR-Forschung gebildet. Daran ändern auch einige Fehleinschätzungen Webers vor allem zur DDR-Wirtschaft⁹ oder zur Wandlungsfähigkeit der späten SED¹⁰ nichts.

Die Kritik Hermann Webers am Forschungsverbund SED-Staat der FU basiert wesentlich auf falschen und unbelegten Behauptungen und kann allenfalls als politisch motivierte Parteinahme durchgehen. Unpolemisch hatte Weber vor einigen Jahren noch geschrieben: „Heute ist klar, daß die in den Anfangsjahren geschaffenen stalinistischen Strukturen bis zum Schluß der DDR dort die bestimmenden blieben, doch seinerzeit war auch die westliche Wissenschaft vielfach anderer Meinung, die ich zwar nicht teilte, aber zu berücksichtigen hatte.“¹¹ Waren das aufrichtige Worte?!

8 Jens Hacker, Leistungen und Defizite der DDR-Forschung und vergleichenden Deutschland-Forschung. Eine kritische Reflexion, in: DDR-Forschung. Bilanz und Perspektiven. Hrsg. von Heiner Timmermann, Berlin 1995, S. 30. Vgl. hierzu als weiteres Beispiel auch Jean Paul Picaper, DDR-Bild im Wandel, Berlin 1982, S. 103 ff.

9 Vgl. Hermann Weber, Geschichte der DDR, 3. Aufl., München 1989, S. 16.

10 Hermann Weber, Wandlungen im Selbstverständnis der SED unter Honecker, in: Die DDR in der Ära Honecker. Politik – Kultur – Gesellschaft. Hrsg. von Gert-Joachim Glaeßner, Opladen 1988, S. 296.

11 Hermann Weber, Aufbau und Fall einer Diktatur. Kritische Beiträge zur Geschichte der DDR, Köln 1991, S. 13.

Die alte Masche

Eine Antwort auf Klaus Schroeders „Replik“

Von Hermann Weber

Jeder kennt diese Situation: Personen, die hemdsärmelig über andere herfallen, durch wütende Rundumschläge bekanntgeworden sind und auch vor Diffamierungen nicht zurückschrecken, die werden dann zu Mimosen und spielen sich als gekränkte, verfolgte Unschuld auf, wenn sie selbst in die Kritik geraten. Das gibt es auch in der Wissenschaft, wie die „Replik“ von Klaus Schroeder zeigt.

Er überschätzt sich und die Bedeutung, die ihm zugemessen wird, freilich gewaltig. In meinem Artikel, den er als „polemische Aktenkunde“ abtun will, geht es in der Hauptsache ja keineswegs um seine Person, sondern um Probleme der Veröffentlichung von Archivalien. Noch nicht einmal zwei der zwölf Seiten befassen sich mit den Vorwürfen gegen die alte westliche historische DDR-Forschung. Und da dient Schroeder nur als ein Beispiel, denn auch andere behaupten, diese Forschung habe früher die DDR schöngefärbt.

Gegen solche Art Pauschalisierungen wende ich mich nicht zum ersten Mal. Wenn ich diesmal „Roß und Reiter“ nannte, nämlich einen der Hauptakteure, Klaus Schroeder, so aus einem einfachen Grund. In meinem Aufsatz in der Beilage zum „Parlament“, den Schroeder erwähnt, hatte ich den anderen Leiter des Forschungsverbundes SED-Staat, Manfred Wilke, zustimmend zitiert. Er trat auf der Tagung in Otzenhausen dafür ein, die bisherige Form der Auseinandersetzung zu beenden, um die „vielbeschworene innere Einheit zu befördern“. Mit Wilke war ich der Meinung, die emotionalen, personalisierten, rückwärtsgewandten Kontroversen müßten durch den Blick nach vorn und eine vernünftige Streitkultur abgelöst werden.

Zur selben Zeit legte der Forschungsverbund nicht nur wichtige Arbeiten vor, sondern es gingen auch politisch instrumentalisierte Rundumschläge von Klaus Schroeder (und noch im Januar 1998 von Jochen Staadt in der „Berliner Zeitung“) weiter. Genau dagegen verwahrte ich mich in der IWK und später in der „Berliner Zeitung“ vom 13./14. Februar 1998, obwohl ich wahrlich Wichtigeres zu tun habe.

Schroeders Argumentationsmuster sind sich geblieben. Das geht schon mit der Behauptung los, Weber „reihe“ sich in die „Reihe der Kritiker des Forschungsverbundes aus dem SPD- und PDS-Spektrum ein“. Meine Kritik richtete sich keineswegs gegen den Forschungsverbund insgesamt, sondern ich machte in der IWK klar, daß ich „auf die Polemik einiger Mitglieder dieses Verbundes, vor allem die von Klaus Schroeder“, eingehe. Womit ich mich aber keinesfalls in die Kritik von PDS-Seite „eingereicht“ habe. Wer die Hilfe für den Forschungsverbund durch die Förderinstitutionen Volkswagenstiftung oder Thyssenstiftung denunzieren will und etwa im „Neuen Deutschland“ schreibt, die Zuwendung „kommt von den Großkonzernen VW und Thyssen“, beweist Unkenntnis und disqualifiziert sich selbst. Solch dümmlische Vorwürfe können Vertretern des Verbundes indes keinen Freibrief liefern, nun deswegen schon „auf dem richtigen Weg“ zu sein.

Schroeders Hinweis in Anmerkung 2, daß sein Name falsch geschrieben wurde, ist so ziemlich das einzige, was in dieser „Replik“ stimmt. Denn die gleiche Anmerkung enthält sofort eine Unwahrheit, nämlich daß ich „fehlerhaft aus einem Brief“ Schroeders zitiert hätte. In der IWK bemerkte ich, daß mir Schroeder generös bestätigte, ich sei früher „nicht in die Pose des ‚Kalten Krieges‘ verfallen“ und habe „dennoch eine kritisch geschärfte und der Realität nahekommende Analyse der DDR-Gesellschaft geleistet“. Der vollständige Absatz in Schroeders Brief an mich vom 9. 9. 1992 lautete: „Die zum Teil nochmalige Lektüre vieler Beiträge zur Analyse der DDR hat uns gezeigt, daß Sie zu den wenigen Autoren gehören, die nicht in die Pose des ‚Kalten Krieges‘ verfallen sind und dennoch eine kritisch geschärfte und der Realität nahekommende Analyse der DDR-Gesellschaft geleistet haben.“

Was findet er nun in meinem IWK-Zitat „fehlerhaft“? Solche für den Leser nicht überprüfbaren, aber falschen Behauptungen sind die typische alte Masche, die Art einer „Diskussion“, der ich ankreide, daß sie sowohl Streitkultur als auch wissenschaftliche Gediegenheit vermissen läßt. Das trifft erst recht zu auf Schroeders fast hundsgemeine Vorgehensweise in der deplazierten Anmerkung 5. Was bezweckt er mit dem Hinweis auf einen (ehemaligen oder heutigen?) „engen Mitarbeiter Webers“, der „lange Zeit für das MfS und den Verfassungsschutz gleichzeitig tätig war“; was will er damit suggerieren?

Kurzum, es sieht so aus, als wolle Schroeder die Auseinandersetzung zuspitzen, um sich zu profilieren. Wenn er meine Kritik an den „politisch motivierten Rundumschlägen“ nun als „Unterstellung“ zurückweist, seine Angriffe lediglich als „Beiträge“ gegen die „Konsequenz der politikwissenschaftlichen Forschung in den siebziger Jahren“ verharmlost, dann spekuliert der Autor auf ein kurzes Gedächtnis der Leser. Erst recht, wenn er behauptet, Weber führe „nicht einen konkreten Beleg“ an. Seit Jahren erlebt die Öffentlichkeit einen immer aufs neue provozierten Streit um die frühere westliche DDR-Forschung und personalisierte Angriffe gegen die von Schroeder u. a. als „sozialdemokratisch“ oder „linksliberal“ ausgemachten Historiker. Die „Belege“ sind allseits bekannt. Ich bleibe dabei: Wollen sich Wissenschaftler, die sich zuvor nie mit DDR-Geschichte befaßt hatten, heute als allwissende „Hauptverwaltung Ewige Wahrheiten“ aufspielen?

Schroeders „Replik“ läßt vermuten, daß er die alltägliche Praxis früherer, mühseliger DDR-Forschung nicht begreift. Zusätzlich „beweist“ er das mit Aussagen damaliger angeblicher Ausgrenzung. Wie so viele andere Eingeladene nahm auch Jens Hacker an Veranstaltungen teil, die z. B. der Arbeitsbereich DDR-Geschichte in Mannheim durchführte. Dort haben seinerzeit SPD-Mitglieder wie Manfred Wilke und ich ebenso ihre Meinung öffentlich vertreten wie jeder Anwesende – waren wir beide deswegen „SPD-Historiker“? Forschungsprobleme wurden in Wort und Schrift in einer pluralistischen Wissenschaftslandschaft vielfältig diskutiert, und keineswegs mußten sich die DDR-Forscher erst als Mitglieder der „Gesellschaft für Deutschlandforschung“ „Gehör verschaffen“.

Was den Mannheimer DDR-Arbeitsbereich angeht, den die SED einst zum „Leitinstitut“ hochstilisierte, so wurde er auch hier keineswegs nur „am Rande zur Kenntnis genommen“, das entspringt Schroeders Fiktion eines „Mainstream[s] der DDR-Forschung“.

Grobschlächtige Schwarzweißmalerei, ob von Schroeder, von Staadt oder anderen, ist nicht dazu angetan, Fehler und Versäumnisse sowie Leistungen der früheren DDR-Forschung in vernünftiges Licht zu rücken. Beispielsweise habe ich in der IWK nicht zum ersten Mal festgestellt, daß auf diesem Gebiet wie überall auch Naivlinge, Einäugige und Leute mit Scheuklappen arbeiteten, aber gleichwohl sind die Ergebnisse der Forschung differenziert zu beurteilen. Obwohl Schroeder am Schluß zitiert, wie ich ein Problem damaliger Debatten einschätzte, läßt er den vorherigen wichtigen Satz zur Quellsituation weg. Doch was soll seine Schlußfrage, ob dies „aufrichtige Worte“ waren? Wer wie ich über dreißig Jahre lang fiesesten Angriffen der SED ausgesetzt war, den kann auch solche impertinente „Polemik“ nicht aus dem Gleichgewicht bringen. Aber der Leser wird selbst beurteilen, ob solche Methoden auf ihre Verfasser zurückschlagen.

Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete (112)

Bearbeitet von Franz Jean Frohn

Die IWK versucht, systematisch alle Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete zu erfassen. In der Rubrik „Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete“ werden regelmäßig die Ergebnisse dieser Erhebungen veröffentlicht, sofern die Arbeiten noch nicht publiziert worden sind. Bei der weiten Verbreitung der IWK in Fachkreisen ist mit der Anzeige eines Forschungsvorhabens gewährleistet, daß es allgemein zur Kenntnis genommen, somit Doppelarbeit vermieden und Kooperation gefördert wird. Die Redaktion bittet daher alle Bearbeiter und Bearbeiterinnen einschlägiger Projekte – die in Frage kommenden Themenbereiche sind nachstehend erläutert – um Ergänzung und Rücksendung des Fragebogens, der in jedem Heft als Anhang abgedruckt ist. Auch die Mitteilung von Projekten Dritter – unter Angabe von deren Anschrift – ist erwünscht. Juristische Bedenken hiergegen bestehen insofern nicht, als eine Titelanzeige in der IWK nur mit schriftlichem Einverständnis der Bearbeiter(innen) erfolgt.

Die Kriterien für die Aufnahme in das Projektverzeichnis sind nicht immer scharf abzugrenzen. Neben Projekten zur Geschichte der deutschen, österreichischen und schweizerischen Arbeiterbewegung, zur Geschichte der Internationalen und zur Marx-Forschung finden verwandte Untersuchungen der Politologie und der empirischen Soziologie sowie Arbeiten zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte und zur Geschichte der sozialen Bewegungen Berücksichtigung, soweit sie sich mit den Problemen der Industrialisierung, Firmen- und Wirtschaftsgeschichte befassen. Einschlägige Vorhaben über andere Länder werden dann aufgenommen, wenn ein breiteres Interesse der deutschsprachigen Forschung vorausgesetzt werden darf oder wenn sie von Gelehrten der Bundesrepublik bearbeitet werden.

Die uns übermittelten Daten werden in der IWK veröffentlicht, um anderen Wissenschaftlern eine erste Information über das Projekt zu vermitteln und eine direkte und schnelle Kontaktaufnahme mit dem Bearbeiter oder der Bearbeiterin zu ermöglichen. Die Speicherung erfolgt in Form einer Autorenkartei. Die Ergebnisse der Erhebung werden außerdem an das Informationszentrum Sozialwissenschaften, Bonn, zur Speicherung und Auswertung für dessen wissenschaftliche Zwecke und gegebenenfalls zur Aufnahme des Projekts in das jährlich vom Informationszentrum publizierte Verzeichnis der „Forschungsarbeiten in den Sozialwissenschaften“ weitergegeben. Sofern Projekte aus anderen Publikationen übernommen oder der Redaktion von Institutionen mitgeteilt worden sind, wird das am Ende der Projektmeldung vermerkt. Im übrigen beruhen die Meldungen und insbesondere die Nachträge auf den uns von den jeweiligen Bearbeiter(inne)n übermittelten Daten. Die Richtigkeit der mitgeteilten Angaben, insbesondere die Genauigkeit von bibliographischen Informationen, kann die Redaktion aus Gründen der Arbeitsökonomie nicht überprüfen.

Die Angaben zu den einzelnen Projekten sind jeweils nach dem folgenden Schema geordnet:

- 0 **Laufende Nummer des Projekts (in der IWK)**
- 1 Institution(en), in deren Rahmen die Forschungsarbeit durchgeführt wird
- 2 Bearbeiter(in), Vor- und Zuname, Titel, Anschrift, Tel. (*Leiter[in] kursiv*)
- 3 Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades: Name des Betreuers bzw. der Betreuerin
- 4 Stand der Forschungsarbeit
- 5 Laufzeit des Projekts
- 6 Art der Arbeit
- 7 Auftraggeber der Forschungsarbeit
- 8 Kostenträger
- 9 **(Arbeits-)Titel der Forschungsarbeit (ggf. Untertitel)**
- 10 Zeitraum, auf den sich die Forschungsarbeit bezieht
- 11 Geographischer Raum, auf den sich die Forschungsarbeit bezieht
- 12 Inhaltliche Ziele der Arbeit
- 13 **(Teil-)Veröffentlichungen der Arbeit bzw. deren Planung**
- 14 **Nichtveröffentlichte (Zwischen-)Berichte, Manuskripte, Arbeitspapiere usw.**

- 15 Methodische Anlage (Vorgehensweise, Untersuchungsart, theoretischer Ansatz, Interview, schriftliche Befragung, Auswertung von Massendaten)
- 16 Benutzte Unterlagen (Quellenbasis: Archive, Archivalien, statistische Materialien, Zeitungen)
- 17 Hinweis auf Fundstelle oder mitteilende Institution

Eine dringende Bitte an unsere Leserinnen und Leser:

Um die Berichterstattung über den Fortgang der gemeldeten Forschungs- und Publikationsvorhaben jeweils auf dem neuesten Stand zu halten, bittet die Redaktion dringend darum, ihr auch Mitteilungen über den Stand von bereits angezeigten Projekten zukommen zu lassen. Insbesondere wenn Arbeiten abgeschlossen, publiziert, Titel oder Gegenstand geändert oder aufgegeben wurden, bitten wir um Nachricht. Nur so können wir vermeiden, daß das Verzeichnis der Forschungs- und Publikationsvorhaben der IWK zu einem „Projektfriedhof“ ohne tatsächlichen Wert als Hilfsmittel für die Forschung wird. Bitte verwenden Sie den Projektfragebogen am Schluß dieses Heftes, und füllen Sie diesen bitte möglichst vollständig und genau aus.

Redaktionsschluß: 9. 4. 1998

I. PROJEKTVERZEICHNIS

A. Geschichtswissenschaft, Hilfsmittel

—

B. Quellenveröffentlichungen, Neudrucke, Übersetzungen

0 97-037

1 Karin Kramer Verlag, Niemetzstr. 19, D-12055 Berlin; Tel. 030/684 50 55, Fax: 030/685 85 77, E-mail: kramer@virtualitas.com

2 KRAMER, Bernd, c/o Karin Kramer Verlag; ECKHARDT, Wolfgang, Hohenzollerndamm 194/195, D-10717 Berlin, Tel. 030/862 22 92

4 Geplant

5 Beginn: 98, Abschluß: 99

6 Edition

8 Karin Kramer Verlag

9 „Mein Herr, beliebt es Sie, die Waffe zu wählen?“ Satisfaktion für eine Denunziation. Ein Duell zwischen Bakunin und Marx

10 1948

11 (Fiktiv: Berlin-Kreuzberg, Heinrichplatz, vor der Gaststätte *Zum Goldenen Hahn*)

12 In dieser Geschichte geht es um die Denunziation von Marx, Bakunin sei ein zaristischer Spitzel; „Bakunin: Das ficht man nicht mit der Feder aus!“, Marx hat Lassalle als Sekundanten, Bakunin Netschajew; in der Vorbereitungsphase zum Duell (schwere Säbel sind angesagt) Diskussionen über den „Staatlichkeitswahn“ von Marx, dessen Fixierung auf das Proletariat als heilsgeschichtlichen Erlöser vom Übel dieser Welt und Bakunins gnostischer Ansatz Richtung Anarchie

13 Veröffentlichung geplant

15 Neben allgemein zugänglichen Archivmaterialien werden bisher unveröffentlichte Dokumente verwandt – und die Phantasie der Autoren

16 Archivmaterialen u. v. m.

0 97-038

1 Karin Kramer Verlag, Niemetzstr. 19, D-12055 Berlin; Tel. 030/684 50 55, Fax: 030/685 85 77, E-mail: kramer@virtualitas.com

2 ECKHARDT, Wolfgang, Hohenzollerndamm 194/195, D-10717 Berlin, Tel. 030/862 22 92; KRAMER, Bernd, c/o Karin Kramer Verlag

4 Laufend

5 Beginn: 89, Abschluß: 98

6 Edition

7 Bernd Kramer, c/o Karin Kramer Verlag

8 Karin Kramer Verlag

9 **Paragraphen, Kunst und Noten. Michael Bakunin und Richard Wagner während der Dresdner Revolution von 1849**

10 1848–1850

11 Sachsen

12 Vielfältige, bisher nicht veröffentlichte Archivmaterialien, Zeitungsberichte, zeitgenössische Belletristik, Polizeiakten etc. bringen den Anarchisten Bakunin und den „utopischen Sozialisten“ Wagner vor und hinter den Barrikaden zusammen; Bakunins theoretischer und politischer Einfluß auf verschiedene Schriften Wagners werden, wie bisher kaum geschehen, dargestellt; (Röckel, Semper u. a. werden mit in die Darstellung aufgenommen)

14 Mss.

16 Staats- und StadtAe; Heimatmuseen; Zeitungen; Zeitschriften; Flugblätter; Plakate; zeitgenössische Romane; Zeitzeugen in ihren Erinnerungen

0 97-039

1 Karin Kramer Verlag, Niemetzstr. 19, D-12055
Berlin; Tel. 030/684 50 55, Fax: 030/685 85 77,
E-mail: kramer@virtualitas.com

2 GIERICH, Peter, Eisenbahnstr. 37, D-08209
Auerbach/Vogtland, Tel. 03744/80883; KRA-
MER, Bernd, c/o Karin Kramer Verlag

4 Abgeschlossen

6 Edition

8 Karin Kramer Verlag

**9 Max Hoelz – Brandstifter und Revolutionär. Ge-
schichte und Geschichten über den bekanntesten
Rebellen der Weimarer Republik**

10 1918–1990

11 Vogtland

12 Bisher teilweise unveröffentlichtes Archivmate-
rial und Berichte von Zeitzeugen und Kampfge-
fährten Max Hoelz' bis hin zur Förderung eines
Max-Hoelz-Denkmal durch Erich Honecker
stellen den „bakunistischen“ Hoelz in den Mit-
telpunkt

14 Mss.

15 Auswertung von Quellen und Literatur

16 Archivmaterialien; Zeitungsberichte; Polizeiak-
ten; Privatbriefe und persönliche Einschätzun-
gen; u. v. m.

**C. Sozialistische Theoretiker,
Beiträge zur Ideengeschichte**

0 97-040

2 KIRCHNER, Gottfried, Dr.; Winterbergstr. 101,
D-01237 Dresden; Tel. 03 51 / 2 56 18 10

4 Abgeschlossen

6 Aufsatz

8 Bearb.

**9 Marx und Engels gestern – heute – morgen (Streif-
lichter und Reflexionen)**

10 1995–1997

12 Relevanz der Lebensleistung von Marx und En-
gels unter bestimmten ausgewählten Aspekten

15 Philologisch-historischer Vergleich; chronologi-
sches Arrangement

16 Werkausgabe und Briefwechsel Marx – Engels;
Parteitageprotokolle der SPD des 19. Jahrhun-
derts; Memoiren August Bebel; u. a.

D. Biographische Beiträge

0 97-041

1 Univ. Bochum, Institut zur Erforschung der eu-
ropäischen Arbeiterbewegung (IGA), D-44780
Bochum

2 ZIEMANN, Benjamin, Dr.; c/o Univ. Bochum,
IGA; Tel. 02 34/700-7699

4 Abgeschlossen

5 Abschluß: 2/98

6 Aufsatz

**9 Karl Mayr (1883–1945), der Militärkritiker und
Reichsbannerführer**

10 1883–1945

11 Bayern, Deutschland

12 Erarbeitung des Lebensweges und der militär-
kritischen Positionen und Stellungnahmen des
Majors a. D. und Reichsbannerführers Karl
Mayr (1883–1945), vor allem im Zusammenhang
mit seiner Teilnahme an der SPD-Wehrkommis-
sion 1928/29

13 Ziemann, Benjamin: Wanderer zwischen den
Welten. Der Militärkritiker und Gegner des ent-
schiedenen Pazifismus Major a. D. Karl Mayr
(1883–1945), in: Pazifistische Offiziere. Hrsg. von
Wolfram Wette. Bremen: Donat Verlag 1998

15 Biographische Analyse

16 Archivalien; Aufsätze von Karl Mayr

**E. Darstellungen zur Geschichte
der deutschen Arbeiterbewegung**

**I. Allgemeine Darstellungen
Darstellungen über größere Zeiträume**

0 97-042

1 Univ. München, Seminar für Wirtschaftsge-
schichte, Ludwigstr. 33/IV, D-80539 München;
Tel. 089/21 80-31 69

2 BATEN, Jörg, Dr.; c/o Univ. München

3 Prof. Dr. John Komlos

4 Laufend

5 Beginn: 1/98, Abschluß: 12/2001

6 Habil.

8 Bearb.

9 Unternehmen um 1900. Produktivität und Erfolg

10 1870–1913

11 Deutschland

12 Determinanten des wirtschaftlichen Erfolges

14 Mss.

15 Massendaten

16 Diverse Ae

0 97-043

2 RÜBNER, Hartmut; Bremervörder Str. 60 A,
D-28219 Bremen; Tel. und Fax: 04 21 / 39 29 71,
E-mail: ruebner@aol.com

4 Abgeschlossen

5 Beginn: 4/97, Abschluß: 6/97

6 Aufsatz; Konferenzbeitrag

8 Bearb.

**9 Die Analyse des Nationalsozialismus durch deut-
sche Anarchisten und Anarchosyndikalisten**

10 1922–1934/35

11 Deutschland

12 Darstellung libertärer Erklärungsansätze über
den Faschismus und Nationalsozialismus; Ver-
gleich mit Deutungsansätzen der Arbeiterbewe-
gung

- 13 **Rübner, Hartmut: Freiheit und Brot. Die Freie Arbeiter-Union Deutschlands. Eine Studie zur Geschichte des Anarchosyndikalismus** (= Archiv für Sozial- und Kulturgeschichte, Bd. 5). Berlin und Köln: Libertad-Verlag 1994. 317 S.
 15 Ideengeschichtlicher Ansatz
 16 Zeitungen; Sekundärliteratur

II. Darstellungen in zeitlicher Folge

- a) Von den Anfängen bis zum Ende des Sozialistengesetzes

—

- b) 1890–1914

—

- c) Weltkrieg und Revolution

—

- d) Weimarer Republik

—

- e) 1933–1945

0 97-044

- 2 **ZIEMANN, Benjamin, Dr.; c/o Univ. Bochum, Institut zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung (IGA), D-44780 Bochum; Tel. 02 34 / 700-7699**

4 Abgeschlossen

5 Abschluß: 8/97

6 Aufsatz

9 **Kriegserinnerung und Kriegsverarbeitung im Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold**

10 1924–1933

11 Deutschland

- 12 Ziel der Arbeit ist es, das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold primär als Vertrauensverband des sozialistischen Arbeitermilieus zu interpretieren und dabei Muster und Medien der Kriegserinnerung, die spezifizierte Intervention des Reichsbanners im Streit um das „Erbe der Front“ und Gründe für die relative Stärke und Schwäche der vom Reichsbanner vertretenen Positionen aufzuzeigen

- 13 **Ziemann, Benjamin: Republikanische Kriegserinnerung in einer polarisierten Öffentlichkeit. Das Reichsbanner als Vertrauensverband des sozialistischen Arbeitermilieus**, in: Historische Zeitschrift (voraussichtlich 1999), R. Oldenbourg Verlag

- 15 Textanalyse im Rahmen neuerer Ansätze zur politischen Symbolik und politischen Kultur
 16 Reichsbannerpresse; StA München: Polizeiberichte; BA; BA SAPMO: Akten des Reichsbanners

- f) Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs

—

- g) Westzonen/BRD

—

- h) SBZ/DDR

0 097-045

- 2 **LOEDING, Matthias, M. A., Bückebergstr. 11, D-31789 Hameln, Tel. 0 51 51 / 1 42 18; ROSENTHAL, Uwe, M. A., Hauptstr. 415, D-30826 Garbsen, Tel. 0 51 31 / 5 13 36**

4 Laufend

5 Beginn: 12/97, Abschluß: 4/98

6 Eigenprojekt der Bearb.; Aufsatz

8 Bearb.

9 **Zwischen politischem Zusammenbruch und Wiederaufbau. Die Betriebsrätebewegung in der Sowjetischen Besatzungszone und deren Subordination unter das Primat der SED-Politik**

10 1945–1948

11 SBZ

- 12 Vor dem Hintergrund des Zusammenbruchs der Hitlerdiktatur im Mai 1945 entstanden in der Situation des historischen Umbruchs Initiativen in Betrieben und Institutionen des öffentlichen Lebens, deren Ziel es war, ein entstehendes Vertretungs- und Machtvakuum in den Betrieben zu verhindern und die Arbeitsbeziehungen neu zu ordnen; somit konstituierten sich Vorformen proletarischer Leitungsansätze; in einer ersten Annäherung sollen die Initiatoren der betrieblichen Interessenvertretungen und ihre Motive und Beweggründe aufgezeigt werden; dieser Konstituierungsprozeß wurde durch übergeordnete Instanzen (KPD, FDGB, SMAD, Allierter Kontrollrat) begleitet und in eine offizielle Form gekleidet; mit dem Erlaß des Alliierten Kontrollratsgesetzes Nr. 22 (1946) verband sich auch in der SBZ die Anerkennung der Betriebsräte; im weiteren soll die stufenweise Entmachtung und Instrumentalisierung der eigenständigen Betriebsrätebewegung in der SBZ dokumentiert werden; der Betrachtungsrahmen endet mit der formalen Auflösung der Betriebsräte auf der Bitterfelder Konferenz des FDGB im November 1948

- 13 **Loeding, Matthias, und Uwe Rosenthal: Aufbau und Institutionalisierung gewerkschaftlicher und betriebsverfassungsmäßiger Interessenvertretungen in den neuen Bundesländern**. Hamburg: Kovac Verlag 1998

- 15 Auswertung von Primär- und Sekundärliteratur, Dokumenten, Gewerkschaftszeitungen, unveröffentlichten Manuskripten und Dissertationen
 16 Archivalien; Gewerkschaftszeitungen aus den Westzonen und der SBZ

III. Regionale und lokale Darstellungen

a) Regional

—

b) Lokal

0 97-046

- 1 Univ. Trier, FB III: Geschichte, LS für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Neuzeit, SFB 235, Projekt C 7: Gewerbliche Verdichtung und Arbeitsmarkt, Postfach 38 25, D-54286 Trier
 2 SCHMIDT, Martin, M. A.; c/o Univ. Trier; Tel. 06 51/201-33 31, Fax: 06 51/201-39 50, E-mail: schmidt@uni-trier.de
 3 Prof. Dr. V. M. Schwarz, Prof. Dr. Dietrich Ebeling
 4 Laufend
 5 Beginn: 97, Abschluß: 99
 6 Diss.
 9 Studien zu Manufakturgebäuden in der Aachener Tuchindustrie vor der Fabrikindustrialisierung
 10 18. und 19. Jahrhundert
 11 Raum Aachen
 12 Die Arbeit steht im Zusammenhang mit einem Forschungsprojekt von Dietrich Ebeling im Rahmen des SFB 235 „Zwischen Maas und Rhein ...“ mit dem Titel „Gewerbliche Verdichtung und Arbeitsmarkt im deutsch-niederländischen Grenzraum am Beispiel der feinen Wollproduktion (1750–1820)“; ausgehend von der Rekonstruktion einiger Werkbauten des 18. Jahrhunderts im Raum Aachen (z. B. Burtscheid, Monschau) und der Ermittlung ihrer Funktion im Betriebssystem wird versucht, eine Typologie frühneuzeitlicher Werkbauten im regionalen Kontext zu erstellen; in Zusammenhang mit Quellen zum Betriebssystem sollen die Manufakturgebäude als Spiegel einer Betriebsform zwischen Verlag und zentralisierter Produktion betrachtet werden
 15 U. a. Auswertung von Quellen
 16 Ae; Archivalien

F. Darstellungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung anderer Gebiete

Frankreich

0 97-047

- 2 DANNAT, Anton; c/o AGM-Verlag, Postfach 562, A-1151 Wien
 4 Abgeschlossen
 6 Eigenprojekt des Bearb.
 8 Bearb.
 9 Auf dem Floß der Medusa? Die französischen Troztkisten 1924 bis 1939
 10 1924–1939
 11 Frankreich
 12 Erste zusammenhängende Untersuchung der Politik und Organisation der französischen Troztkisten und anderer Oppositioneller (Pivertisten, Ferrats Gruppe *Que Faire?*, „Rechtskommunisten“ u. a.) in der Zwischenkriegszeit; breit angelegte Darstellung der französischen Gesellschaft 1919 bis 1939 und der russischen Opposition; Untersuchung der verschiedenen Entwicklungsphasen: Entstehung der französischen Opposition 1924 bis 1930, die *Ligue Communiste* 1930 bis 1933, der Entrismus 1934 bis 1936, die Troztkisten und die Volksfront 1936 bis 1938, die Auseinandersetzungen um Piverts PSOP 1938/39
 13 Dannat, Anton: Auf dem Floß der Medusa? Die französischen Troztkisten 1924–1939 (= „Marxismus“, Nr. 11). Wien: AGM-Verlag 1997 [o. S.].
 15 Aufarbeitung der französischen Quellen: Dissertationen, Memoiren, Zeitschriften, interne Dokumente, Tageszeitungen etc.
 16 Materialien des C.E.R.M.T.R.I., Paris, der B.D.I.C., Nanterre, der Bibliothèque Nationale, Paris u. a.

G. Darstellungen zur Geschichte der Internationalen und zur Geschichte der Arbeiterbewegung mehrerer Länder

0 97-048

- 2 RÜBNER, Hartmut; Bremervörder Str. 60 A, D-28219 Bremen; Tel. und Fax: 04 21/39 29 71, E-mail: ruebner@aol.com
 4 Abgeschlossen
 5 Beginn: 1/98, Abschluß: 3/98
 6 Aufsatz; Konferenzbeitrag
 8 Bearb.
 9 Conflict Pattern, Occupational Culture and Organizational Behaviour. Perspectives of International Syndicalism in 20th Century Shipping
 10 1914–1934
 11 International
 12 Analyse syndikalistischer Bewegungen im maritimen Transportsektor im Wirkungszusammenhang des berufsspezifischen Konfliktverhaltens,

des Berufsmilieus und des Organisationsverhaltens; Untersuchung über den Bedeutungsgrad der Arbeitsmarktkontrolle im internationalen Rahmen

- 13 **Rübner, Hartmut: The International Seamen's Organisations after the First World War. Political, Professional and National Interests in Conflict**, in: The International Transportworkers Federation 1914-1945. Hrsg. von Bob Reinalda. Amsterdam: [o. V.] 1997. - [S. a. Proj.-Nr. 96-036]
 15 Komparativ; sozialgeschichtliche Analyse
 16 Archivalien; statistische Materialien; Zeitungen; Sekundärliteratur

0 97-049

- 1 Hamburger Institut für Sozialforschung, Mittelweg 36, D-20148 Hamburg; Tel. 040/41 4097-18
 2 MÜLLER, Reinhard; Tarpenbekstr. 72, D-20251 Hamburg; Tel. 040/479362 und /4807605
 4 Laufend
 6 Eigenprojekt des Hamburger Instituts für Sozialforschung; (Edition geplant)
 8 Hamburger Institut für Sozialforschung
 9 **Eingaben und Briefe deutscher Politémigranten an Stalin, Jeshow, Molotow, Dimitroff, u. a.**
 10 1936-1942
 11 Sowjetunion
 12 Repräsentationsformen und Schreibstrategien deutscher NKWD-Häftlinge und ihrer Verwandten
 13 **Müller, Reinhard: „Schrecken ohne Ende“**, in: Exil, Jg. 1997, H. 2 (im Druck). - Edition geplant. - [S. a. Proj.-Nrn. 93-001 (3/97) und 95-071]
 15 Auswertung von 200 Eingaben und Briefen aus verschiedenen Moskauer Archiven
 16 FSB-Archiv; RCCHIDNI

II. NACHTRÄGE

0 706

- 1 Freie Univ. Berlin
 2 LUBAN, Ottokar; Eisenacher Str. 43, D-10823 Berlin; Tel. 030/781 7268
 4 Laufend
 8 Bearb.
 9 **Organisation und Agitation des Spartakusbundes Januar 1916 bis Januar 1919**
 10 1916-1919
 11 Deutschland, Berlin
 13 **Luban, Ottokar: Rosa Luxemburg, Spartakus und die Massen. Vier Beispiele zur Taktik der Spartakusgruppe bzw. des Spartakusbundes**, in: Supplement der Zeitschrift *Sozialismus*, Jg. 24 (1997), H. 5, S. 11-27. - Luban, Ottokar: **Die Berliner Basis der Spartakusgruppe (Herbst 1915 bis Oktober 1918). Soziale Zusammensetzung und Zusammenarbeit mit der Spartakusführung**, in: Berlinische Monatsschrift, Jg. 6 (1997), H. 9, S. 39-45 (4/97)

0 80-199, 82-283

- 1 Univ. Innsbruck, Institut für Geschichte, Internationale Forschungsstelle „Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa 1770-1850“, Innrain 52/Neubau, A-6020 Innsbruck; Tel. und Fax: 0043-512/507-3487
 2 **REINALTER, HELMUT**, Univ.-Prof. Dr., c/o Univ. Innsbruck, Tel. 0043-512/507-2388; MÖLGG, Astrid, Mag., Unterbergstr. 20/8, A-6020 Innsbruck, Tel. 0043-512/286021; BINDER, Stefan, Mag., Hormayrstr. 12/61, A-6020 Innsbruck, Tel. 0043-512/579166
 4 Laufend
 5 Beginn: 10/81 (Gesamtprojekt), 7/97 (Edition); Abschluß: 7/99 (Edition)
 6 Geförderte Forschung; Eigenprojekt der Bearb.; Quellensammlung; Dokumentationszentrum; Quelleneditionen; Biographisches Lexikon; Sachlexikon; Bibliographie; Monographie
 7 Univ. Innsbruck, Internationale Forschungsstelle „Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa 1770-1850“, Innrain 52, A-6020 Innsbruck
 8 Univ. Innsbruck, Internationale Forschungsstelle „Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa 1770-1850“; Forschungs-Förderungs-Fonds, Wien
 9 **Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa 1770-1850**
 10 1770-1850
 11 Deutschland, Österreich-Ungarn, Oberitalien, Schweiz
 12 Rekonstruktion von Protestpotential: Kritik an sozialen Zuständen in gedruckten Quellen und Akten; Versuche der Organisationsbildung; Kritik an politischer Repression in gedruckten Quellen und Akten; Bildung, Politisierung und Polarisierung einer bürgerlichen Öffentlichkeit; Unterschichtenproteste
 13 **Quellenedition „Sozialer Protest in Österreich von 1815-1848/49“**. Hrsg. von Stefan Binder, Astrid Mölgg und Helmut Reinalter (= Schriftenreihe der Internationalen Forschungsstelle „Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa 1770-1850“, hrsg. von Helmut Reinalter). Frankfurt a. M.: Peter Lang Verlag. Veröffentlichung voraussichtlich 1999. - [S. a. Proj.-Nrn. 80-199 und 82-283 (3/92)]
 15 Alle Einzelprojekte sind vergleichend, strukturanalytisch und interdisziplinär angelegt; qualitative Analyse; Auswertung von gedruckten und ungedruckten Quellen, Auswahl nach den Gesichtspunkten unter 12
 16 Flugschriften, Tagespresse, Zeitschriften und Belletristik vorwiegend aus der Österreichischen National-Bibliothek (ÖNB); Akten: Polizeiberichte, Petitionen aus Wien: AVA, HHStA; LandesAe: Innsbruck, Bregenz, Graz usw. (4/97)
 0 **86-114**
 1 Historische Kommission zu Berlin, Kirchweg 33, D-14129 Berlin; Tel. 030/80 402686
 2 LÖSCHE, Peter, Prof. Dr.; MÜLLER, Dirk H., Dr., Fregestr. 72, D-12159 Berlin; Tel. 030/851 5671

- 4 Abgeschlossen
5 Beginn: 85, Abschluß: 95
6 Geförderte Forschung
8 DFG
9 Politische, kulturelle und wirtschaftliche Organisationen der Katholiken und Sozialdemokraten in der Weimarer Republik
10 1918–1933
11 Deutschland
13 Müller, Dirk H.: Arbeiter, Katholizismus, Staat. Der Volksverein für das katholische Deutschland und die katholischen Arbeiterorganisationen in der Weimarer Republik (= Reihe: Politik- und Gesellschaftsgeschichte, Bd. 43). Bonn: Verlag J. H. W. Dietz Nachf. 1996. 352 S. – [S. a. Proj.-Nr. 86-114 (3/90), (2/91), (3/92) und (2/93)] (4/97)
- 0 91-024
2 VAN DEN BERG, Hubert, Dr.; Zuilestein 5, NL-2352 JS Leiderdorp; Tel. 00 31-71/541 41 17
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 6/89, Abschluß: 1/96
6 Eigenprojekt des Bearb.; Aufsätze
8 Bearb.
9 Anarchismus, Feminismus und Antifeminismus in Deutschland bis 1914
10 Ca. 1890–1933
11 Deutschland
12 Beschreibung der Auffassungen in der männlich dominierten deutschsprachigen anarchistischen Bewegung über die soziale Stellung der Frau, Frauenemanzipation und Feminismus im Zeitraum von 1900 bis 1914; die Ergebnisse sollen zur Korrektur der androzentrischen Anarchismusforschung beitragen
13 van den Berg, Hubert: Moralkritik und Mysogynie. Zur Sexualpolitik in der Kabarettedichtung Erich Mühsams, in: *Neophilologus*, Jg. 77 (1993), H. 3, S. 273–284. – van den Berg, Hubert: *Pissaro and Anarchism*, in: *History Workshop. A Journal of Socialist and Feminist Historians*, Nr. 32 (1991), S. 226–228. – van den Berg, Hubert: *German anarchism and 'free love'. Between the dissolution of bourgeois sexual and marital morals and the safeguarding of patriarchal-capitalist control*, in: *Sexual Cultures in Europe*. Hrsg. vom Forum on Sexuality (FOS), June 24th to 26th, 1992. Papers Group B, Rules of Sexual Behaviour. Amsterdam: FOS 1992, S. 1–15. – van den Berg, Hubert: *Acht Thesen zu Erich Mühsams Überlegungen zur „Frauenfrage“ und seiner literarischen Darstellungsweise von Frauen in der Periode 1900 bis 1914*. [Und:] *Über Erich Mühsams Überlegungen zur „Frauenfrage“ und seine literarische Darstellungsweise von Frauen in der Periode 1900–1914*, in: *Schriften der Erich-Mühsam-Gesellschaft*, Nr. 3 (1992), S. 29–73. – van den Berg, Hubert: *Zur Kontroverse zwischen Erich Mühsam und Gustav Landauer über die sogenannte „Freie Liebe“*, in: *Sich fügen heißt lügen*. Erich Mühsam Seminar. Berlin: Erich Mühsam Kreis 1993, S. 35–50. – van den Berg, Hubert: *Otto Gross*, in: *Lexikon der Anarchie*. Hrsg. von Hans-Jürgen Degen. 3. Ergänzungslieferung. Bösdorf: Verlag Schwarzer Nachschatten [Loseblatt-Ausgabe; Grundwerk: 1993] 1995, S. 1–6. – van den Berg, Hubert: *Freie Liebe*, in: *Lexikon der Anarchie*. Hrsg. von Hans-Jürgen Degen. 3. Ergänzungslieferung. Bösdorf: Verlag Schwarzer Nachschatten [Loseblatt-Ausgabe; Grundwerk: 1993] 1995, S. 1–7. – van den Berg, Hubert: *„Free Love“ in Imperial Germany: Anarchism and Patriarchy 1870–1918*, in: *Anarchist Studies*, Jg. 4 (1996), H. 1, S. 3–26. – S. a. Proj.-Nr. 91-024 (1/93)
15 Deskriptive und kommentierende Darstellung
16 Primär- und Sekundärliteratur (sowohl zum historischen Anarchismus als auch zur feministischen und androzentrischen Historiographie) (4/97)
- 0 93-006
1 Univ. Amsterdam, Faculteit der Letteren, Vakgroep Franse taal- en letterkunde, Spuistraat 134, NL-1012 VB Amsterdam; Tel. 00 31-20/525-26 10, Fax: 00 31-20/525-44 29
2 VAN DEN BERG, Hubert, Dr.; Zuilestein 5, NL-2352 JS Leiderdorp; Tel. 00 31-71/541 41 17
3 Prof. Dr. Ferdinand F. J. Drijckoningen
4 Abgeschlossen
5 Abschluß: 1/98
6 Geförderte Forschung; Diss.
8 Univ. Amsterdam; NWO, Den Haag
9 Anarchismus und avantgardistische Kunst- und Literaturtheorie 1910–1930
10 1910–1925
11 Deutschland, Schweiz
12 Analyse der Funktion der anarchistischen Theoriebildung in der Entstehungsgeschichte und der programmatischen Entwicklung des Dadaismus in Zürich und Berlin; Darstellung der Art und Weise, wie die Dadaisten sich auf den Anarchismus bezogen und sich Elemente daraus aneigneten
13 Veröffentlichung der Diss. geplant für Herbst 1998. – van den Berg, Hubert: *Anarchistische esthetica en avantgardisme in de kunst*, in: *Kunst en anarchisme*. Hrsg. von Wim Vandenbussche. Gent: Perspectief 1994, S. 15–23. – van den Berg, Hubert: *Tristan Tzaras „Manifeste Dada 1918“: Anti-Manifest oder manifestierte Indifferenz? Salomo Friedländers „schöpferische Indifferenz“ und das dadaistische Selbstverständnis*, in: *Neophilologus*, Jg. 79 (1995), H. 3, S. 353–376. – van den Berg, Hubert: *Gustav Landauer und Hugo Ball. Anarchismus, Sprachkritik und Genese des Lautgedichts*, in: *Hugo-Ball-Almanach*, Jg. 19 (1995), S. 121–181. – van den Berg, Hubert: *The Star of the Cabaret Voltaire: The Other Life of Emmy Hennings*, in: *Dada Zürich. A Clown's Game from Nothing*. Hrsg. von Brigitte Pichon und Karl Riha (= *Crisis and the Arts. The History of Dada*, Bd. 2). New York: G. K. Hall 1996, S. 69–88. – van den Berg, Hubert: *Dada als Emanation des Nichts. Anmerkungen zum dadaistischen Verhältnis zu Religion und Mystik*, in: *Erfahrung und System. Mystik und Esoterik in der*

- Literatur der Moderne. Hrsg. von Bettina Gruber. Opladen: Westdeutscher Verlag 1997, S. 82 bis 101. – **van den Berg, Hubert: Anarchism and the Opacity of German Expressionism. Proposition for a Reevaluation of the Expressionist Revolt**, in: *Memory, History and Critique: European Identity at the Millenium. Proceedings of the Fifth Conference of the International Society for the Study of European Ideas at the University for Humanist Studies, Utrecht, The Netherlands, 19.–24. August 1996*. Hrsg. von Frank Brinkhuis und Ezra Talmor. Utrecht: ISSEI/University for Humanist Studies 1998, Section IV, Workshop 165 [CD-Rom, as conventional text on Paper, ca. 7–8 S.]. – **van den Berg, Hubert: Zur dadaistischen Anarchisierung der Sprache und ihrem utopischen Impetus**, in: *Alte Welten – Neue Welten. Akten des IX. internationalen Germanistenkongresses, Vancouver 1995*. Hrsg. von Michael S. Batts. 2 Bde. Tübingen: Max Niemeyer Verlag 1996, Bd. 2, S. 12. – S. a. Proj.-Nr. 93-009 (1/93)
- 14 **van den Berg, Hubert: Avantgarde und Anarchismus. Untersuchungen zur Bedeutung des Anarchismus in der Programmatik des Dadaismus in Zürich und Berlin**. Diss., Univ. Amsterdam 1997. 539 S.
- 15 Sozialhistorisch ausgerichtete literatur- und kunstwissenschaftliche Arbeit deskriptiver Art
- 16 Ae; Zeitschriften; Primär- und Sekundärliteratur (4/97)
- 0 93-009
- 2 VAN DEN BERG, Hubert, Dr.; Zuilestein 5, NL-2352 JS Leiderdorp; Tel. 00 31-71/541 41 17
- 4 Abgeschlossen
- 5 Beginn: 6/86, Abschluß: 6/94
- 6 Eigenprojekt des Bearb.; Dipl.; Monographie; Aufsatz
- 8 Bearb.
- 9 **Wirkungsgeschichte von Leben und Werk Erich Mühsams**
- 10 1900–1993
- 11 Westeuropa
- 12 Beschreibung der Wirkungsgeschichte des anarchistischen Schriftstellers Erich Mühsam
- 13 **van den Berg, Hubert: Die Ermordung Erich Mühsams. Stellungnahmen und Diskussionen deutscher Emigranten 1934–1935**, in: *Aspekte der künstlerischen inneren Emigration 1933–1945*. Hrsg. von Erwin Rotermund (= Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch, Bd. 12). München: Edition Text und Kritik 1994, S. 174–190. – **van den Berg, Hubert: Mühsam en Nederland**, in: *Het oog in 't zeil*, Jg. 9 (1992), H. 4, S. 73–74. – **van den Berg, Hubert: Mühsam als Mahnmal. Anmerkungen zum Mühsam-Verständnis im deutschen Exil 1934–1935**, in: *Schriften der Mühsam-Gesellschaft*, Nr. 5 (1994), S. 42–58. – **van den Berg, Hubert: „Die Lustige Witwe“**. Überlegungen zu einem Gedicht, in: *Schriften der Mühsam-Gesellschaft*, Nr. 7 (1994), S. 13–21. – **van den Berg, Hubert: Fragen zur Frage: Wo sind die verschwundenen Teile aus Mühsams Nachlaß?**, in: *Mühsam-Magazin*, H. 4 (1994), S. 57–58. – **van den Berg, Hubert: Zur Neuveröffentlichung von Erich Mühsams „Staatsraison. Ein Denkmal für Sacco und Vanzetti“**, in: *Mühsam-Magazin*, H. 4 (1994), S. 59–64. – S. a. Proj.-Nr. 93-009 (1/93)
- 14 **van den Berg, Hubert: Das deutsche Exil und die Ermordung Erich Mühsams**. Dipl., Univ. Leiden 1987
- 16 Ae(u. a. IISG, Amsterdam); Zeitschriften; Buchveröffentlichungen (4/97)
- 0 95-084
- 1 Univ. Marburg, FB Geschichtswissenschaften, Wilhelm-Röpke-Str. 6, D-35039 Marburg
- 2 HEIDEN, Detlev, Dr.; In der Görtzbach 22, D-35041 Marburg; Tel. 0 64 21/8 12 21
- 3 Prof. Dr. Peter Krüger
- 4 Abgeschlossen
- 5 Beginn: 1/88, Abschluß: 3/97
- 6 Diss.
- 8 Stipendien der Hessischen Graduiertenförderung und des Deutschen Historischen Instituts Washington
- 9 **Sozialisierungspolitik in Hessen (1946–1965)**
- 10 1946–1967
- 11 Hessen; Westzonen bzw. BRD
- 13 **Heiden, Detlev: Sozialisierungspolitik in Hessen 1946–1967. Vom doppelten Scheitern deutscher Traditionssozialisten und amerikanischer Industriereformer**. 2 Teilbde. (= Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Bd. 4). Münster, Hamburg und London: Lit Verlag 1997. 915 S.
- 14 **Heiden, Detlev: Sozialisierungspolitik in Hessen (1946–1965)**. Diss., Univ. Marburg 1995/96
- 16 NA; BA; Hessisches HStA; AdSD/FES; DGB-A; IHK Frankfurt a. M.; UnternehmensAe (4/97)
- 0 96-062
- 1 Univ. Dortmund, FB 14: Politikwissenschaft
- 2 HILMER, Johannes, Dr.; Kantstr. 21, D-44867 Bochum; Tel. 0 23 27/3 53 87
- 3 Prof. Dr. Lutz Roemheld
- 4 Abgeschlossen
- 5 Beginn: 8/91, Abschluß: 9/96
- 6 Diss.
- 9 „Philosophie de la Misère“ oder „Misère de la Philosophie“? Die Marxsche Polemik im Kampf um die Führung der internationalen Arbeiterbewegung als Beginn der weltpolitischen Durchsetzung des etatistischen Sozialismus
- 10 19. Jahrhundert
- 11 International
- 12 Wie setzt sich Marx in seinem Text „Misère de la Philosophie“ mit Proudhons Text „Système des contradictions économiques ou Philosophie de la Misère“ auseinander? Warum geht Marx so gut wie gar nicht auf die Arbeit Proudhons ein, sondern polemisiert, verdreht und fälscht Zitate des Franzosen und macht sich über Proudhon lustig? Will Marx mit allen Mitteln an die Spitze der internationalen Arbeiterbewegung und deshalb

- einen Hauptkontrahenten, Proudhon, ausschalten?
- 13 **Hilmer, Johannes: Philosophie de la Misère oder Misère de la Philosophie? Die Marxsche Polemik im Kampf um die Führung der internationalen Arbeiterbewegung als Beginn der weltpolitischen Durchsetzung des etatistischen Sozialismus** (= Europäische Hochschulschriften; Reihe 31: Politikwissenschaft, Bd. 335). Frankfurt a. M., Berlin, Bern, New York, Paris und Wien: Peter Lang Verlag 1997. XIV, 223 S.
- 14 Diss., Univ. Dortmund [1996]
- 15 Systematischer Textvergleich von Marx' „Misère de la Philosophie“ mit Proudhons „Système des contradictions économiques ou Philosophie de la Misère“ (4/97)
- 0 **97-017**
- 1 Bundesarchiv, Finckensteinallee 63, D-12205 Berlin
- 2 BRAUN, Heinz, wiss. Mitarbeiter; c/o Bundesarchiv Berlin
- 4 Abgeschlossen
- 5 Abschluß: 12/97
- 6 Aufsatz
- 8 Bundesarchiv; Bearb.
- 9 **Zum Schicksal der Archive und Bibliotheken der deutschen Gewerkschaften nach 1933**
- 10 1933 bis heute
- 11 Deutschland
- 12 Der Artikel verfolgt den Weg der Akten und Bücher der zerschlagenen deutschen Gewerkschaften in das Hauptarchiv der NSDAP, das Amt Information der DAF und in die Zentralbücherei und das Zentralarchiv der DAF sowie deren Verbleib nach 1945
- 13 Veröffentlichung in der IWK vorgesehen
- 15 Auswertung der Unterlagen des Bundesarchivs
- 16 BA; Zeitschriften (4/97)
- 0 **97-028**
- 1 Univ. Mannheim, LS Politische Wissenschaft und Zeitgeschichte, Seminargebäude A 5, D-68131 Mannheim
- 2 SCHÖNHOFEN, Klaus, Prof. Dr., c/o Univ. Mannheim; VOGEL, Hans-Jochen, Dr., Bundesminister a. D., München
- 4 Abgeschlossen
- 6 Geförderte Forschung; Edition
- 7 Verein gegen Vergessen - Für Demokratie, Godesberger Allee 138, D-53175 Bonn
- 8 Bearb.; Verein gegen Vergessen - Für Demokratie, Godesberger Allee 138, D-53175 Bonn
- 9 **Frühe Warnungen vor dem Nationalsozialismus. Ein historisches Lesebuch**
- 10 1920-1933
- 11 Deutschland
- 12 Dokumentation von Parlamentsreden aus Reichstag und Landesparlamenten, in denen sich die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus in der Weimarer Republik widerspiegelt
- 13 **Frühe Warnungen vor dem Nationalsozialismus. Ein historisches Lesebuch.** Hrsg. von Klaus Schönhoven und Hans-Jochen Vogel. Mit einem Geleitwort von Rita Süßmuth. Bonn: Verlag J. H. W. Dietz Nachf. 1998. 399 S.
- 15 Quellenedition
- 16 Protokolle des Reichstags und der Landesparlamente von 1920 bis 1933 (4/97)
- III. **BISHER NICHT GEMELDETE, IM INLAND UNPUBLIZIERTE ARBEITEN, DIE VERFÜGBAR SIND**
-

Neue Literatur

KOWALCZUK, Ilko-Sascha: **Legitimation eines neuen Staates. Parteiarbeiter an der historischen Front. Geschichtswissenschaft in der SBZ/DDR 1945 bis 1961.** – Berlin: Ch. Links Verlag 1997. 407 S.

In der beim rührigen Ch. Links Verlag erscheinenden Reihe „Forschungen zur DDR-Gesellschaft“ hat der Zeithistoriker Ilko-Sascha Kowalczuk ein Buch vorgelegt, das sich unter dem Titel „Legitimation eines neuen Staates“ mit der DDR-Geschichtswissenschaft befaßt. Die Monographie markiert einen neuen Stand der Fachdiskussion, die allmählich hinter der weiterhin im Vordergrund stehenden Einzelforschung auch wieder zu synthetisierenden Gesamtdarstellungen findet. Kowalczuk untersucht die Geschichte der historischen Wissenschaft in der SBZ/DDR von ihrer Ausgangssituation 1945 bis zum Ende ihrer Konstitutionsphase 1961 in zwei großen Blöcken, die einmal der universitären Entwicklung und einmal dem Schicksal der eigentlichen Fachforschung gelten. Schon das Inhaltsverzeichnis verrät, wie gründlich der Autor seinem Gegenstand zu Leibe rückt: Er zeichnet die einzelnen Facetten der sog. „Misere-Theorie“ ebenso nach wie den universitären Umgestaltungsprozeß während des proklamierten Sturms auf die Festung Wissenschaft bis 1953 und ihre „Verteidigung“ nach 1953. Den einzelnen Universitäten ist jeweils ein eigenes Kapitel gewidmet, ebenso dem Institut für Geschichte bei der Akademie der Wissenschaften, den sonstigen Geschichtseinrichtungen und der „Zeitschrift für Geschichtswissenschaft“. Der Autor hat eine beeindruckende Materialfülle verarbeitet und eine umfassende Studie zur frühen DDR-Geschichtswissenschaft vorgelegt. Damit schlägt er eine wichtige Schneise in das Dickicht der ostdeutschen Wissenschaftsgeschichte.

Die Frage bleibt, ob er seine Axt so gezielt geschwungen hat, daß endlich helles Licht auf die Konturen der Wissenschaftsentwicklung in der sozialistischen Diktatur fällt. An Klarheit des Urteils über die untergegangene DDR-Disziplin läßt der Autor es zumindest nicht fehlen; kritische Nachprüfung aber verdient sein theoretischer und methodischer Ansatz. Es geht im Kern um immer dieselbe Frage: wie das Verhältnis von Ideologie und Wissenschaft, Parteilichkeit und Objektivität, Funktionär und Fachmann zu rekonstruieren und

zu bewerten ist. Kowalczuk läßt die Frage in seinem doppelten Untertitel unentschieden und bietet dem Leser statt dessen eine scheinbare *contradictio in se* an: „Parteiarbeiter an der historischen Front. Geschichtswissenschaft in der SBZ/DDR 1945 bis 1961“. Der scheinbare Widerspruch löst sich im Text auf: K. lehnt es ab, die ostdeutsche Geschichtswissenschaft als wenigstens vielfach politisch behinderte und ideologisch deformierte Variante der westdeutschen Gegenwissenschaft zu beschreiben, und er erklärt auch die ihr vor 1989 gern attestierten Professionalisierungstendenzen für zumindest fragwürdig. „Die DDR-Geschichtswissenschaft“, so lautet K.s Fazit, „war ein Produkt der SED-Herrschaft. Sie repräsentierte einen neuen Wissenschaftstypus, der eigens von der SED zum Zwecke der Legitimierung ihrer Herrschaft geschaffen worden war“ (S. 342). Daß Geschichtswissenschaft in der DDR eben nichts anderes als Parteiarbeit an der historischen Front gewesen sei, bleibt auch dann ein denkbar scharfes und verallgemeinerndes Urteil mit weitreichenden Konsequenzen, wenn der Autor selbst es durch Verweis auf die höhere Wissenschaftlichkeit gegenwartsfernerer Historiographie in der DDR ein wenig zu mildern sucht. Kowalczucs Gesamturteil kehrt zurück zu einer genuin totalitarismustheoretischen Betrachtungsweise, die im Westen in den fünfziger und sechziger Jahren Konjunktur hatte und das östliche Fachschicksal als Überwältigung der Wissenschaft durch die Ideologie in der DDR und beklagenswerten Abschied aus der *scientific community* bewertete. Unzweifelhaft führt diese Wiederanknüpfung zu substantiellen Erkenntnissen. K.s Blick hinter die Produkte auf die historiographische Produktion arbeitet die Funktionsmechanismen einer Wissenschaft *sui generis* heraus, die nur nach außen und auch da nur zeitweilig die Charaktermaske einer historischen „Normalwissenschaft“ aufsetzte, nach innen aber nach vielfach gänzlich anderen Normen und Standards organisiert war. Überzeugend macht der Verf. auf diese Weise deutlich, wie sehr die bloße Übertragung des westlichen Wissenschaftsmodells auf die östliche Fachpraxis in die Irre gehen muß, wie wenig die DDR-Geschichtswissenschaft eine Wissenschaft wie viele andere in der Welt auch war. Und er stellt die entscheidende Frage, die aus diesem Befund folgen muß: „Warum haben so viele mitgemacht, warum so viele geschwiegen, warum

so wenige sich offen und unmißverständlich aufgelehnt?“ (S. 26).

Die Antwort aber bleibt K. schuldig, und wo er sie geben will, ist sie eher ärgerlich als ergiebig. Der SED-Staat fällt nicht unter Max Webers drei bekannte Typen legitimer Herrschaft; er hatte, so erfahren wir, im Grunde überhaupt keine Legitimität. Letztere Feststellung aber ist zumindest fragwürdig. Sie beruht darauf, daß K. zwei Begriffe von Legitimität vermischt: einen moralischen und einen sozialwissenschaftlichen. Umgekehrt wäre zu fragen, wie ein Staat, der weder charismatisch noch traditional oder im Weberischen Sinne bürokratisch verfaßt war, dennoch den Legitimitätsglauben erzeugen konnte, der seinen inneren Bestand über vierzig Jahre erst zu sichern vermochte. Diese Frage auf die Binnenakzeptanz einer anderen, nämlich parteiloyalen Form der Geschichtsschreibung in der DDR zu beziehen, wäre eine Kardinalfrage. Das aber gerade tut K. nicht, sondern er verwandelt sich vom Historiker zum Staatsanwalt, um der ostdeutschen Historiographie die Maske des Biedermanns einer zu Unrecht erborgten Legitimität vom Gesicht zu reißen, die ihr so wenig wie ihrem verblichenen Staat zukomme. Wenig Gutes bleibt am Ende von einer kommunistischen Historiographie zu sagen, der der Autor (ironischerweise hier einmal einem Urteil des ZK-Apparats gern beipflichtend) Unproduktivität und intellektuelle Schwäche bescheinigen muß, die, wenn überhaupt, höchstens dann einmal offen stritt, wenn im Grunde doch alle einer Meinung waren, die außerhalb der Parteieinrichtungen – wie am Akademieinstitut – nur deswegen weniger ideologisch malträtiert wurde, weil der Direktor schwach war, und deren vereinzelter Aufbegehren das trübe Bild durchaus nicht aufhelle, weil die wenigen Fälle von Widerspruch den Kritikern jedenfalls keinen Karriereknick eingetragen hätten.

K.s Arbeit, die das Versagen der ostdeutschen Historikerschaft wissenschaftlich nachzuweisen sucht, steht in der Denktradition eines anklagenden und delegitimierenden Umgangs mit dem DDR-Erbe. Aus dieser Perspektive werden wichtige Facetten der zweiten deutschen Geschichtswissenschaft tiefer und genauer ausgeleuchtet als in Arbeiten, die der früher dominanten Verwissenschaftlichungsthese folgen. Aber K.s Konzept nimmt gleichzeitig auch eine Reihe theoretischer Schwächen in Kauf: so in der teleologischen Sicht, die den Prozeß der innerdeutschen Teilung des Fachs in den fünfziger Jahren linear verkürzt; so die systematische Identifizierung von SED-Sicht

und disziplinärer Realität, die die Arbeit durchzieht; so in der unkritischen Aufwertung der westlichen Geschichtswissenschaft, die selbst noch im Trierer Eklat von 1958 von aller Verantwortung für die wachsenden innerdeutschen Gegensätze in der Geschichtswissenschaft freigesprochen wird; so in der Statik des Betrachtungsansatzes, der die Fachgeschichte nach 1945 selbst dort von einem einheitlichen, aber perfide versteckten Willen „der Kommunisten“ geprägt sieht, wo man gemeinhin noch Verworrenheit und unklare Fronten vermuten würde: „Der Strategie und Taktik der Kommunisten entsprach es in den ersten Nachkriegsjahren, ihre [...] wahren Ziele zu verbergen“ (S. 70).

Trotz dieser Schwächen hat Ilko-Sascha Kowalczyk auf breiter Quellengrundlage ein aufschlußreiches Buch über die DDR-Geschichtswissenschaft geschrieben. Es läßt den Leser einen gründlichen Blick auf das fast unüberschaubare Aktenmaterial werfen, das die untergegangene Geschichtswissenschaft eines untergegangenen Teilstaats der historiographischen Nachwelt übermacht hat. Und diese Vorzüge lassen auch darüber hinwegsehen, daß dem Buch eine bessere Lektorierung gutgetan hätte, die den Aufbau gestrafft, manche Wiederholung gestrichen und gelegentliche Irrtümer vermieden haben könnte – wie etwa die notorische Verwandlung der von Ulbricht propagierten „Konföderation“ in eine „Konföderation“.

Martin Sabrow

Historiker in der DDR. Hrsg. von Karl Heinrich POHL (= Kleine Vandenhoeck-Reihe, Bd. 1580). – Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1997. 149 S.

Im Sommersemester 1996 veranstaltete Karl Heinrich Pohl an der Universität Kiel eine Vortragsreihe über die DDR-Geschichtswissenschaft. „Ihr Ziel war es“, wie der Herausgeber in seiner Einleitung festhält, „die Rolle der Geschichtswissenschaft und der Geschichtswissenschaftler im System der DDR, speziell vor und während der ‚Wende‘, zu diskutieren, dabei die Befindlichkeit der beteiligten Personen einzubeziehen und zugleich das Interesse am Thema DDR bei einem breiten Publikum wachzuhalten“ (S. 5). Pohl dachte dabei nicht an eine „grundlegende, wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Behandlung der komplexen Gesamthematik“ (S. 6). In dem schmalen Bändchen kommen neben einer längeren und sehr instruktiven Einleitung des Herausgebers

subjektiv gehaltene Stellungnahmen solch unterschiedlicher Historiker wie Karlheinz Blaschke (geb. 1927), Werner Bramke (geb. 1938), Matthias Hahn (geb. 1954) und Joachim Petzold (geb. 1933) zum Abdruck. Allerdings dokumentiert der Band nicht die gesamte Vortragsreihe, weil einige Vorträge aus „verschiedenen Gründen“ (S. 25, Anm. 1) nicht publiziert werden konnten.

Die abgedruckten Arbeiten stellen allesamt persönliche Erinnerungen an eine Zeit dar, die mit dem Jahr 1989 zwar zu Ende gegangen ist, die aber für alle Verfasser grundlegend und prägend war. Während Bramke und Petzold aus der Sicht von SED-Historikern „Freiräume und Grenzen eines Historikers im DDR-System“, so der Titel des Aufsatzes von Bramke, beleuchten, schildert Blaschke seine Erfahrungen als „bürgerlicher Historiker am Rande der DDR“. Hahn, der jüngste der Autoren, beschreibt sein Leben als „Nachwuchswissenschaftler“ im Spannungsfeld von „Anpassung und Widerstehen“.

Da die Beiträge ganz bewußt subjektiv gehalten sind, entzieht sich der an sich nützliche Band einer wissenschaftlichen Kritik. Der Herausgeber hat deshalb auch seinen Lesern und Leserinnen mit auf den Weg gegeben, „die Beiträge historisch-kritisch zu lesen, Mythen als Mythen zu erkennen, Schutzbehauptungen als solche wahrzunehmen“ (S. 10). Der Wert des Bandes besteht darin, die unterschiedlichen Wahrnehmungen kennenlernen und miteinander vergleichen zu können. So spricht der Historiker Bramke davon, daß es in den frühen siebziger Jahren in der DDR zu einer gewissen Liberalisierung gekommen sei (S. 35) und daß „ein für die Wissenschaft generell recht günstiges Klima“ geherrscht habe (S. 38). Das gelte gerade auch für Leipzig mit seinen Traditionen. In jener Zeit der „relativen Liberalisierung“ mußte Blaschke dagegen endgültig aus dem staatlichen Archivwesen ausscheiden und fand eine für ihn sehr attraktive Tätigkeit am Theologischen Seminar Leipzig. Er bekam die einzige Hochschullehrerstelle für Geschichte, „die dem Einfluß der SED nicht ausgesetzt war“ (S. 62). Für Blaschke gehörten „Täuschung, Lug und Trug [...] zu den Geschäftsbedingungen des SED-Regimes“ auch in den Jahren, die Bramke als vermeintlich liberaler empfunden hat. Blaschke bezeichnet an einer anderen Stelle die DDR als ein „terroristisches Regime“ (S. 65), eine Bezeichnung, die Bramke und Petzold gewiß zurückweisen würden.

Über die vermeintlich liberale Leipziger Schule, die auch heute noch von anderen Leipziger Historikern als solche bezeichnet wird, gibt Hahn de-

tailliert Auskunft. Er charakterisiert beispielsweise den Wissenschaftsbereich „Allgemeine Geschichte der Neuzeit“ der Sektion Geschichte der Universität Leipzig als „autoritär-hierarchisch gegliedert“; „damit“ habe er „ein Spiegelbild en miniature des DDR-Staates“ dargestellt (S. 137). „Die Macht konzentrierte sich in den Händen der ‚maßgebenden Personen‘, eines inneren Zirkels von Adepten [...]“. Man war ausgeliefert und unterlag einem ausgeklügelten, stets sorgsam abgestimmten Konditionierungssystem von Lob und Belohnung auf der einen, Einschüchterung, Tadel oder Strafe auf der anderen Seite“ (ebd.).

Der Band ist vor allem wegen der nüchtern gehaltenen und ausgewogenen Einleitung des Herausgebers, in der er den Streit um die DDR-Geschichtswissenschaft seit 1990 nachzeichnet und dabei auch auf eigene, pointierte Stellungnahmen nicht verzichtet, aber auch wegen der interessanten und das Innenleben von Historikern aus der DDR spiegelnden Einschätzungen der vier Autoren zu empfehlen. Gerade die Beispiele aus der alltäglichen Arbeit des Historikers in der Diktatur, ob diese nun als solche empfunden wurde oder nicht, sind dabei sehr aufschlußreich und helfen, das Bild von der DDR-Geschichtswissenschaft zu verfeinern. Daß dabei freilich auch absurdes Theater geboten wird, soll nicht unterschlagen werden. Wenn Werner Bramke, der selbst vom MfS bespitzelt worden ist, die IM-Tätigkeit seines einstigen Lehrers Kurt Finker für das MfS verteidigt und suggeriert, „daß er mich wie 1968 durch seine Berichte schützen wollte“ (S. 39) und gleichzeitig den Historiker Rainer Eckert, der Finkers IM-Tätigkeit offenlegte,¹ beschuldigt, eine „Enthüllungsgeschichte“ publiziert zu haben, dann muß sich der Historiker Bramke schon die Frage gefallen lassen, inwieweit er sich an dieser Stelle aufgrund seiner eigenen Betroffenheit nicht einer allzu starken ahistorischen Betrachtung hingegeben hat. Der Band ist vor allem jenen zu empfehlen, die mehr über die mentale Verfaßtheit von Historikern aus der DDR erfahren wollen und die wissen möchten, wie ehemals parteiiche oder oppositionelle Historiker heute über die langen Jahre in der DDR reflektieren. Ob die Beiträge auch im wissenschaftlichen Diskurs um die Geschichte der DDR-Geschichtswissenschaft ihren Platz finden werden, bleibt dagegen zu bezweifeln. Aber das war ja auch nicht die Absicht, zumindest nicht die des Herausgebers.

¹ Vgl. dazu den Beitrag von Rainer Eckert über Kurt Finker in: *Der Tagesspiegel* vom 10. September 1996 sowie eine Reaktion von Werner

Bramke in: Neues Deutschland vom 14./15. September 1996. Zu Finker vgl. auch: Klaus Schroeder und Jochen Staadt, Zeitgeschichte in Deutschland vor und nach 1989, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 26/97, S. 20–23 (der zuletzt genannte Beitrag verliert allerdings wegen partieller Überzogenheit an Argumentationskraft).

Ilko-Sascha Kowalczyk

DITFURTH, Christian von: **Internet für Historiker.** Frankfurt a. M. und New York: Campus Verlag 1997. 223 S.

Christian von Ditfurths Buch „Internet für Historiker“ ist Teil einer vom Campus Verlag herausgegebenen Reihe „Internet für xy“, in deren Rahmen bisher auch Bände für Architekten, Psychologen, Soziologen und Wirtschaftswissenschaftler von verschiedenen Autoren erschienen sind. Bis zum achten Kapitel sind diese jeweils wortidentisch. Ditfurths Buch will dem Geschichtsinteressierten, vom historischen Laien bis zum professionellen Wissenschaftler, einen Einstieg in das neue Medium Internet bieten. Die Heterogenität dieser Zielgruppe wird noch dadurch verstärkt, daß zugleich von extrem unterschiedlichen technischen Vorkenntnissen der Leserschaft ausgegangen werden muß. Allerdings weisen Kapitelüberschriften wie „Ahnen und Wappen“ für den Bereich Historische Hilfswissenschaften oder „Gib mir meine Legionen wieder“ für das Altertum darauf hin, daß zumindest von Verlagsseite aus vor allem der interessierte Laie angesprochen werden soll.

Das Buch ist insgesamt in vierzehn Kapitel unterteilt. Die ersten acht Kapitel, somit mehr als die Hälfte des Buchs, widmen sich den technischen Anforderungen des Internetzugangs. Erfreulicherweise gelingt es dem Autor hier weitgehend auch wirklich, das selbst gesteckte Ziel, den „Fachjargon“ zu vermeiden, einzuhalten, so daß hier von einer gelungenen Einführung für den technischen Laien gesprochen werden kann. Hilfreich ist auch das Glossar im Anhang, in dem das übliche „Fachkauderwelsch“ erklärt wird. Wer nach diesen Angaben vorgeht, sollte in der Regel auch wirklich an das Ziel „Zugang zum Internet“ gelangen.

Erst mit dem neunten Kapitel beginnt der spezifisch historische Teil des Bandes. Zunächst werden einige Einstiegspunkte („Startrampen“) ins Internet aufgeführt, Internetseiten, die auf weitere Seiten mit historischem Bezug verweisen. Diese

eignen sich allerdings zumeist eher zum „Herumstöbern“ denn zur systematischen Recherche nach relevantem Material.

Die sich anschließenden Kapitel widmen sich einzelnen historischen Teildisziplinen wie den Historischen Hilfswissenschaften, der Vor- und Frühgeschichte/Archäologie, dem Altertum, dem Mittelalter und der Neuzeit. Innerhalb der Kapitel greift sich Ditfurth zumeist exemplarisch einzelne historische Fragestellungen, zum Beispiel im Kapitel „Vor- und Frühgeschichte/Archäologie“ die Höhle von Lascaux (S. 139 ff.), anhand einiger interessanter Seitenverweise („Links“) heraus, deren Inhalt er dabei kurz kommentiert. Die aufgeführten Links können ob der Informationsfülle und noch immer recht „anarchen“ Struktur des Internets natürlich stets nur eine Auswahl bieten, was der Autor aber schon in der Einleitung bereitwillig zugibt. Ebenfalls läßt es sich nicht völlig vermeiden, daß einige der angegebenen Verweise mittlerweile ins Leere führen, da die Seiten an eine andere Adresse umgezogen sind oder vielleicht auch ganz gelöscht wurden. So ist die vom Autor als „rekordverdächtig lang“ klassifizierte Internetadresse des Archäologischen Museums von Bologna (S. 145) nicht mehr an ihrem Platz zu finden. Dort fand sich nur noch der Verweis auf die neue, leichter zu findende Adresse. Die virtuelle Führung durch die Höhle von Lascaux (S. 140) befand sich auch nicht mehr an der angegebenen Stelle, hier leider ohne weiteren Verweis.

Das Kapitel zur Neuzeit ist sinnvollerweise in mehrere Unterkapitel gegliedert, wobei die Rubrik „Startrampen: Europa“ für leichte Verwirrung sorgt: fast alle dort aufgeführten Links befinden sich nämlich in den USA, beschäftigen sich aber mehr oder minder stark mit europäischer Geschichte.

Leider muß Ditfurth in seiner Kritik über das deutsche Internetangebot zur Neuzeit recht gegeben werden: „Um es deutlich zu sagen: Was deutsche Bildungseinrichtungen, vor allem Universitäten, dem Internet-Nutzer im Hinblick auf die Neuzeit anbieten, ist erbärmlich. Wer sich über zentrale Fragen, etwa die Französische Revolution, den Ersten und Zweiten Weltkrieg, den Nationalsozialismus und Auschwitz informieren will, kommt ohne US-amerikanische Internet-Quellen kaum einen Schritt weiter“ (S. 175). Was allerdings auch den Sinn einer Einführung in die wissenschaftliche Nutzung des Internets für Historiker in Frage stellt.

Summa summarum ist das Buch „Internet für Historiker“ eine gelungene Einführung in das

Internet. Dem technischen Laien kann so viel Enttäuschung erspart werden, da sich schon recht früh erste Erfolgsergebnisse einstellen, er nicht ohnmächtig vor dem Datenoverkill kapitulieren muß. Trotzdem bleibt es auch dem Leser dieser Einführung nicht erspart, sich durch das Internet zu kämpfen, so er das Internet als Rechercheort nutzen will, wenn ihm auch durch die Lektüre der Einstieg deutlich erleichtert wird. Allerdings erscheint der Preis für den Paperbackband mit Blick auf die „standardisierten“ technischen Kapitel und den schmalen Geldbeutel der Studenten etwas überhöht.

Kai Borschinsky

Die Bestände der Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv. Kurzübersicht. Hrsg. von der Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv. Red.: Elrun DOLATOWSKI, Anette MEIBURG und Sigrun MÜHL-BENNINGHAUS. – Berlin: Edition Colloquium 1996. 178 S.

Die Erforschung der Geschichte der DDR steht, von unterschiedlichen Motiven getragen, nach wie vor an der Spitze der zeithistorischen Studien. Ihre Authentizität kann sie nur erlangen und der historischen Wahrheit nahekomen, wenn sie zu ihrer Grundlage die Auswertung der überlieferten Quellen macht. Dank des Verantwortungsbewußtseins vieler Akteure in der Zeit des gesellschaftlichen Umbruchs in der DDR 1989/90 und nicht zuletzt dank der Einsatzbereitschaft und Sachkenntnis vieler Archivare steht heute eine Dokumentation zur Verfügung, die bei dem Bemühen um wirkliche Objektivität des Forschers zu einem realen Bild der Geschichte der DDR führen könnte.

Die umfangreichsten und bedeutendsten Quellen finden sich in den Beständen der zentralen staatlichen Einrichtungen der DDR, die im Bundesarchiv aufbewahrt werden, und in der diesem angegliederten Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR.

Für das erstgenannte Archiv wird man, auf Grund des Umfangs der Bestände, wohl noch geraume Zeit auf eine Übersicht über die Bestände der sozialistischen Epoche warten müssen.

Für die Stiftung liegt seit Mitte 1996 eine kurzgefaßte, aber dennoch aussagekräftige Übersicht vor, die gemeinsam von Archivaren und Bibliothekaren erarbeitet wurde. Sie beschreibt nicht nur das bei ihr überlieferte und weitgehend auch zu-

gängliche Archivgut der SED und der Massenorganisationen aus der DDR, sondern auch die dort vorhandenen Quellen zur deutschen und internationalen Arbeiterbewegung seit der Mitte des vergangenen Jahrhunderts. Für die Dokumentation der Geschichte der DDR sind von Inhalt und Umfang her sicher die Bestände der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (ca. 2850 lfm.) und die des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes (ca. 1900 lfm.) und seiner Industriegewerkschaften von herausragender Bedeutung.

Durch die Beschreibung nicht nur des Archivs sondern auch des Bibliotheksgutes, der Sammlungen, Erinnerungen und Nachlässe aus der Arbeiterbewegung wird der Blick auf eine große Vielfalt sehr unterschiedlicher Quellen gelenkt.

Das in der Übersicht enthaltene Verzeichnis der Nachlässe sollte nochmals Anregung sein, das von Hans-Holger Paul vorgelegte „Inventar zu den Nachlässen der deutschen Arbeiterbewegung. Für die zehn westdeutschen Länder und West-Berlin“, München, London, New York und Paris: K. G. Saur 1993, in möglichst absehbarer Zeit um eine Beschreibung auch dieser gewiß nicht unbedeutenden Nachlässe zu erweitern.

Dem kritischen Betrachter wird auffallen, daß sich, entgegen der Bezeichnung „Stiftung Archiv der Parteien ...“, nur die Überlieferung der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands und der National-Demokratischen Partei Deutschlands in diesem Archiv befindet, während die Bestände der Christlich-Demokratischen Union Deutschlands, der Demokratischen Bauernpartei Deutschlands und der Liberal-Demokratischen Partei Deutschlands gemäß der Vereinbarungen zwischen der Treuhandanstalt bzw. der Bundesanstalt für vereinigungsbedingte Sonderaufgaben und dem Bundesarchiv, der Konrad-Adenauer-Stiftung und der Friedrich-Naumann-Stiftung bei den beiden letztgenannten aufbewahrt werden.

Die Übersicht wird ergänzt durch eine Reihe normativer Bestimmungen zu Aufgaben und Nutzung der Bestände der Stiftung, durch eine Liste der Archivbestände und einen recht hilfreichen Sachindex.

Zu wünschen bleibt, daß der Kern der Kurzübersicht, die Verzeichnisse der Bestände, Nachlässe und Erinnerungen, im Laufe der Bearbeitung der Bestände zu einer umfassenden und ausführlichen Bestandsübersicht weiterwächst und den Forscher in die Lage versetzt, seine Vorbereitungen der Archivbenutzung noch gründlicher zu betreiben.

Gerlinde Grahm

Demokratische Wege. Deutsche Lebensläufe aus fünf Jahrhunderten. Ein Lexikon. Hrsg. von Manfred ASENDORF und ROLF VON BOCKEL. – Stuttgart und Weimar: Verlag J. B. Metzler 1997. XI, 747 S.

420 Biographien, verfaßt von 200 Autorinnen und Autoren aus Deutschland, Frankreich, Israel, Österreich, Rußland, der Schweiz und den USA, zur Geschichte der Demokratie in Deutschland: ein solches Unternehmen provoziert sogleich Einwände. Die Herausgeber sind jedoch klug genug, die Einwände schon im Vorwort zusammenzustellen. Sie zitieren die Vorrede zum 1912 erschienenen letzten Band der *Allgemeinen Deutschen Biographie*, in der es heißt, die Mehrzahl der Autoren der 26300 Artikel sei im Laufe der vierzigjährigen Arbeiten selbst bereits dahingeshieden: „Soweit konnten und wollten es die Herausgeber des vorliegenden Lexikons ‚Demokratische Wege‘ nicht kommen lassen.“

Einen überzeugenden Grund, ein solches Unternehmen zu wagen, nannte der 1988 gestorbene Liberalismus- und Demokratieforscher Georges Burdeau, den die Herausgeber im Vorwort zitieren: „Es gibt nicht die Demokratie an sich, es gibt nur Demokraten.“ Wenn, wie bei diesem Lexikon, demokratische Traditionen bis ins 16. Jahrhundert zurückverfolgt werden, so kann nicht ernsthaft erwartet werden, Demokraten im modernen Sinne in der frühen Neuzeit anzutreffen. Die Herausgeber erwähnen die bekannten Ausführungen von Tocqueville über die nordamerikanische Demokratie (1835/1840), deren „allgemeines“ Wahlrecht das Wahlrecht von fünf Prozent der Bevölkerung war. In die Auswahl dieser Lebensläufe sind daher diejenigen aufgenommen worden, die in Beziehung zu den Vorgängen gebracht werden können, die heute für wesentlich im Prozeß der Modernisierung und Demokratisierung gehalten werden: zum Beispiel Buchdruck und Presse, im kirchlichen und religiösen Leben die Reformation, Bauernkrieg, Aufklärung. Deshalb kann in dieser Sammlung Martin Luther neben Josel von Rosheim erscheinen, von dem zu lesen ist, daß er den Magistrat des elsässischen Straßburg dafür gewann, die Verbreitung der blutrünstigsten jüdenfeindlichen Schriften Luthers zu verbieten. Auch Berühmtheiten wie Kant erscheinen, von dem bereits behauptet werden kann, im Sinne des von Tocqueville gerühmten „allgemeinen Wahlrechts“ ein Demokrat gewesen zu sein: nach seiner Meinung entbehrten zwar alle, die keinen selbständigen Erwerb nachwiesen, der „bürgerlichen Persönlichkeit“, doch unterschied er sich damit nicht von den Abgeordneten der

Paulskirche und noch manchen Demokraten des 20. Jahrhunderts.

Die wichtigen Personen, deren Bedeutung bekannt ist und nach denen deshalb zuerst in diesem Lexikon gesucht wird, sind zu finden, mancher Wunsch nach noch mehr Informationen beugt sich den zitierten Einschränkungen des Vorworts. Selbst Friedrich Gentz, den man suchte, um ihn nicht zu finden, ist aufgenommen, weil er als glänzender Publizist eine Entwicklung beförderte, die er eigentlich bekämpfen wollte, und im übrigen: „Seine Bedeutung für die demokratische Entwicklung in Deutschland ist daher vor allem negativ zu sehen: Sie erwuchs aus seiner intellektuell brillanten und daher folgenreichen Opposition gegen die Ideen von Freiheit und Gleichheit.“ Der besondere Reiz und der Nutzen dieser Sammlung erschließen sich überhaupt beim Blättern: so zuverlässig das Buch als Nachschlagewerk alles in allem ist, so informativ und anregend wird es, wenn das Angebot angenommen wird, sich auch mit Personen zu beschäftigen, die zu den weniger bekannten und selten zitierten gehören. Lily Braun zum Beispiel, die in der SPD mit Clara Zetkin darüber stritt, ob eine Verbindung mit der bürgerlichen Frauenbewegung sinnvoll sei, und die im Ersten Weltkrieg ihre klassenübergreifende Solidarität in ebensolchen Chauvinismus ausklingen ließ. Im 19. und 20. Jahrhundert spielt in der Geschichte der deutschen Demokratie die Arbeiterbewegung eine entscheidende Rolle, und entsprechend finden sich aus ihr viele Personen in diesem Band.

Ebenso gehören zur Geschichte der Demokratie die Frauenbewegung, die Juden in Deutschland und überhaupt alle, deren gleichberechtigte bürgerliche Stellung von der Herstellung demokratischer Verhältnisse abhing, ebenso der Widerstand gegen das NS-Regime und die Durchsetzung gar nicht selbstverständlicher Werte wie Humanismus und Anstand gegenüber allen Benachteiligten in den Kirchen, im Bildungswesen, im kommunalen politischen Leben. Die *Demokratischen Wege* weisen mit den vorgestellten Lebensläufen auf wenig bekannte und beachtete Entwicklungen hin, und sie bieten in ihrer Breite und Ausführlichkeit die Chance, ohne viel Aufwand auch Aspekte vergleichend zu berücksichtigen, die sonst aufwendig recherchiert werden müßten. Kurz: Die *Demokratischen Wege* sollten nicht nur als Nachschlagewerk genutzt werden, sondern auch als Handbuch demokratischer Persönlichkeiten, damit sich sein Nutzen ganz erschließt. So oder so ist diese Veröffentlichung ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der deutschen Demokratie, die nicht erst 1949

beginnt: zur deutschen Geschichte gehören eben die Demokraten ebenso wie die Feinde der Demokratie, die 1933 die Republik mit voller Absicht zerstört und Hitler die Macht übergeben haben.

Ein besonderer Vorzug des Bandes muß hervorgehoben werden: Er ist vorzüglich redaktionell vereinheitlicht, den Lemmata sind Literaturangaben beigegeben, offensichtlich sind sorgfältige Korrekturen durchgeführt worden. Ein alphabetisches Verzeichnis der Biographien erleichtert den schnellen Überblick, ein chronologisches Verzeichnis (in dem freilich das biblische Alter von Amand Goegg den Lebenserwartungen der demokratischen Epoche angepaßt werden sollte) ist ebenfalls sehr nützlich. Und nicht zuletzt: das Verzeichnis der Autorinnen und Autoren, deren Namen eine ernsthafte Empfehlung für dieses Lexikon sind.

Manfred Jehle

Soziale Demokratie und sozialistische Theorie. Festschrift für Hans-Josef Steinberg zum 60. Geburtstag. Hrsg. von Inge MARSSOLEK und Till SCHELZ-BRANDENBURG. – Bremen: Edition Temmen 1995. 379 S.

Der Staat verleiht Orden, die akademische Welt Festschriften. Sie waren und sind ein fester Bestandteil des akademischen Lebens. Schüler, Freunde und Kollegen schreiben Aufsätze und Essays im Grundtenor der Ehrung. Die Herausgeber weisen deshalb auch in ihrem Vorwort auf diesen Ehrungscharakter hin, bietet sich ihnen doch die Möglichkeit, „den zu Ehrenden einer temporären Schweigepflicht zu unterwerfen und ungestört zu Wort zu kommen“ (S. 7). Festschriften sollten die gesamte Bandbreite des zu ehrenden Forscherlebens wiedergeben. Diese ist bei Steinberg immens, und auch das ihn ehrende Buch deckt seine Interessen- und Arbeitsschwerpunkte trefflich ab. Sein Ansehen in der deutschen und internationalen Historiographie ist unstrittig. Die lange Publikationsliste vermittelt einen guten Eindruck vom gesamten Schaffensspektrum Steinbergs. Der Mensch kommt erst stärker im letzten, sehr persönlichen Artikel zur Geltung.

Um hier dem Anspruch der Wissenschaftlichkeit Genüge zu tun, sei mitgeteilt, daß dieser Band insgesamt 29 Beiträge von ebenso vielen Autoren enthält, die in sechs Rubriken unterteilt sind. Wie in vielen vergleichbaren Werken halten sich die Herausgeber an eine Unterteilung in Kaiserreich,

Weimarer Republik und Nationalsozialismus. Eingeschoben ist eine Rubrik die sich „Der internationale Sozialismus“ nennt und, abgesehen von einem sehr interessanten Beitrag von Masao Nishihawa („Die japanische Sozialdemokratie in der Zeit des russisch-japanischen Krieges“), überwiegend europäischen Themen gewidmet ist.

Den Auftakt des Bandes bildet ein Aufsatz des Mitherausgebers Till Schelz-Brandenburg („Einige Überlegungen zur Rolle der Sozialdemokratie in der deutschen Geschichte“), der darin der Frage nachgeht, ob die konzeptionelle Krise der Sozialdemokratie wirklich in ihrer Tradition begründet ist. Und tatsächlich ist diese These gut nachvollziehbar und eingängig. Die industriellen Entwicklungen haben die gesellschaftlichen Strukturen nachhaltig verändert. Tatsächlich war und ist die traditionelle sozialdemokratische Klientel, die Arbeiterschaft, von diesem Wandel am stärksten betroffen. Und tatsächlich tut Neuorientierung not, aber es tritt eine Ungleichzeitigkeit auf, ein Verharren in alten Denkstrukturen, bei fortschreitender gesellschaftlicher Atomisierung. Wie kann es der ältesten politischen Partei Deutschlands also gelingen, die Vergangenheit mit der Gegenwart zu versöhnen, um damit für die Anforderungen der Zukunft gerüstet zu sein? Der Antwort geht Schelz-Brandenburg nach und streift dafür durch die Geschichte der SPD, und das Resümee ist ebenso überraschend wie eingängig. Der Autor macht deutlich, welche eigentlichen Werte hinter dem verstaubten Begriff „Tradition“ stehen, nämlich gesellschaftliches Interesse und Utopie. Der Konservatismus hat im Unterschied zum Sozialismus keinen Zukunftsentwurf, aber auch die Sozialdemokratie verfolgt seit Jahren die Strategie, die Gegenwart in die Zukunft zu verlängern. Von Utopie also keine Spur mehr, konzeptionelle Erschöpfung allenthalben. Schelz-Brandenburg sieht die SPD als einen hoffnungslosen Fall und damit auch „die originäre Form der Demokratie in Deutschland“ (S. 17). Dem ist leider nichts hinzuzufügen.

Neben diesem Beitrag sind besonders die Aufsätze im Abschnitt „Nationalsozialismus und Arbeiterbewegung“ von hoher Qualität. In den Abschnitten „Biographische Skizzen“ und „Rezeptionsmuster und Vermittlungsinstanzen“ erfolgen dann häufige Standort- und Positionswechsel, die dem Leser ein Höchstmaß an Konzentration, Einfühlungsvermögen und auch Flexibilität abverlangen. Es fällt insgesamt sehr schwer, einen weiteren Beitrag hervorzuheben, aber den Rezensenten hat der Aufsatz von Annelies Laschitzka „Theodor Liebknecht“ regelrecht gefesselt. Nach

der Lektüre dieses Textes, der sorgfältig recherchiert wurde, voller interessanter Fakten steckt, flüssig und leicht, ja fast elegant geschrieben ist, wird man doch recht wehmütig angesichts der geistigen und menschlichen Potentiale, die die Sozialdemokratie einst versammeln konnte.

Am Ende der Rezension dieser sehr gelungenen Festschrift muß aber nochmals ein Bogen geschlagen werden, zurück zu der Person, der diese Schrift gewidmet ist, zu Hans-Josef Steinberg. Denn dem Rezensenten drängt sich die Frage auf: Wie konnte Steinberg überhaupt so produktiv sein, wo doch sein rheinischer Stammverein schon lange nicht mehr mit Ehrungen überhäuft wird? Bei anderen Fans, wenn auch nicht eines rheinischen, sondern niederrheinischen Clubs, löst ein Blick auf die Ergebnisse oder den Tabellenstand doch eher Lethargie aus. Nicht aber so bei Steinberg.

Andreas Wolf

Dokumente aus geheimen Archiven. Bd. 5: Die Polizeikonferenzen deutscher Staaten 1851–1866. Präliminardokumente, Protokolle und Anlagen. Eingel. und bearb. von Friedrich BECK und Walter SCHMID (= Veröffentlichungen des Brandenburgischen Landeshauptarchivs Potsdam, Bd. 27). – Weimar: Verlag Hermann Böhlaus Nachf. 1993. XXXIV, 773 S.

Neben der Errichtung der Mainzer „Zentralen Untersuchungskommission“ nach 1819 sowie der Frankfurter „Zentralen Untersuchungsbehörde“ von 1833 stellten die Polizeikonferenzen führender deutscher Groß- und Mittelstaaten von 1851 bis 1866 den dritten Versuch dar, die einzelstaatliche politische Polizei im Deutschen Bund zur Abwehr diverser „umstürzlerischer“ Bestrebungen zu koordinieren bzw. zu zentralisieren. Anders als im Vormärz scheiterte diesmal die Begründung einer bundesweiten Zentralbehörde am entschiedenen Widerstand vor allem der süddeutschen Mittelstaaten. Lediglich die Koordinierung einer informellen Zusammenarbeit der einzelstaatlichen Polizeibehörden in Form jährlicher Treffen hoher Polizeibeamter und durch den Austausch einschlägiger personen- wie organisationsbezogener Informationen („Wochenberichte“) konnte bewerkstelligt werden. Über diesen „Polizeiverein“ liegt eine neuere Untersuchung von Wolfgang Siemann vor.¹

Die Edition enthält alle Protokolle der zwanzig Polizeikonferenzen einschließlich „der als Be-

ratungsgrundlagen dienenden Anlagen“, ergänzt durch „vier Zusatzdokumente“ (S. XXXI). Da sich die Herausgeber auf den recht geschlossenen Bestand des bei den Konferenzen fast durchweg federführenden Berliner Polizeipräsidiums stützen, verzichteten sie weitgehend auf die Heranziehung von Dokumenten zum Umfeld der Polizeikonferenzen in den süddeutschen Gebieten (und damit der Archive in den Alt-BRD-Ländern, z. B. in Karlsruhe, Stuttgart etc.). Entsprechend den thematischen Schwerpunkten der Konferenzen beziehen sich die Materialien auf die Durchsetzung der nachrevolutionären repressiven Vereins-, Presse- und Versammlungsgesetze, auf die polizeiliche Arbeit im Zusammenhang mit den politischen Prozessen der Jahre 1851/52, die Überwachung der politischen Emigration im Exil sowie die Verfolgung der organisierten Arbeiter- und gewerkschaftlichen Bewegung und der „kleinbürgerlichen Demokratie“. Ende der 1850er Jahre nahmen die sicherheitspolitischen Themen einen allgemeineren Charakter an; so diskutierte man wiederholt über das Paß- und Meldewesen als Basis einer effektiven Kontrolle und Verfolgung, aber auch über nichtpolitische Gefährdungen der öffentlichen Ordnung. Dabei fielen recht interessante Memoranden über Themen an, die man in diesem polizeilichen Umfeld nicht unbedingt vermuten würde (vgl. S. 617 bis 622: Das öffentliche Fuhrwesen in Berlin).

Die mit 22 Druckseiten bemerkenswert knapp gehaltene Einleitung beschränkt sich auf einen Abriss der polizeistaatlichen Zentralisierungsbestrebungen im Vormärz, die Entstehungsgeschichte der Polizeikonferenzen, ihrer zentralen Aufgaben sowie ihrer „Geschichte“ im Spiegel der bis 1866 jährlichen Tagungen. Der Verzicht der Herausgeber auf jede wissenschaftliche Auseinandersetzung (Ausnahme: S. XIX f., Anm. 25 und 27) bzw. politische Polemik – das Manuskript wurde im Frühjahr 1989 abgeschlossen! – geht so weit, daß sie auf eine differenzierte Interpretation des Quellenwertes der vorgelegten Dokumente, eine Einschätzung der politischen Wirkung („Erfolg“) der Polizeikonferenzen sowie der mit ihr dokumentierten polizeistaatlichen Mentalität(en) verzichten. Dieser Trend setzt sich auch in der reichen Annotation fort, die sich in erster Linie darauf konzentriert, die erwähnten Personen biographisch vorzustellen – hierbei das bereits für die MEGA- und Bund-der-Kommunisten-Editionen gesammelte biographische Material nutzend – und einzelne angesprochene Sachverhalte zu erläutern. Wertende bzw. interpretierende Anmerkungen finden sich – wie in den bisher publizierten Bänden

der Editionsreihe – kaum (Ausnahmen: S. 57, Anm. 20; S. 58, Anm. 22; S. 146, Anm. 154; S. 558, Anm. 18; S. 518, Anm. 62; S. 609, Anm. 151); in solchen Fällen dominiert dann auch die realsozialistische Perspektive. Recht bedeckt halten sich die Herausgeber vor allem in der Frage, *was* die Quellen eigentlich dokumentieren, deren Wert „hoch zu veranschlagen“ sei (S. XXXII). Der Informationsgehalt bezüglich der überwachten Personen, Bewegungen und Organisationen wird nur allgemein angesprochen und zudem gleichzeitig – zu Recht – mit quellenkritischen Argumenten problematisiert. Ebenfalls nur in Form eines Hinweises wird auf die Aussagekraft hinsichtlich der „Praktiken der politischen Polizeiorgane“ und der „Erhellung der Gesinnung und Denkweise der führenden Beamten der Bürokratie“ hingewiesen (S. XXXII). Hier hätte man nun doch einige allgemeine Einschätzungen erwarten dürfen.

1 „*Deutschlands Ruhe, Sicherheit und Ordnung*“. *Die Anfänge der politischen Polizei 1806–1866*. Hrsg. von Wolfram Siemann, Tübingen 1985; vgl. ders.: *Der „Polizeiverein“ deutscher Staaten. Eine Dokumentation zur Überwachung der Öffentlichkeit nach der Revolution von 1848/49*, Tübingen 1983.

Toni Offermann

STRAUSS, Herbert A.: **Über dem Abgrund. Eine jüdische Jugend in Deutschland 1918–1943**. Aus dem Amerikanischen von Bettina Abarbanell. – Frankfurt a. M. und New York: Campus Verlag 1997. 309 S.

STRAUSS, Lotte: **Über dem grünen Hügel. Erinnerungen an Deutschland** (= Bibliothek der Erinnerung, Bd. 2). Aus dem Amerikanischen von Irmtrud und Irmhild Wojak. – Berlin: Metropol Verlag 1997. 211 S.

Um halb vier Uhr in der Nacht zum 24. Oktober 1942 erschien in der Berliner Wohnung, in der Lotte Schloss (später: Strauss) ein möbliertes Zimmer gemietet hatte, die Gestapo, um sie zum Sammelplatz für die Deportationen in die Vernichtungslager zu bringen. Knapp gelang es ihr, eine augenblickliche Unaufmerksamkeit der sich in der Wohnung umsehenden Gestapoleute auszunutzen und sich aus dem Haus zu stehlen. Auf dem schnellsten Weg floh sie in das ein paar Straßen weiter gelegene Haus, in dem Herbert Strauss

wohnte, ein enger Freund, den sie im Herbst 1939 während der gemeinsamen Arbeit für die „Reichsvereinigung der Juden in Deutschland“ kennengelernt hatte. Es gelang beiden gerade noch, sich im Luftschutzkeller zu verbergen, während die Gestapo schon an die Tür der Wohnung von Herbert Strauss hämmerte.

Lotte Strauss, deren in Form eines Briefes an ihre Tochter geschriebene Memoiren vor allem das Leben in der Illegalität behandeln, wurde am 2.8.1913 als Tochter einer gutbürgerlichen jüdischen Familie in Wolfenbüttel geboren. Auf Initiative der Eltern verließ sie 1933 die Stadt, die ihr als „geradezu vergiftet vom Haß gegen die jüdische Bevölkerung“ (S. 47) erschien, um in Berlin eine Schneiderlehre aufzunehmen, die ihr auch für eine mögliche Emigration wertvolle Fähigkeiten vermitteln sollte. Dort ging sie eine kurze Ehe mit einem nichtjüdischen Jugendfreund ein. Ihre Probleme und Ängste bei der Auflösung dieser Ehe, die schließlich 1938 geschieden wurde, zeigen anschaulich die spezifische Belastung des jüdischen Alltagslebens unter dem Faschismus. Da die Reichsvereinigung zur freiwilligen Meldung zur Arbeit geraten hatte, um die Deportation zu umgehen, arbeitete Lotte Strauss ab Herbst 1941 in einer Firma für Elektrotechnik. Im September 1941 stellte sich heraus, daß ein Luftwaffenoffizier auf das Sommerhaus ihres Onkels am Wannsee begierig war, in dem seit 1937 ihre Eltern wohnten. Dies hatte letzten Endes am 24.10.1942 die Deportation der Eltern von Lotte Strauss nach Osteuropa zur Folge, wo sich ihre Spuren kurz vor Riga verlieren. Lotte Strauss hatte sie trotz größter Bemühungen nicht zum Untertauchen bewegen können, weil es vor allem für ihren sechzigjährigen Vater einfach unvorstellbar war, „gegen die Regierungsgewalt zu handeln“ (S. 65).

Herbert Strauss (1982–1990 Gründungsdirektor des Zentrums für Antisemitismusforschung an der TU Berlin) war 1918 als Sohn eines jüdischen Kaufmanns und einer vor der Heirat zum jüdischen Glauben konvertierten Katholikin in Würzburg geboren worden. 1935, nach der mittleren Reife, nahm sein Vater ihn – den letzten übriggebliebenen jüdischen Schüler – vom Gymnasium, weil er angesichts des Studienverbots für Juden keinen Sinn darin sah, ihn das Abitur ablegen zu lassen. Statt dessen war es notwendig, daß er zum Familieneinkommen beitrug, weshalb er eine kaufmännische Lehre begann. Diese brach er 1936 ab, da er als Leiter des nationalen Jugendbüros eines jüdischen Verbandes nach Berlin ging. In diese Zeit fällt auch eine intensive Beschäftigung mit dem

Zionismus. In Berlin immatrikulierte er sich – zunächst außerordentlich, 1939 dann ordentlich – an der 1870 gegründeten „Hochschule für die Wissenschaft des Judentums“, was ihm den Weg in die Emigration erleichtern bzw. die Wartezeit bis dahin überbrücken helfen sollte. Seine Zeit an der Hochschule, die er zunächst angesichts der allumfassenden Atmosphäre der Verfolgung als „eine Oase der Stabilität“ (S. 144) empfand, steht dann auch im Mittelpunkt seiner Memoiren. Sie umfaßt knapp die Hälfte der Darstellung, die sich hier – wie zum Teil auch schon vorher – als „Kollektivbiographie“ der jüdischen Opfer der Shoah liest, denen Herbert Strauss auf diese Weise „wenigstens einen Schatten ihres ungelebten Lebens verleihen“ (S. 8) möchte. Herbert Strauss beschäftigt sich, mehr als Historiker denn als Autobiograph, ausführlich mit den Lehrbedingungen an der Hochschule und den Schicksalen seiner Lehrer, die mit wenigen Ausnahmen in Siechtum im KZ, Hinrichtung, Deportation und Ermordung endeten. Dies war für Herbert Strauss die „prekärste menschliche Situation [...], die ich jemals erleben sollte“ (S. 144). Für die Dilemmata Leo Baecks als Leiter der Reichsvereinigung, der auch an der Hochschule lehrte, bringt er auch im Nachhinein durchaus mit Recht noch viel Verständnis auf. Nach seinem Abschlußexamen im Februar 1941 wurde Herbert Strauss von der Hochschule freigestellt, um an der letzten, noch bis Mai 1942 vom Naziregime geduldeten jüdischen Oberschule in Berlin das Abitur nachzuholen, was er angesichts der widrigen Umstände rückblickend als eine Absurdität betrachtete. Im Januar 1942 wurde er aus antisemitischer Schikane des Arbeitsamtsdirektors gegenüber dem jüdischen Intellektuellen zur demütigenden Zwangsarbeit als Straßenkehrer abkommandiert. Er konnte aber, dank der Urlaubsbewilligung eines sympathisierenden Beamten, am 31. 3. 1942 noch sein Abitur ablegen. Zwei Wochen später wurde sein Vater – der viel zu sehr in Deutschland verwurzelt und sich viel zu wenig der Gefahr bewußt war, um sich ernsthaft um eine Emigration zu bemühen – trotz seines halbwegs geschützten Status als Angehöriger einer „Mischehe“ aufgrund einer im höchsten Maße banalen Denunziation, wegen der er schon 1939 kurzzeitig inhaftiert gewesen war, erst ins Warschauer Ghetto und von dort aus im Juni 1942 dann ins Vernichtungslager Treblinka deportiert, wo er ermordet wurde.

Nach der Flucht vor der Gestapo am 24. Oktober 1942 war es für Herbert und Lotte Strauss – wie für anfangs ca. 5000 weitere untergetauchte Berliner Juden, von denen es zwischen 1200 und

1400 schafften, bis zur Befreiung durchzuhalten – überlebensnotwendig, Unterstützer und Unterkünfte zu finden. Dank einer Telefonnummer, die ihr eine in die Schweiz emigrierte Tante für den Notfall gegeben hatte, unermüdlicher und gefährlicher Bemühungen um Kontakte und einer Reihe glücklicher Zufälle gelang es Lotte Strauss, sich nach und nach ein Netzwerk von ihr vorher meist unbekannten Helfern aufzutun, die – ungeachtet der Gefahr für das eigene Leben – bereit waren, sie in ihren Wohnungen unterzubringen, aber im Einzelfall auch die extreme Abhängigkeit auszunutzen versuchten. Zu den Unwägbarkeiten und Gefährdungen des alle Aufmerksamkeit in Anspruch nehmenden Überlebens im Untergrund gehörte beispielsweise das Problem, einen vertrauenswürdigen Arzt etwa zur Behandlung einer Allergiserkrankung zu finden. Ganz entscheidend war es insbesondere für Herbert Strauss als jungen Mann im wehrfähigen Alter, falsche Papiere aufzutreiben, um sich gegenüber den allgegenwärtigen Paßkontrollen legitimieren zu können. Dank vielfältiger Unterstützungskanäle konnte schließlich die Flucht aus Deutschland vorbereitet werden. Dabei spielte der Delegierte des Internationalen Roten Kreuzes, Jean Friedrich aus der Schweiz, ebenso eine zentrale Rolle wie Lotte Strauss' Onkel in der Schweiz, der alles daransetzte, um sie aus Deutschland herauszuschaffen. Ende April 1943 konnte Lotte Strauss schließlich über die grüne Grenze in die Schweiz geschmuggelt werden, was einfacher war, als sie es sich vorgestellt hatte. Sechs Wochen später folgte ihr Herbert Strauss auf demselben Weg.

Ulrich Eumann

STEUR, Claudia: **Theodor Dannecker. Ein Funktionär der „Endlösung“** (= Schriften der Bibliothek für Zeitgeschichte, N. F., Bd. 6). – Essen: Klartext Verlag 1997. 251 S.

Täterbiographien gehören seit einigen Jahren zu den vorrangigen Forschungsthemen in der Geschichtsschreibung über den Nationalsozialismus. Ihr Stellenwert für die Beantwortung zentraler Fragen der deutschen Zeitgeschichte, derjenigen nach der Sozialisation und den Motiven von Angehörigen des NS-Machtapparates zum Beispiel, ist mittlerweile unübersehbar, denkt man beispielsweise an Ulrich Herberts breit angelegte Studie über Werner Best. In diesem Zusammenhang werden nicht selten fast vergessene Namen in die

notwendige Erinnerung zurückgerufen, Namen von Personen, die innerhalb entscheidender Institutionen wie etwa der SS, dem RSHA und der Gestapo in der zweiten oder dritten Reihe standen, dafür aber nicht minder für das Funktionieren des damaligen Verfolgungs- und Vernichtungssystems verantwortlich waren.

Auch Theodor Dannecker, über den Claudia Steur nun eine beachtenswerte Dissertation vorgelegt hat, galt bislang als „ein kleines Rädchen im Getriebe des nationalsozialistischen Staatsapparates“ (S. 9), wie die Autorin zu Beginn ihres Buches feststellt, nicht ohne sogleich das zentrale Ergebnis ihrer Arbeit hinzuzufügen, daß nämlich der Anteil dieses Mannes an der Ermordung der europäischen Juden „beträchtlich“ war.

Dannecker zählte während des Zweiten Weltkrieges zu der kleinen Gruppe der sog. „Judenberater“, Angehörigen der SS, die dem Judenreferat innerhalb des Reichssicherheitshauptamtes unter der Leitung von Adolf Eichmann zugeordnet waren. Zu beraten hatten diese Menschen freilich niemanden. Ihre Aufgabe bestand vielmehr hauptsächlich darin, Judendeportationen vorzubereiten und durchzuführen, und zwar in den meisten der von der deutschen Wehrmacht besetzten Länder (nur Dänemark, Norwegen, Serbien, Polen und die Sowjetunion gehörten aus verschiedenen Gründen nicht dazu).

Bevor sich Claudia Steur jedoch mit diesem Komplex an einem herausgehobenen Beispiel auseinandersetzt, schildert sie Theodor Danneckers Werdegang: 1913 wurde er in Tübingen geboren, geriet mit seiner Familie während der Weltwirtschaftskrise in Schwierigkeiten und trat 1932 in die SS und in die NSDAP ein. Nach einer Grundausbildung gehörte er ab 1934 dem Wachpersonal des Columbiahauses in Berlin, später auch des KZ Oranienburg an, bevor er im darauffolgenden Jahr in den Sicherheitsdienst (SD) übernommen wurde. 1937 gelangte er in das Judenreferat des SD-Hauptamtes in Berlin. Konkrete Überlegungen zur gezielten Auswanderung von Juden in überseeische Gebiete wurden dort seit 1937 hauptsächlich von Adolf Eichmann, dann aber auch von Theodor Dannecker angestellt. Sie mündeten 1940 in den Plan, die europäischen Juden in ein Reservat auf der Insel Madagaskar zu deportieren. Die Biographin stellt Dannecker als den „eigentlichen Architekten des Madagaskarplanes“ heraus (S. 38), was seine zu diesem Zeitpunkt bereits einflußreiche Position innerhalb der Mitarbeiterschaft Heydrichs dokumentiert. Zu diesem Zeitpunkt war Dannecker bereits seit einigen Monaten an

Judendeportationen in das neugeschaffene Generalgouvernement beteiligt. Seinem Memorandum über das Madagaskarprojekt war es sicherlich nicht zuletzt zu verdanken, daß er von Eichmann im September 1940 als „Judenberater“ im besetzten Teil Frankreichs eingesetzt wurde, wo er für die Auswanderung, später auch für die Deportation der französischen Juden zuständig sein sollte. Diese Tätigkeit führte ihn in insgesamt vier Länder. Bis Juli 1942 war Dannecker „Judenberater“ in Frankreich, danach in Bulgarien, zum Teil zeitgleich von September 1943 bis Januar 1944 Leiter eines Einsatzkommandos in Italien und schließlich während des Jahres 1944 Mitglied des Sondereinsatzkommandos Eichmann in Ungarn.

Steur hat aus einer Vielzahl schwer erreichbarer Quellen, darunter zahlreichen Prozeßakten gegen andere NS-Funktionäre, ein dichtes Mosaik zusammengesetzt, das minutiös die Verwaltungsvorgänge wiedergibt, an denen Dannecker beteiligt war oder die von ihm an verantwortlicher Stelle geleitet wurden. Es wird deutlich, in welchem komplizierten Ineinander von Gehorsam, eigenverantwortlichen Entscheidungen, vielfältigen Konflikten und Organisationsproblemen die Überwachung, Verfolgung und Deportation der jüdischen Bevölkerungsgruppen in den einzelnen Ländern vonstatten ging. So waren es beispielsweise Kompetenzstreitigkeiten mit der Wehrmacht und der Sicherheitspolizei, die zu Danneckers Abberufung aus Frankreich im Juli 1942 führten. In Bulgarien verhinderte allein die Politik der dortigen Regierung, daß Dannecker sein Vorhaben durchsetzen konnte, alle bulgarischen Juden in die Vernichtungslager abtransportieren zu lassen. Mit fanatischem Ehrgeiz, kaufmännischem Kalkül und rücksichtslosem Vernichtungswillen ging Dannecker, dem wie allen vergleichbaren Funktionären in seinem Wirkungsbereich weitgehend freie Hand in der Wahl seiner Mittel gelassen war, gegen die Juden vor. Zehntausende von ihnen wurden allein durch seine Tätigkeit in die Eisenbahnzüge nach Auschwitz und Treblinka gesteckt.

Claudia Steur schildert die Tätigkeit allein des „Judenberaters“ Theodor Dannecker über gut hundert Seiten hinweg in einer akribischen Art und Weise, die keinen Zweifel daran aufkommen läßt, daß hier, soweit es die auffindbaren Quellen zuließen, eine weitgehend lückenlose Tätigkeitsbeschreibung vorliegt. Dies alles wird in einer recht kühl wirkenden Sprache dargestellt, die auf den ersten Blick der Ungeheuerlichkeit der geschilderten Vorgänge nicht gerecht zu werden scheint, jedoch in ihrer analytischen Schärfe sehr

eindringlich wirkt. Man erhält interessante Einblicke in den Besatzungsalltag derjenigen Länder, in denen Dannecker aktiv war. Insbesondere seine Zeit in Frankreich wird hierbei genau beleuchtet. Das erklärte Ziel der Arbeit, auch die Beweggründe zu dieser Tätigkeit zu analysieren, versucht die Autorin in einem abschließenden Kapitel noch einmal zusammenfassend zu erreichen. Allerdings bleibt dies ein wenig blaß, auch wenn Danneckers Motive mit Erlebnissen der Jugendzeit einleuchtend verbunden werden. Verwundern kann dies nicht, wenn man bedenkt, wie dünn die Materiallage hinsichtlich der Erfahrungswelt Theodor Danneckers bleibt. Persönliche Zeugnisse fehlen fast völlig. Wichtiger erscheint dagegen das Bild eines Karrieristen, der sich bedingungslos um das Weiterkommen innerhalb der nationalsozialistischen Verwaltungsstruktur bemühte. Daß Dannecker im Dezember 1945 in Bad Tölz als Gefangener der amerikanischen Besatzungsmacht Selbstmord verübte, stellt seine Biographin abschließend außer Frage und weist damit Spekulationen zurück, wonach er möglicherweise unerkannt die Nachkriegszeit überlebt habe.

Der etwa 160 Seiten umfassende darstellende Text der Biographie wird ergänzt um einen Anhang aus Abbildungen, sowohl Familienfotos als auch Standbildern aus Filmaufnahmen, die Dannecker bei der Deportation von Juden anfertigen ließ. Diese Gegenüberstellung zeigt sehr deutlich die „Banalität des Bösen“, wie sie Hannah Arendt anläßlich des Prozesses um Danneckers früheren Vorgesetzten Adolf Eichmann feststellte. Aber auch ein umfangreicher Dokumentenanhang aus schriftlichen Quellen ist der Darstellung beigegeben und macht diese dadurch nachvollziehbarer. Insgesamt ist die Biographie Theodor Danneckers ein eindrucksvolles Buch, das in einigen Details andere Forschungsaussagen korrigiert, vor allem aber einen konzisen Einblick in die Maschinerie der Vernichtung gewährt. Es ist zu wünschen, wie auch Eberhard Jäckel in dem Vorwort des Buches von Claudia Steur andeutet, daß auch andere bislang vernachlässigte Funktionäre der „Endlösung“ in ähnlich genauer Weise in den Blick genommen werden.

Dietmar Simon

Armin SCHULTE: Gemeinsam Bauen und Wohnen. 100 Jahre Solinger Wohnungsbaugenossenschaften. Hrsg. von Manfred Krause/Solinger Geschichtswerkstatt e. V. – Solingen: Selbstverlag der Solinger Geschichtswerkstatt e. V. 1997. 270 S.

Im Kaiserreich und während der Weimarer Republik wurden wohl in allen deutschen Groß- und auch in den meisten Mittelstädten Wohnungsbaugenossenschaften gegründet und sind seitdem ein nicht unwesentlicher Bestandteil der Stadtgeschichte, kam es ihnen doch zu, für eine entscheidende Qualitätsverbesserung im Wohnungs- und Siedlungsbau gesorgt zu haben. Die historische Erforschung der Baugenossenschaften blieb gleichwohl lange vernachlässigt und ist erst seit den achtziger Jahren in Gang gekommen. Sie geht wesentlich auf die Arbeiten und Anregungen Klaus Novys zurück, die vielerorts auf fruchtbaren Boden gefallen sind, so auch in Solingen, wo sich eine umtriebige Geschichtswerkstatt dem Anliegen verschrieben hat, insbesondere der „Geschichte von sozialen, kulturellen und politischen Bewegungen und Gruppen, die von bestehenden Institutionen kaum oder gar nicht beachtet werden, nach[zu]gehen – Geschichte sozusagen ‚von unten‘ [zu] betrachten“ (S. 269). Unterstützt wurden Autor und Geschichtswerkstatt von dem Kölner Institut, das Klaus Novys Namen trägt und das in charakteristischer Weise Novys Programm, die historische Erforschung der Baugenossenschaftsbewegung einer Wiederbelebung dieses heute weitgehend verlorengegangenen Gedankenguts nutzbar zu machen, fortsetzt.

Sechs Solinger Wohnungsbaugenossenschaften werden vorgestellt und in ihrem Entwicklungsgang vom Kaiserreich – hier wurden vier von ihnen gegründet, zwei weitere folgten in der Weimarer Republik – bis in die Bundesrepublik gezeigt. Die lokal bedeutendste Genossenschaft ist der Spar- und Bauverein Solingen, der mit heute 7341 Wohnungen über einen annähernd doppelt so großen Bestand verfügt wie die übrigen Genossenschaften zusammen. Dies schlägt sich auch in der Konzeption des vorliegenden Bandes nieder: mit 68 Druckseiten wird die Geschichte dieses Wohnungsunternehmens mehr als doppelt so ausführlich geschildert wie die der anderen. In allen Fällen ist die Darstellung für die Bundesrepublik am umfangreichsten, gefolgt von der Weimarer Republik. Dies ist einmal der Länge des Zeitraums und zum andern dem historischen Stellenwert – Blütezeit der Genossenschaften war die Hauszinssteuerära – geschuldet. Jeweils nur geringer Raum wird

der Genossenschaftsgeschichte während der NS-Zeit eingeräumt. Gleichschaltung, Einführung des Führerprinzips, Mitgliederausschluß und Reduzierung auf die reine Bauträger- und Wohnungsverwaltungsfunktion im Zuge von projektierten Zwangsverschmelzungen ab 1940 führten trotz Kodifizierung der Gemeinnützigkeit zur entscheidenden Schwächung der genossenschaftlichen Struktur. Der soziale Wohnungsbau der Bundesrepublik behielt diese Instrumentalisierung der Genossenschaften im Prinzip bei, seine Förderbedingungen hatten eine größere Heterogenität der Mieterschaft zur Folge, was wiederum dazu beitrug, daß sich die zugrundeliegende Idee zunehmend verflüchtigte.

Den historischen Porträts sind kurze Stellungnahmen von Vorständen der Unternehmen zur gegenwärtigen Wohnungspolitik, zur Zukunft der Genossenschaften oder auch nur zu ihrer beruflichen Praxis angefügt. Zahlreiche zeitgenössische und neuere Fotos und Abbildungen veranschaulichen die Solinger Wohnreform im Wandel der Zeit.

Letztlich gewinnt man doch den Eindruck, daß es weniger die Aktualität des Genossenschaftsgedankens als eher das neuentdeckte und ja auch zu begrüßende Interesse der Genossenschaften an der Pflege ihrer Tradition ist, das zu solch erfreulichen Publikationen wie der hier besprochenen führt.

Thomas Biewer

BRÜCHERT-SCHUNK, Hedwig: Städtische Sozialpolitik vom Wilhelminischen Reich bis zur Weltwirtschaftskrise. Eine sozial- und kommunalhistorische Untersuchung am Beispiel der Stadt Mainz 1890–1930 (= Geschichtliche Landeskunde, Bd. 41). – Stuttgart: Franz Steiner Verlag 1994. XIII, 413 S.

Der bislang in der historischen Forschung zu wenig herausgestellte Anteil der Städte am Ausbau des deutschen Sozialstaats und das Übergewicht Preußens in den Darstellungen zur Geschichte der Urbanisierung im allgemeinen wie der städtischen Sozialpolitik im besonderen sind Hedwig Brüchert-Schunk Anlaß genug, eine Studie vorzulegen, die sich mit dem Beispiel Mainz einer südwestdeutschen Großstadt und damit einem Raum widmet, dem zwar eine politisch-administrative Einheit fehlte, der aber durch seine bevorzugte geographische Lage seit Beginn der Industrialisierung

zu einem eng verflochtenen modernen Wirtschaftsgebiet heranwuchs. Das Werk beschäftigt sich in drei chronologisch geordneten Kapiteln mit der städtischen Sozialpolitik im späteren Kaiserreich, im Ersten Weltkrieg sowie in der Weimarer Republik und gibt in einem knappen Einleitungskapitel einen allgemeinen Überblick zur Entwicklung der kommunalen Daseinsvorsorge im Zuge der Urbanisierung Deutschlands, entfaltet die ideologischen Pole der Sozialpolitik im Spannungsfeld von Sozialreformern, Kirche, Arbeiterbewegung und Staat, beschreibt die Rolle der Oberbürgermeister und der Gemeindevertretungen beim Ausbau der kommunalen Sozialfürsorge und reflektiert schließlich die gemeindlichen Anstrengungen vor dem Hintergrund der differierenden finanziellen Leistungsfähigkeit der Städte.

Die Themenstellung der Arbeit hat zwei entscheidende Schwächen, welche ihre Ergebnisse leider in nicht unbeträchtlicher Weise negativ beeinflussen. Da ist einerseits ein Begriff von Sozialpolitik, der sämtliche kommunalpolitischen Aktivitäten einschließt, die auf die Verbesserung der Lebensverhältnisse der Bevölkerung, insbesondere der unteren Einkommensschichten ausgerichtet sind. Wie zu erwarten, wurden hierunter Armenpflege, Arbeiterschutz, Wohnungs-, Kinder-, Jugend-, Gesundheits- und Wohnungsfürsorge subsumiert; Brüchert-Schunk geht aber noch über die tradierten Gebiete der Sozialpolitik hinaus und ordnet ihr auch die städtischen Wirtschaftsbetriebe zu. Die Begründung für die Einbindung gewinnbringender Unternehmungen in den Bereich der Sozialleistungen ist ebenso oberflächlich wie problematisch. Angeblich betrachteten die Städte ihre Wirtschaftsbetriebe, trotz des finanziellen Anreizes, vor allem unter dem Gesichtspunkt der Daseinsvorsorge, d. h. unter dem Aspekt der Erleichterung des Arbeitsalltags oder der Zeit- und Kraftersparnis (S. 239 f.). Nehmen wir einmal an, diese Argumentation hätte den Kern des kommunalpolitischen Engagements getroffen. In diesem Fall wäre es die Aufgabe der Autorin gewesen, eine der analytischen Einsicht entsprechende, mit der Entwicklung der Wirtschaftsbetriebe verbundene Fragestellung herauszuarbeiten. Wieso lassen Kommunen sozialpolitische Aufgaben durch private Unternehmen ausführen, wie es in Mainz und in vielen anderen deutschen Großstädten beim Aufbau von Versorgungsbetrieben der Fall war, und warum kommunalisieren sie die Betriebe erst zu einem späteren Zeitpunkt, als sich die Gewinnträchtigkeit hinreichend bestätigt hatte und eine weitere Expansion der Nachfrage gesichert war?

Diese Fragen offenbaren eine weitere Schwäche der Arbeit: die administrationszentrierte Perspektive. So wird der Leser mit teilweise Jahrzehnte währenden Entscheidungsprozessen der Kommunalbürokratie konfrontiert, ohne daß man ihn über die Hintergründe der kommunalen Auseinandersetzungen aufklärt. Die Autorin hätte sich diesen Problemen zwangsläufig stellen müssen, wenn sie Infrastrukturleistungen und städtebauliche Einrichtungen als Momente erkannt hätte, die im wesentlichen die Stadtentwicklung vorantreiben, die mit privaten Gewinn- und Renditeerwartungen verbunden und noch immer Ursache für die Einflußnahme des Privatkapitals auf die Kommunalpolitik und die Verflechtung der am Ort angesiedelten wirtschaftlichen Einflußgruppen und der politischen Elite einer Stadt sind. Die städtische Gemeinde war schon im Kaiserreich ein komplexer Investitionsraum mit einer immensen Entwicklungsdynamik, der sich auch die Kommunalbehörden nicht entziehen konnten. Die Kommunalisierung von Versorgungsleistungen sicherte den Städten nicht nur beträchtliche Einnahmen, die ihnen einen angemessenen Platz in der allgemeinen Städtekonkurrenz gewährten, sondern eröffnete den Städten auch ein durchaus gesundes Maß an Gestaltungsmöglichkeiten und Einfluß auf die entwicklungspolitischen Zielsetzungen des Ortes. Nun kann an dieser Stelle mit Recht angemerkt werden, daß die angesprochene Fragestellung den thematischen Rahmen der Studie sprengt. Das ist gewiß richtig, nur hat die Autorin zu diesen Einwänden selbst Anlaß gegeben, indem sie ihren Begriff der Sozialpolitik in überaus kritikwürdiger Weise ausgedehnt hat.

Die Themenstellung der Arbeit muß andererseits aufgrund ihres zeitlichen Rahmens kritisiert werden. Angekündigt wird eine Langzeitstudie von 1890 bis 1930. Den Ausgangspunkt begründet Brüchert-Schunk mit einer nach dem Sturz Bismarcks einsetzenden „Sozialpolitik des Neuen Kurses“, die für die Lebensbedingungen der Bevölkerung zahlreiche Verbesserungen brachte, insbesondere im Bereich des Arbeitsschutzes, des Wohnungs- und Schulwesens sowie der Stadthygiene. Der zeitliche Schwerpunkt der Arbeit fällt folglich auf die Wilhelminische Ära, die „Blütezeit städtischen Selbstbewußtseins und Expansionsdrangs“. Nach Auffassung der Autorin schufen die Städte „ein dichtes System sozialpolitischer Maßnahmen und Einrichtungen“, „die zum großen Teil Vorbild für die staatliche Sozialgesetzgebung der Weimarer Republik wurden“. Dieser Schluß veranlaßt Brüchert-Schunk, die städtische Politik der demo-

kratischen Republik nur noch unter dem Blickwinkel zu betrachten, „welche Neuerungen und Veränderungen sich als Fortsetzung der Kriegsfürsorge oder als Folge der sozialpolitischen Gesetzgebung der Weimarer Republik auf dem Gebiet der kommunalen Sozialpolitik abzeichneten“ (S. 7). Auf diese Weise droht das Erkenntnisinteresse der Autorin in Ideologie umzuschlagen, denn zum einen gerät die zeitliche Zäsur von 1918 aus dem Blick, was vor allem im Hinblick auf die Stellung und die Funktion der Selbstverwaltung in Staat und Gesellschaft von Bedeutung ist, zum anderen werden die reichsgesetzlich fundierten sozialpolitischen Leistungen der Weimarer Demokratie vor dem Hintergrund des prosperierenden Kommunalismus der wilhelminischen Zeit bewertet, die den Gemeinden, auch in finanzpolitischer Hinsicht, eine andersgeartete Stellung bei der Bewältigung fürsorglicher Aufgaben einräumte. Die Urteile der Autorin über die kommunale Politik in der Republik lesen sich wie Äußerungen bürgerlich-konservativer Stadtoberhäupter, die der Demokratie distanziert gegenüberstanden und mit Wehmut auf die Form kommunaler Selbstverwaltung im Kaiserreich zurückblickten. Brüchert-Schunk stellt fest, daß der Ausgestaltung von Sozialpolitik im Vergleich zur Vorkriegszeit „nur sehr enge Grenzen“ gesetzt, die Städte einer „starke[n] staatliche[n] Reglementierung“ ausgesetzt, die Kommunen nur mehr „Ausführungsorgane staatlicher Gesetzgebung“ waren, und sie beklagt unisono die nachteilige Steuerpolitik des Reichs, die eine eigenständige Sozialpolitik der Kommunen nicht mehr zuließ (S. 351 f.).

Ungeachtet aller Leistungen in der Daseinsvorsorge scheiterte die kommunale Sozialpolitik des Kaiserreichs an der Aufgabe, eine einheitliche und leistungsfähige Fürsorge aufzubauen, die den Unterstützungsberechtigten einen einklagaren Rechtsanspruch sicherte und sie daneben von den politischen Sanktionen der tradierten Armenfürsorge befreite. Das Reichsgesetz über den Unterstützungswohnsitz von 1871 wie die sich anschließende Landesgesetzgebung überließen die Ausgestaltung der Armenfürsorge den Ortsarmenverbänden, so daß es nicht nur vielfältige Organisationsformen in den Gemeinden, sondern auch eine überaus unterschiedliche Leistungsfähigkeit der Verbände gab. In einzelnen Großstädten existierte wohl ein hinreichendes Unterstützungssystem, wurde selbst der Ausbau der sozialen Fürsorge vorangetrieben, aber auf dem Lande oder in kleineren Städten bestanden nur wenig leistungsfähige Ortsarmenverbände, die häufig nicht einmal

ihren gesetzlichen Fürsorgeaufgaben gewachsen waren, geschweige denn einem Ausbau der Leistungen. In den Städten war zudem wenig Bereitschaft vorhanden, sich gegen den Verlust des Reichstags-, Landtags- und Kommunalwahlrechts zu wenden, der mit dem Bezug von Armenunterstützung verbunden war. Erst die Weimarer Demokratie brach mit diesem System, indem die Verfassung dem Reich den gesetzgeberischen Vorrang auf dem Gebiet der Sozialpolitik übergab und damit die Möglichkeit eröffnete, die Armenfürsorge bzw. die allgemeine Wohlfahrtspflege reichsgesetzlich zu vereinheitlichen und zu zentralisieren und eine ebenso leistungs- wie ausbaufähige öffentliche Fürsorge zu schaffen, die letztlich eine reichseinheitliche Garantie eines gewissen Mindesteinkommens für Hilfsbedürftige begründete. Wenngleich die Sozialpolitik der Republik an den im Kaiserreich, vor allem aber die im Ersten Weltkrieg entwickelten Formen und Institutionen anknüpfte, gewann sie gegenüber den vorangegangenen Perioden quantitativ wie qualitativ neue Dimensionen. Diesen Umbruch übersieht Brüchert-Schunk in ihrer kommunalzentrierten Perspektive, und folglich geraten die Bewertungen der Sozialpolitik der einzelnen Zeitabschnitte in eine schiefe Lage. Von dieser Kritik abgesehen, bereitet die Studie beachtenswertes kommunalgeschichtliches Material auf, das indessen, auch hinsichtlich der staatlichen Wirkungen, einer stärkeren komparativen Wertung unterzogen werden müßte.

Berthold Grzywatz

SIMON-RITZ, Frank: **Die Organisation einer Weltanschauung. Die freigeistige Bewegung im Wilhelminischen Deutschland** (= Religiöse Kulturen der Moderne, Bd. 5). – Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus Kaiser 1997. 259 S.

Die Bedeutung der beiden großen christlichen Kirchen für eine Gesellschaftsgeschichte des deutschen Kaiserreichs ist in den vergangenen Jahren zunehmend erkannt worden. Eine wichtige Rolle spielte dabei stets auch die Frage, wie Protestantismus und Katholizismus auf den epochalen Säkularisierungsprozeß reagierten, der Entkirchlichung und Dechristianisierung erstmals in breiteren Bevölkerungsschichten heimisch werden ließ. Die Vorreiter dieses kulturellen Wandels sind von der Geschichtswissenschaft bisher nicht genügend beachtet worden. Hier setzt die Dissertation von Simon-Ritz ein, die im Zusammenhang des Biele-

felder Graduiertenkollegs „Sozialgeschichte von Schichten, Gruppen, Klassen und Eliten“ entstanden ist. Ihr Gegenstand ist die vereinsmäßig organisierte freigeistige Bewegung, die, einsetzend mit den religiösen Reformgemeinden der Deutschkatholiken und der Lichtfreunde im Vormärz, sich im Kaiserreich mit der Gründung des Freidenkerbundes 1881, der Gesellschaft für Ethische Kultur 1892 und des Monistenbundes 1906 weiter aufklärte.

In ihrer Kritik an den etablierten Kirchen und der von ihr repräsentierten Religion stimmten alle diese Gruppen weitgehend überein; ihr kleinster gemeinsamer politischer Nenner war die Forderung nach einer vollständigen Trennung von Kirche und Staat. Im übrigen waren die Vorstellungen sehr heterogen; standen manche Freireligiöse noch auf dem Boden einer konsequent historisch-kritischen Bibelkritik, tendierte man vor allem in Freidenker- und Monistenkreisen stärker zu einer szientistisch inspirierten Naturreligion, die mit dogmatischem Anspruch verkündigt wurde. Von einigen deutschvölkischen Einsprengseln abgesehen, stand die freigeistige Bewegung politisch im linksliberalen Lager, eine größere Öffnung gegenüber der Sozialdemokratie, zu der es schon früh Verbindungen gab, erfolgte im letzten Jahrzehnt vor dem Ersten Weltkrieg.

Simon-Ritz' Darstellung beruht ausschließlich auf gedruckten Quellen, in erster Linie auf den Zeitschriften der Vereine, da deren archivalische Überlieferung nach Simon-Ritz weitgehend der Repression in der NS-Zeit zum Opfer fiel. Nachlässe von Protagonisten dieser „Gebildetenreformbewegung“ wurden nicht ausgewertet.

Der umfangreichste Teil der Arbeit ist der Organisationsgeschichte der vier Vereine gewidmet. Eher langatmig und stellenweise redundant, kann ihr Informationsgehalt nicht ganz befriedigen. Möglicherweise wirkte sich hier das Fehlen archivalischer Quellen nachteilig aus. Weitgehend ausgeblendet bleibt die Gestaltung des Vereinslebens, die Frage nach Geselligkeitsformen müßte jedoch gerade bei „Weltanschauungsgemeinschaften“ ausführlicher thematisiert werden. Ebenso auffallend ist der Mangel an Auskünften darüber, aus welchen konfessionell-religiösen Milieus sich die Mitglieder und Funktionäre der diversen Organisationen rekrutierten. Zwar ist davon auszugehen, daß sie mehrheitlich aus dem Protestantismus kamen, signifikante jüdische und/oder katholische „Beiträge“ wären jedoch wichtig zu recherchieren. Auch das Fehlen alters- und geschlechtsspezifischer Verteilungsdaten scheint Simon-Ritz nicht aufgefallen zu sein.

Verhältnismäßig kurz handelt er Ideengeschichte und Aktionsfelder der freigeistigen Bewegung ab. Deren zentrales realpolitisches Anliegen war demnach die Forderung nach einer säkularen Schule und der Austritt aus der Kirche. Auf die heute durchaus aktuelle Frage, ob es Debatten über Grundlagen und Konzepte einer weltlichen Moral gab, geht der Autor nicht ein. Informativ ist dagegen seine knappe Skizze über die Beziehungen zur Friedensbewegung.

Insgesamt war die freigeistige Bewegung nach Simon-Ritz einerseits Anregerin und Ausdruck „kultureller Modernisierung“, die sie jedoch andererseits wieder verfehlte, weil sie die unumgängliche religiöse Subjektivierung durch die Proklamation einer neuen umfassenden, mit religiösem Anspruch auftretenden Weltanschauung beenden wollte. So plausibel diese Diagnose ist, die Analyse der freigeistigen Gedankengebäude bleibt oft unscharf. Notwendig wäre eine genauere Bestimmung der Umschlagpunkte von Aufklärung und Mythos.

Ursula Baumann

KRAFFT, Sybille: Zucht und Unzucht. Prostitution und Sittenpolizei im München der Jahrhundertwende (= Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt München, Bd. 2). – München: Hugendubel Verlag 1996. 261 S.

Unter dem Titel „Zucht und Unzucht“ schildert Sybille Krafft die historische Entwicklung der Prostitution in München vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg. Dabei greift sie zunächst auf die Flut von veröffentlichten Texten zurück, in denen das Thema aus der Sicht von Politikern, Sozialreformern sowie verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen oder der Sittlichkeits- und Frauenbewegung behandelt wird. Der eigentliche Reiz der Studie liegt jedoch darin, daß Polizei- und Gerichtsakten, vorwiegend aus dem Staatsarchiv München, herangezogen werden. So ist es erstmals möglich, ein lokales Prostitutionsmilieu in einem mikrohistorischen Fallbeispiel zu rekonstruieren und die teilweise perfiden und gleichzeitig widersprüchlichen Überwachungsmechanismen der dortigen Sittenpolizei authentisch einzufangen. Indem 64 Gerichtsfälle in den Mittelpunkt gestellt werden, gelingt es, einzelne Prostitutionskarrieren detailgetreu nachzuzeichnen (S. 113–122) und die Alltagswelt von „Freiern“ (S. 134–152), Kupplern und Zuhältern (S. 154–189)

aufleben zu lassen. Erfolgreich kämpft sich die Autorin dabei durch eine schier überwältigende Materialfülle, schlägt analytische Schneisen durch das „Dickicht der stereotypen Vorurteile“, auf die sie in den gedruckten und ungedruckten Quellen allenthalben stößt, entlarvt überzeugend moralisierende Attitüden, Doppelmoral und „fragwürdige Rechtfertigungen“ (S. 13). Quellennähe und plastische Schilderungen des „Milieus“ machen das Buch gut lesbar und lebendig.

Hinweise auf einen systematisch-theoretischen Standort der Autorin wird man hingegen vergeblich suchen. Die methodischen Auskünfte erschöpfen sich darin, die reiche und gleichzeitig „defiziente“ Quellenlage zu charakterisieren (S. 11). Dazu kommt, daß die metaphorischen Untertitel im Inhaltsverzeichnis den Aufbau der Argumentation nicht gerade erhellen. Doch wenn man genauer hinsieht, zeigt sich: Sybille Krafft hat eine solide Sozialgeschichte der Münchener Prostitution vorgelegt. Zielsicher spürt sie der Sozialstruktur der staatlich erfaßten Prostitution in teilweise schwer zugänglichen und weit verstreuten statistischen Erhebungen nach; gleichzeitig deckt sie die rechtlichen, ökonomischen und sozialen Hintergründe auf. Dabei gewinnt sie nicht immer ganz neue, aber doch wesentliche Einsichten über Charakter und Funktion der Prostitution in der modernen bürgerlichen Gesellschaft.

Zu diesen Ergebnissen gehört, daß die Zeitgenossen mit der Prostitution ein Stück Großstadtkritik thematisierten. Nervosität, Anonymität und Rastlosigkeit – für solche und andere Defizite der Moderne diente die Prostitution offenbar als willkommene Projektionsfläche, für unterschiedlichste politische Interessen wurde sie zum schillernden Symbol (S. 57–64, S. 234). Aber der Markt der Prostitution hat sich im Laufe des 19. Jahrhunderts auch tatsächlich verändert, sich dabei weit geöffnet und dafür gesorgt, daß sich Welt und Halbwelt im großstädtischen Vergnügungsmilieu immer mehr vermischten (S. 233). Auch entdeckt Sybille Krafft die Prostituierte keinesfalls nur als „Straßengängerin“ in den unteren Klassen. In den besseren Kreisen und in den großbürgerlichen Salons habe man das „Verhältnis“ gepflegt, bis eine standesgemäße Heirat bevorstand und die bezahlte Geliebte „abgelegt“ wurde. Daß die „feineren Nuancen“ der Prostitution eher unbehelligt blieben als die „gröberen“, gehörte zur Grundausstattung der bürgerlichen Klassenmoral, auf die die Autorin ausdrücklich hinweist (S. 123–128 und S. 131–133). Vor allem dort, wo sie dem Bürger zum öffentlichen Ärgernis wurde, habe sich die Sittenpolizei

akribisch bemüht, durch Lizenzen und Sperrbezirke die Prostitution unter Kontrolle zu bekommen (S. 76–90). Doch angesichts des rapiden Städtewachstums mußte der Versuch, „Zucht“ und „Unzucht“ räumlich zu trennen, auf lange Sicht scheitern. Ineffizienz und Willkür taten ein übriges, so daß die öffentliche Akzeptanz der Münchener „Sitte“ immer umstritten blieb.

Schließlich erkennt Sybille Krafft in der Prostitution auch ein Indiz für eine „patriarchalisch geprägte Gesellschaft“: Repression und staatliche Kontrolle für die Frauen – unregelte private Freiheit für die männliche Kundschaft (S. 235). Nach all den differenzierten Milieustudien hätte man erwarten können, daß der Geschlechterkonflikt etwas weniger plakativ abgehandelt wird. Auf welche Weise hat die Prostitution Geschlechterhierarchien konkret stabilisiert, vor allem: Warum haben Männer und Frauen das dort wirksame Machtverhältnis immer wieder neu in Szene gesetzt? Solchen Fragen weicht die Autorin eher aus und bleibt statt dessen bei der Beschreibung der zeitgenössischen Wahrnehmung stehen.

Trotzdem kann man angesichts der anschaulichen Darstellung und umsichtigen Quelleninterpretation insgesamt nur bedauern, daß die Untersuchung, die die Münchener Ludwig-Maximilians-Universität bereits 1989 als Dissertation angenommen hat, erst jetzt veröffentlicht wurde. Insbesondere, was die stadtgeschichtliche Fallanalyse angeht, ist sie alles andere als überholt. Allerdings hätte es dem Buch sicher gutgetan, wenn die neuere, vor allem internationale Forschung über Prostitution zumindest ansatzweise eingearbeitet worden wäre. Daß die Literaturliste mit dem Erscheinungsjahr 1988 abschließt, schränkt den wissenschaftlichen Wert empfindlich ein. Allerdings wird dieser Mangel durch ein sorgfältiges Orts-, Personen- und Sachregister zumindest teilweise kompensiert. Und die eindrucksvollen Illustrationen, die den Band nun zieren, erleichtern den Zugang für eine breite Leserschaft.

Brigitte Kerchner

Mechterstädt – 25. 03. 1920. Skandal und Krise in der Frühphase der Weimarer Republik. Hrsg. von Peter KRÜGER und Anne C. NAGEL (= Studien zur Geschichte der Weimarer Republik, Bd. 3). – Münster: Lit Verlag 1997. 153 S.

Der „Fall Mechterstädt“ gehört nicht nur zur hessischen Regional- und Marburger Universitätsge-

schichte. Er ist für die Geschichte der Zeitfreiwilligenverbände und für die der Justiz zu Beginn der Weimarer Republik von nicht geringer, symptomatischer Bedeutung. Am 25. März 1920 erschossen Studenten der Universität Marburg, Mitglieder eines Zeitfreiwilligenkorps der Reichswehr, bei einem Einsatz nach dem Kapp-Putsch in Thüringen fünfzehn unbewaffnete, als angebliche Rotgardisten gefangengenommene Arbeiter. Das Kriegsgericht in Marburg und das Schwurgericht in Kassel sprachen die angeklagten Korporationsstudenten frei. Die Urteile, ein „offensichtlicher Justizskandal“ (Thomas Nipperdey), lösten weite Kontroversen aus.

Die nach einem Kolloquium der Marburger Forschungsstelle für Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte von 1995 entstandene Publikation (leider nach Ausstattung und Druck vom Verlag vergleichsweise lieblos und schlecht leserlich, nicht auf der Höhe moderner Drucktechnik und Typographie dargeboten) greift das Ereignis z. T. aufgrund neuer Quellen und mit weiter gefaßten Perspektiven auf.

Die Phasen der Politisierung, Radikalisierung und Militarisierung Marburger Studenten von 1918 bis 1920 sind hier an der typischen Korporationsuniversität, in der völkischer Antisemitismus und Chauvinismus Grundmuster studentischer Ideologie bildeten, besonders deutlich erkennbar.

Siegfried Weichleins Beitrag über die „politische Kultur einer Universitätsstadt“ zeigt die rechtsgerichteten Studenten in den Zeitfreiwilligenverbänden auf der Seite der Putschisten im Kapp-Putsch. Es ist mehr als nur biographisch bemerkenswert, daß auf der republikanischen Gegenseite in der Deutschdemokratischen Studentengruppe Ernst Lemmer, Gustav Heinemann, Wilhelm Röpke und Viktor Agartz agierten.

Das 1. Bataillon der Marburger Zeitfreiwilligen bestand aus Korporationsstudenten, die von Marburg aus Hessen für Kapp hatten erobern wollen. Das Massaker bei dem bewaffneten Einsatz in den bürgerkriegsartigen Kämpfen in Thüringen wird von Weichlein als Akt „destruktiver Aggression“ (S. 42), nicht als politische Aktion gedeutet.

Vor- und Nachgeschichte der Marburger Militanz und der juristischen Verfahren behandelt eingehend und eindrucksvoll Michael Lemling (S. 44 ff.). Hier wird die Wertung von Konrad Jarausch („Deutsche Studenten [1800–1970]“, Frankfurt a. M. 1984, S. 119 f.) bestätigt und vertieft. Bemerkenswert ist die von Lemling herausgearbeitete, sonst kaum einmal so genau rekonstruierbare kollusive Zusammenarbeit des Anklagevertreters in

den Prozessen mit dem Stürzwort der rechten Republikgegnern Walter Luetgebrune (vgl. S. 63 ff.).

Die Untersuchung von Anne C. Nagel über die Haltung der Vertreter der DDP in den Kontroversen um den „Fall Mechterstädt“ und die besonderen politischen Schwierigkeiten ihrer Position nach den zwei Freisprüchen im Kontext der zeitgenössischen Lage der Partei zeigt, wie sehr die liberaldemokratische Politik schnell in die Defensive gedrängt wurde. Hier hätte sich vielleicht angeboten, die Entwicklung der Parteijugend auch im Kontext der Flügelkämpfe innerhalb der DDP zu sehen und in die allgemeine Entwicklung einzuordnen.¹

Bernhard Diestelkamp (S. 11 ff.) stellt den Justizskandal in die Kontinuität der Traditionen der Justiz im Kaiserreich zur Klassenjustiz in der Weimarer Republik. Er demonstriert die in der Richterschaft zutage tretende, höchst problematische „Beständigkeit im Wandel“ an ihrem Verhältnis zu Gesetz und Gesetzgeber (S. 15 ff.).

Auch nach diesen detaillierten, sehr ertragreichen Forschungsbeiträgen bleiben noch Fragen offen, was Hintergründe, Verlauf und Folgen des Falles angeht. Weichlein greift zur Deutung u. a. auf den Carl Schmittschen Begriff des „politischen Partisanen“ zurück, wenn er darstellt, daß der konsistenten politischen Logik der Republikgegnern ihr Verhalten bis zum Putsch entsprach, daß aber mit dem Scheitern Kapps die Radikalisierung in die Militarisierung definitiv umgeschlagen sei und aus politischen Partisanen Kriminelle geworden seien (S. 42).

Deswegen sieht er die Vorgänge in Mechterstädt nicht als politische Aktion, zieht dann aber gleichwohl von der politischen Prägung dieser Generation und dieses Führungsnachwuchses allgemeinere, allerdings nur angedeutete biographisch-politische Entwicklungslinien bis hin zu SD und SS bzw. sogar bis in die Nachkriegszeit der späten sechziger Jahre (S. 42 f.). Betrachtet man Entwicklung und Ideologie des „Paramilitarismus“ in der Weimarer Republik,² dann manifestierten sich Einstellungs- und Verhaltensmerkmale als paramilitärisches Syndrom – Affinität und Bereitschaft zur Gewalt eingeschlossen – im Kontext des Selbstverständnisses der Teilnehmer der Aktion als durchaus politisches Verhalten. Das wird in dem hier mit abgedruckten, höchst aufschlußreichen Dokumentenanhang erkennbar, in dem das gegen die Ebert-Regierung gerichtete „Standrecht auf eigene Faust“ sogar explizit zum Ausdruck kommt (S. 134), das sich, geschützt durch die alten Eliten, im Einsatz gegen den innenpolitischen Feind gewaltsam ausleben konnte.

1 Vgl. dazu den in der Publikation nicht berücksichtigten Sammelband: *Politische Jugend in der Weimarer Republik*. Hrsg. von Wolfgang R. Krahbe, Bochum 1993; dort auch weiteres zur frühen politischen Karriere von Ernst Lemmer bei Ludger Grevelhörster, S. 87 ff.

2 Vgl. dazu Hans-Joachim Mauch, *Nationalistische Wehrorganisationen in der Weimarer Republik*, Frankfurt a. M. und Bern 1982, und die Beiträge in: *Politische Jugend in der Weimarer Republik*, a. a. O.

Albrecht Götz von Olenhusen

PETERSEN, Klaus: *Zensur in der Weimarer Republik*. – Stuttgart und Weimar: J. B. Metzler Verlag 1995. VI, 346 S.

Die erste umfassendere, auf der Grundlage von Archivstudien erarbeitete historische Untersuchung zur Geschichte der Zensur in der Weimarer Republik versteht Zensur als Kommunikationsbehinderung. Dieser weite Begriff engt die politischen und kulturellen Bereiche, auf die Zensur sich bezieht, nicht ein und soll nach der Absicht des Verfassers eine historische Darstellung und Analyse der Zensur ermöglichen, ihrer Motive, Mittel und der Einflußmöglichkeiten der an Zensur interessierten Kräfte sowie der betroffenen Gruppen, und zwar in einem sozialgeschichtlichen Kontext, in welchem Zensur in der Weimarer Republik als Teil innergesellschaftlicher Konfliktregelung begriffen werde und den Blick auf die Fragmentierung und den Wandel kollektiver Mentalitäten und – im politischen Feld – die Formen der Problemlösungen aufzeigen soll. Zensur ist nach diesem Verständnis ein interdependentes System und eine Fülle von gesellschaftlichen Prozessen, die sich als politische Herrschaftsausübung, Interessenkonflikte sozialer Gruppen und verwaltungsrechtliche Normierung – so der Verfasser – darstellen.

Petersen skizziert zunächst die Zensur auf dem Hintergrund der innenpolitischen und verfassungsrechtlichen Situation der Weimarer Republik. Er beschränkt sich aber nicht auf eine Zensurforschung in bezug auf die staatlichen Maßnahmen, sondern bezieht seinem Ansatz und seiner Intention nach die Gruppen, die staatskonform den Zensurinstanzen zuarbeiteten, ebenso mit ein wie die sich formierende protestierende Gegenöffentlichkeit. Ordnungspolitik und der sog. Republiksschutz bildeten den Rahmen für die Zensurmaßnahmen

der Republik, innerhalb deren sich die konfessionellen, sozialen und politischen Gruppierungen um die „Entmoralisierung der Öffentlichkeit“ oder um die „Unterwühlung der durch das Christentum und Deutschtum gegebenen sittlichen Grundlagen“ ernsthaft Sorgen machten (S. 26 f.).

Mit dem formellen Zensurbegriff der Weimarer Reichsverfassung konnten sich die obrigkeitlichen Kontroll- und Repressivmaßnahmen über Gesetz und Rechtsprechung entfalten. Soweit Petersen den gesetzlichen Rahmen für staatliche Kontrolle und Eingriffe und die behördlichen Organisationen und Kompetenzen darstellt, geht seine Studie jedoch nicht oder kaum über das hinaus, was in der rechtshistorischen, juristischen und historischen Forschung weithin als untersucht gelten kann (S. 41 ff.), etwa zum Lichtspielgesetz von 1920, dem Gesetz zur Bewahrung der Jugend vor Schund- und Schmutzschriften von 1926 und zu den strafrechtlichen Sanktionen gegen Unsittlichkeit, Blasphemie und politische Subversion (im Rahmen der politischen Delikte) sowie im Bereich der sog. politischen Beleidigung. Zensur als Mittel staatlicher Ordnungs- und Regulationsbefugnisse wurde praktisch vor allem durch die Behinderung der Kommunikation im Bereich der Rundfunk- und Filmzensur und der Indizierung von sog. Schund und Schmutz. Hier wird in der Arbeit die Zensurpraxis in bezug auf „ausgegrenzte Ideologien“ (S. 95 ff.) und auf die wichtigsten Formen der Informationsvermittlung untersucht. In diesen Feldern (politische Kundgebungen, Plakate, Flugblätter, Presse, „Schmutz und Schund“, Literatur und Kunst, Theater und Kabarett, Film) wird anhand eines reichen, aus den Akten und weniger als sonst aus gedruckten Quellen gewonnenen Materials die Fülle der Maßnahmen entfaltet. Dabei ist es freilich dann aber gerade bei einer explizit historischen Arbeit schon ein bemerkenswerter Umstand, wenn jeweils fast wie in einer *juristischen* Analyse geprüft wird, ob und inwieweit die Anwendung von Zensur legal war oder nicht, wo die Zensurkompetenzen überschritten wurden und ob ihre Anwendung „insgesamt die freiheitlich-rechtsstaatliche Demokratie unterminierte“ (S. 277). Der Verfasser verengt hier aus nicht einsehbaren Gründen seinen ohnehin schon eher juristisch orientierten Blickwinkel auf die weitgehend normativen Aspekte der Bereichsanalysen. So gesehen stellt sich dann auch für den Verfasser die Weimarer Zensur im Umfeld kultureller und politischer Spannungen als ein vorwiegend *juristisch* interessantes Herrschaftsinstrument dar. Es gehört im übrigen auch nicht zu sonderlich

neuen Erkenntnissen, daß die dabei anwendbaren Rechtsbegriffe und Rechtsnormen oft unterschiedlich ausgelegt wurden, „was eine gewisse Rechtsunsicherheit zur Folge hatte“, und daß „die Grenzen der Zensurbefugnisse von den Behörden nicht immer und überall eingehalten“ wurden (S. 278).

Da Zensur der Stabilität im Inneren, den nationalen Machtinteressen und bürgerlich-konservativen Wertmustern diene, fungierte sie als ideologische Grenzmarkierung (S. 279) zugunsten des „konterrevolutionären Bürgertums, gestützt von Führungskräften in den rechtsbürgerlichen Parteien, in den Kirchen, der Verwaltung, der Reichswehr und Justiz“ (S. 279). Größte Effektivität darf man mit dem Verfasser neben der Filmzensur der Zensur des Rundfunks und des Schulwesens zumessen. Im Printbereich scheint die Zensur nach dem Verfasser eher erfolglos gewesen zu sein. Petersen sieht den Grund in für ihn relativer „Hilflosigkeit“ (S. 284) der demokratischen „Rechtsstaatlichkeit“, verweist aber auch auf soziale, wirtschaftliche und politische Gründe. Den Stellenwert der Zensur im politischen System und im Rahmen der gesellschaftlichen Veränderungen sieht er unter der Perspektive des Defizits nicht in einem Mangel an Legitimität, sondern in der politisch motivierten Unausgewogenheit ihrer Anwendung, namentlich durch die Justiz. In diesem Abschnitt („Ausblick“, S. 275 ff.) fällt das Bemühen auf, die Justiz neben einer Kritik an ihrem Klassencharakter doch implizit fast schon wieder ein wenig in Schutz zu nehmen (S. 290). Dabei kommt es bei historischer Betrachtung gar nicht darauf an und wird ja auch gar nicht als relevante Fragestellung gesehen, ob den Gerichten der Weimarer Republik der Vorwurf zu machen sei, die Gefahr der Rechtsradikalen verkannt zu haben (S. 290). Daß das Justizpersonal sich aus dem konservativen Bürgertum rekrutierte, gehört zu den allbekannten Erkenntnissen, so daß hier schwerlich ein Historiker einen Berufsstand an dem Maßstab einer Einsichtserwartung messen würde, die den eigenen Interessen und Ideologien der Gruppe geradezu entgegenliefe.

Daß Zensur ihre Brauchbarkeit als „Katalysator totalitärer Wünschbarkeiten“ erwies (S. 295), verbindet sich im Fazit des Verfassers mit der auch nicht neuen Erkenntnis, daß sich die ganze Vielfalt der Einengung der Kommunikationsprozesse nur zu einem Teil aus verfassungs- und verwaltungsrechtlichen Rahmenbedingungen herleitet und von „gleicher Bedeutung“ die gesellschaftlichen und politischen Kräften waren, die sich ihrer bedienten. Von der durchaus bemerkenswerten und zum

Teil eindrucksvollen Materialsammlung abgesehen, ist der Ertrag dieser Arbeit letztlich doch relativ gering. Dem historischen Ansatz des in Vancouver lehrenden Literaturhistorikers, dem wir schon eine Arbeit zu Literatur und Justiz in der Weimarer Republik (1988) verdanken, hätte es methodisch wohl besser entsprochen, wenn er sich in Darstellung und Methode von dem sehr juristischen Untersuchungsgegenstand und seiner Nomenklatur weitaus stärker gelöst hätte.

Als Beitrag zur Mentalitätsgeschichte, die sie sein will, wird man die Arbeit auch nur sehr bedingt ansehen dürfen, auch wenn sie etwas mehr Material, als bisher in den Blick genommen wurde, über Wertennormen und Wertewandel im Kontext der politischen Zensur der Weimarer Republik ausbreitet. In systematischer und analytischer Hinsicht läßt die Arbeit viele Wünsche offen. Es wäre wahrscheinlich interessanter gewesen, das Material, von der noch immer wichtigen Grundlagenarbeit von Ulla Otto¹ ausgehend, nach den Ansätzen neuerer Geschichtswissenschaft aufzuarbeiten und eine deutliche Strukturierung der *Interaktionen* nach Macht-, Norm- und Sanktions- und kommunikativen Aspekten vorzunehmen.² Zensur würde unter diesen Perspektiven als ein Teil einer aus Rechts-, Sozial-, Politik- und Kulturgeschichte zusammengesetzten Gesellschaftsgeschichte erscheinen, in der dann auch die reproduzierten Handlungsmuster, ihre Veränderung und ihr jeweiliger Stellenwert im Makro- und Mikrokontext so hervortreten, daß eine Vermittlung zwischen der Mikroebene der Interaktion, der Makroebene der Gesellschaft und der Ebene der Institutionen möglich wird. In diesem Untersuchungsfeld „Zensur zwischen 1918 und 1933 in Deutschland“ wären dann vielleicht auch neue, interessante Ergebnisse einer nah am Archivmaterial orientierten Strukturanalyse möglich geworden.

1 Ulla Otto, *Die literarische Zensur als Problem der Soziologie der Politik*, Stuttgart 1968.

2 Vgl. dazu jetzt die Beiträge und Hinweise auf den Forschungsstand in: *Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft. Beiträge zur Theoriedebatte*. Hrsg. von Thomas Mergel und Thomas Welskopp, München 1997, insbes. Welskopp, a. a. O., S. 39 ff. sowie die dortigen weiteren Beiträge zur „neuen Kulturgeschichte“.

Albrecht Götz von Olenhusen

MERKEL, Felicitas: **Rundfunk und Gewerkschaften in der Weimarer Republik und in der frühen Nachkriegszeit** (= Veröffentlichungen des Deutschen Rundfunkarchivs, Bd. 4). – Potsdam: Verlag für Berlin-Brandenburg 1996. 395 S.

Die Hörfunk- und Fernsehanstalten widmen sich ihren gesendeten Produkten nur unzulänglich. Nicht erst in der Rückschau auf das 20. Jahrhundert läßt sich feststellen, daß sie ihre Leistungen weitgehend nicht archiviert haben. Dem historiographischen Zugriff bleiben deshalb die Programme entzogen. Im Gegensatz zur Institutionen- oder Organisationsgeschichte, läßt sich eine anspruchsvolle Geschichte der Programme, um es einmal verkürzt zu sagen, schwerlich schreiben. Dieses kommunikationsgeschichtliche Defizit trägt mit dazu bei, daß sämtliche allgemeinen Gesamtdarstellungen zur Weimarer oder zur Bundesrepublik bei ihren Lesern nicht den Eindruck hervorrufen, sie berichteten von Epochen, in denen diese Medien zu den bestimmenden Faktoren des politischen, kulturellen und gesellschaftlichen Lebens gehören. Außerhalb des Bereichs der Programmgeschichte erschien in den letzten beiden Jahrzehnten eine kaum noch zu übersehende Fülle von medienhistorischen Studien, die sich mit der Position von Film, Fernsehen und Hörfunk in der Gesellschaft befassen.

Felicitas Merkel widmet sich in ihrer für den Druck bearbeiteten Mannheimer Dissertation einem Thema, das in dieser inhaltlichen Breite und zeitlichen Ausdehnung bislang jedoch noch nicht erforscht wurde. Über die ungleichmäßigen und in ihrer Bedeutung auch sehr unterschiedlich zu gewichtenden Vorarbeiten zu einzelnen Aspekten der Weimarer und der bundesrepublikanischen Zeit referiert die Verfasserin in ihrer „Einleitung“ ebenso knapp und übersichtlich, wie über ihre Fragestellung und ihr methodisches Vorgehen sowie über Quellengrundlage und zeitlich-sachliche Eingrenzungen. Das Schwergewicht der analytischen Bemühungen liegt auf der Weimarer Republik; ihr sind sechs Kapitel und ein Resümee gewidmet: Rahmenbedingungen gewerkschaftlicher Rundfunkarbeit, die ersten Erfahrungen mit dem Medium (1923–1927), organisatorische Vorbereitungen und konzeptionelle Überlegungen (1927/28), die Phase der Intensivierung der gewerkschaftlichen Rundfunkarbeit (1928–1930), die Arbeit in der Staats- und Wirtschaftskrise (1931–1933) und die „Themen, Akteure, Zielgruppen, Funktion, Rezeption und Gebrauchsbestimmung“ des Arbeiterfunks. Abweichend von den ersten Abschnitten

ist das hier zuletzt und vollständig zitierte Arbeitsfeld einem besonders schwierigen Thema gewidmet. Die Verfasserin ergänzt dort ihre Quellen- und Literaturinterpretation um eine an qualitativen Merkmalen orientierte Sekundäranalyse, um trotz der unbefriedigenden Dokumentation der Programmgeschichte eine Antwort auf die von ihr etwas schlicht formulierte Hauptfrage zu finden: „Wer produzierte in wessen Interesse welches Programm in welcher Form für wen, und bei wem kam es wie an?“ Es dürfte ihr bewußt sein, daß eine überzeugende Antwort nur möglich ist, wenn die Teilfragen vorrangig in ihren mehrdimensionalen und wechselseitigen Verflechtungen und Abhängigkeiten und unter Einbeziehung der Finanziere und des „Medienverbunds“ behandelt werden.

Die Zeit der Besatzung durch die Westalliierten und die ersten Jahre der Bundesrepublik Deutschland interessieren in diesem Zusammenhang hauptsächlich unter den Gesichtspunkten, in welcher Intensität in den Gewerkschaften die Erfahrungen aus der ersten Republik reflektiert wurden und in welchem Umfang sich im kritischen Rückblick Kontinuitäten und – bewußte – Abweichungen im Vergleich der beiden Zeitabschnitte aufdecken lassen. Diese Aspekte sind deshalb auch in einem einzigen Kapitel zusammengefaßt worden. Den Programmdaten ist der „Anhang“ gewidmet. In den fünf Tabellen steckt viel Arbeit, denn die Verfasserin hat dort aus den vielfältigen Überlieferungen Programmfolgen und Vortragszyklen der Gewerkschaften und gewerkschaftlicher Sendungen zusammengestellt: von der „Stunde der Arbeit“ bei der Schlesischen Funkstunde in Breslau (2. August 1928–30. März 1933) bis zur Sendung „Aus Arbeit und Wirtschaft“ beim Südwestfunk (September 1951–Mai 1952).

Die praktische Radioarbeit der Gewerkschaften in dem Dreieck zwischen Parteien, Verbänden und Staat steht im Mittelpunkt der Untersuchung. Damit sind die Versuche der Gewerkschaften angesprochen, ein eigenes Profil in einem für das politische Bewußtsein und Handeln der Bevölkerung zunehmend bedeutsamer werdenden Medienbereich auszubilden. Der objektive allgemeine Wert der Ergebnisse wird von der Verfasserin vor dem Hintergrund gewerkschaftlicher Tätigkeiten dargestellt, in dem sie schwerpunktmäßig die organisatorischen Formen, das Selbstverständnis, die programmatischen Grundsätze und ihre Anwendungen für die Freien Gewerkschaften, insbesondere des ADGB, systematisch und in einem historischen Spannungsbogen von der ersten zur zweiten deutschen Republik im 20. Jahrhun-

dert entwickelt. Die einzelnen Fragestellungen, das methodische Vorgehen, die Auswahlkriterien, die Gliederung und Präsentation der Materialfülle sowie die Argumentationsweise überzeugen, weil die Verfasserin ihre einzelnen Ergebnisse durchgängig dokumentenreich und quellenkritisch unter den genannten vielfältigen Perspektiven vorlegt und sie sie außerdem in den bisherigen Forschungsstand differenziert einordnet.

Der kommunikationshistorische Gewinn liegt darin, daß die Grundlagen und die Entwicklung gewerkschaftlicher „Radioarbeit“ allgemein und konkret auf die einzelnen Sendeanstalten hin untersucht werden. Deutlich treten hervor: das aus unterschiedlichen Zielvorstellungen gewerkschaftlicher Arbeit, aus diversen Motiven und Gründen abzuleitende nicht besonders ausgeprägte Interesse der Gewerkschaften an der „Radioarbeit“; die fehlende Einbeziehung von Mitgliedern oder ehrenamtlichen Funktionsträgern; die Ignoranz der Gewerkschaftspresse gegenüber dem „neuen“ Medium; die Fehleinschätzung der praktischen Arbeit in den Anstalten und die daraus resultierende Subsumierung gewerkschaftlicher Bemühungen auf diesem Gebiet unter der Rubrik „Werbung/Öffentlichkeitsarbeit“; die geringe Repräsentanz der Gewerkschaften in den Rundfunkgremien (eher Alibifunktion); der relativ schwache Einfluß der Gewerkschaften auf Programme im allgemeinen und auf einzelne Sendungen; die mäßigen formalen und journalistischen Standards der gewerkschaftlichen Sendungen und ihre statisch-sterile Präsentation (diskussionsfeindlich, „Verlautbarungsjournalismus“). Nur vorübergehend gab es in der Weimarer Republik Ansätze zu einer kontinuierlichen Kritik der Hörfunksendungen in der gewerkschaftlichen Presse bzw. in den Kulturzeitschriften der Arbeiterbewegung und im „Arbeiter-Radiobund“. Lediglich unter dem Einfluß der Alliierten entwickelten sich in den ersten Jahren nach 1945 die verschiedenen Sendungen zum Themenbereich „Arbeit“ zu expliziten Gewerkschaftssendungen. Das negative Gesamtbild erhält dadurch noch eine weitere ungünstige Kontur, daß eine Studiengruppe zur Verbesserung der Sendungen und zur Hebung des gewerkschaftlichen Engagements zwar 1951 bedenkenswerte und praxisnahe Vorschläge erarbeitete, doch die Führungsgremien sich ihrer nicht bedienten.

Bernd Sösemann

SPOERER, Mark: **Von Scheingewinnen zum Rüstungsboom. Die Eigenkapitalrentabilität der deutschen Industrieaktiengesellschaften 1925–1941** (= Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beihefte, Nr. 123). – Stuttgart: Steiner Verlag 1996. 236 S.

Die wirtschaftshistorische Forschung ist bislang eher stillschweigend davon ausgegangen, daß die Industrieunternehmen zu den wirtschaftlichen „Gewinnern“ der ökonomischen Entwicklung der dreißiger Jahre und insbesondere der nationalsozialistischen Rüstungspolitik zählten. Vor allem für die großen Konzerne der Schwerindustrie wurden enorme Gewinnchancen vermutet. Eine empirische Überprüfung dieser Annahmen erfolgte jedoch bislang nicht, sieht man von dem mittlerweile dreißig Jahre alten Zahlenwerk Walther G. Hoffmanns ab. Diese Lücke zu schließen ist das Ziel der kompakten, klar gegliederten und präzise argumentierenden Studie von Mark Spoerer.

Auf insgesamt 155 Textseiten und belegt unter anderem durch einen über vierzigseitigen Tabellenanhang mit Angaben zu insgesamt 111 Unternehmen, kommt Spoerer dabei zu dem – insgesamt wenig überraschenden – Befund, daß die durchschnittliche Eigenkapitalrentabilität (der Jahresgewinn im Verhältnis zum eingesetzten Eigenkapital zu Jahresbeginn) in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre durchschnittlich zirka 15 Prozent betrug. In der Rüstungsindustrie konnten überdurchschnittliche Renditen erzielt werden. Allerdings war die Unternehmensgröße für die erzielten Profite unerheblich. Die hohen Unternehmensgewinne lagen deutlich über den – ebenso wenig überraschend – niedrigen Gewinnen der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre (2 bis 5 Prozent), sie überschritten sogar die äußerst günstigen Ertragsmöglichkeiten im wilhelminischen Deutschland.

Worin liegt nun der Ertrag einer Studie, die so wenig Überraschungen bereitet? Es sind vor allen Dingen die analytische Klarheit und die methodische Präzision, mit denen das vorliegende, sehr umfangreiche Zahlenmaterial untersucht und diskutiert wird, und die intensive Diskussion der auf der Basis von Bilanzanalysen möglichen makroökonomischen Schlußfolgerungen.

Die Untersuchung basiert auf der Auswertung aller aktuell verfügbaren Steuerbilanzen größerer industrieller Aktiengesellschaften (insgesamt 111; Aktienkapital > 500 000 RM). Dieses unveröffentlichte Material aus 22 staatlichen und privaten Archiven anstelle der veröffentlichten Handelsbilanzen zu benutzen, entspringt nicht einer Marotte

von Historiker(inne)n, sondern ist, wie Spoerer überzeugend nachweist, für die Bewertung der Gewinnentwicklung in den dreißiger Jahren notwendig, weil die in den Handelsbilanzen ausgewiesenen Reinerlöse erheblich niedriger waren als in der Realität. Mit diesem Befund kann Spoerer auch eine fundierte Kritik der vorliegenden Gewinnberechnungen auf der Basis der (Handels-)Bilanzstatistik des Statistischen Reichsamtes leisten.

In zwei im Vergleich zur eigentlichen Interpretation des Materials relativ umfangreichen Kapiteln werden die Grundsätze und die juristischen Voraussetzungen der Handelsbilanzen und der Steuerbilanzen erörtert und die auf dieser Basis erzielten Ergebnisse diskutiert (S. 41–126). In diesem Untersuchungsschritt wird erstens die größere Aussagekraft der Steuerbilanzen theoretisch und empirisch begründet. Zweitens wird auf der Basis der Körperschaftssteuerstatistik des Statistischen Reichsamtes der Nachweis erbracht, daß die Unternehmensgewinne in den zwanziger Jahren vermutlich niedriger waren als die in der Handelsbilanz ausgewiesenen Gewinne und daß die Unternehmen keineswegs in einem besonders großen Umfang stille Reserven bilden konnten. Die *durchschnittlichen* Gewinnmöglichkeiten der „goldenen zwanziger Jahre“ lagen zumindest für Industrieaktiengesellschaften deutlich unter denjenigen der Kaiserzeit.

Spoerer kann – und will – mit seinem methodischen Instrumentarium den Befund für die zwanziger Jahre jedoch nicht erklären. Daher liefert das empirische Ergebnis der Studie auch keinen neuen Beitrag zur Klärung der sog. „Borchardt-Kontroverse“ über die „zu hohen Löhne“ in der Weimarer Republik. Dies liegt auch am Untersuchungsgegenstand, denn in dem Buch „Von Scheingewinnen zum Rüstungsboom“ untersucht der Autor die „Eigenkapitalrendite“, nicht die „Gesamtkapitalrendite“ der Aktiengesellschaften (der Jahresgewinn plus Fremdkapitalzinsen im Verhältnis zum eingesetzten Eigenkapital plus Fremdkapital zu Jahresbeginn), weil weder Handels- noch Steuerbilanzen die für eine Berechnung der Gesamtkapitalrendite erforderlichen Daten über die Zinszahlungen beinhalten. Letztere können wohl nur durch detaillierte Aktenauswertung für einzelne Gesellschaften ermittelt werden. Für die durchschnittlich geringe Eigenkapitalrendite der zwanziger Jahre können aber neben zu hohen Lohnkosten auch zu hohe Kapitalkosten oder zu optimistische Bewertungen des Anlagekapitals bei der Erstellung der Goldmarkeröffnungsbilanzen im Jahr 1924 oder auch Fehlinvestitionen verantwortlich sein. Hier

lassen nur detaillierte Studien für einzelne Unternehmen oder Branchen weiterführende Ergebnisse erwarten.

Im Unterschied zu den zwanziger Jahren waren die Gewinne ab 1934 erheblich höher als nach außen ausgewiesen. Die Handelsbilanzen waren jedoch noch weniger aussagefähig als zuvor, weil die zwei „Anleihestockgesetze“ von 1934 die Verwendungsmöglichkeiten für die Gewinne stark restringierten (sofern die Dividenden über 6 Prozent bzw. 8 Prozent hinausgehen sollten) und zu einer verstärkten Reinvestition von Gewinnen innerhalb des Unternehmens führten. Das gleiche die Selbstfinanzierungsquote vergrößernde Resultat hatten die verbesserten Sofortabschreibungsmöglichkeiten des Körperschaftssteuergesetzes von 1934. Erst in den Jahren 1938 bzw. 1939 ging der nationalsozialistische Staat dazu über, die stark anwachsenden Erträge durch erhöhte Steuersätze abzuschöpfen.

Nun liegen für insgesamt 111 Unternehmen Steuerbilanzen für den interessierenden Zeitraum vor. Sind diese repräsentativ? Und können mit diesen Daten auch Rückschlüsse auf die Ertragsmöglichkeiten verschiedener Branchen vorgenommen werden? Diesen Fragen geht Spoerer in einer aufwendigen methodischen Diskussion detailliert nach und stellt dabei die Repräsentativität der Handelsbilanzen seiner „Stichprobe“ im Verhältnis zur Bilanzstatistik des Statistischen Reichsamts fest und leitet daraus die Möglichkeit ab, auch von den Steuerbilanzen der 111 Unternehmen auf die Gesamtheit der Industrieaktiengesellschaften (> 500 000 RM Aktienkapital) schlußfolgern zu können. Mittels Differenzierungen nach einzelnen Branchenaggregaten kann Spoerer nachweisen, daß die Rüstungsindustrie und die Produktionsgüterindustrie („strategische Güter“) zu den „Gewinnern“ zählten, während die Konsumgüterindustrie nicht in gleichem Maße an den rapide steigenden Gewinnmöglichkeiten teilhatte.

Spoerer sieht die Erklärung für die differenzierte Gewinnentwicklung während des „Dritten Reiches“ darin, daß sich Unternehmen „rüstungswirtschaftlich erwünschte Projekte, die sich privatwirtschaftlich nicht vertreten ließen“, vom nationalsozialistischen Staat durch Preis- und Abnahmegarantien und Sonderabschreibungsmöglichkeiten abkaufen ließen (S. 162). Das Verhältnis von NS-Staat und Privatwirtschaft sei keineswegs durch Zwang reguliert worden, sondern mit den „ungewöhnlich hohen Industriegewinnen“ habe ein erfolgreiches ökonomisches Anreizinstrument bestanden (S. 167). Spoerer ordnet daher innerhalb

der von Thamer gewählten Topoi „Verführung und Gewalt“ abschließend die Industriellen als „Verführte“ ein: „Was für Verwaltungsbeamte, Richter, Journalisten und Ärzte Karrierechancen waren, das waren für die Industriellen Gewinne“ (S. 170). Zwar habe das Regime die Machtmittel besessen, „die Unternehmen notfalls zu zwingen“ – so wird en passant die Frage nach dem „Primat der Politik“ oder dem „Primat der Wirtschaft“ entschieden, die in der Einleitung mit erkennbarer Sympathie für die Modelle „stille Teilhaberschaft“ (Barkai) und „Symbiose“ (Boelcke) noch offengehalten wurde –, „nur wäre dies wegen negativer Anreizeffekte letztlich der kostspieligere Weg gewesen“ (S. 167).

Beide Parteien, das NS-Regime wie die industriellen Aktiengesellschaften, erscheinen in dieser Interpretation als rational handelnde Wirtschaftssubjekte: das NS-Regime war ein Überpreis zahlender „Kunde“, der mit einem Sonderpreis qualitativ hochwertige Dienst- und Sachleistungen und einen guten „Service“ erwerben wollte; die Unternehmer waren ausschließlich von der Aussicht auf hohe Gewinne Getriebene. Pervertierte Angebots- und Nachfrageverhältnisse, weil der „Kunde“ es so wollte.¹ Die Erklärung ist so marktradikal einfach und überraschend, daß sie auf den ersten Blick besticht. Aber ist „Verführung“ wirklich eine hinreichende Kategorie, die Entscheidungen von Aktionären, Unternehmern und Unternehmen zu erklären?

Mit dieser Frage soll nicht suggeriert werden, ein kapitalistisches Unternehmen hätte, ein gewinnmaximierendes Handlungskalkül vorausgesetzt, die Wahl gehabt, sich an der Aufrüstung zu beteiligen. Ohne eine historische Erklärung der Situation, in der sich die Unternehmen befanden, kann diese Feststellung aber leicht apologetisch gewendet werden. Der Schlüssel für eine solche Erklärung scheint in der Weimarer Republik zu liegen. Hier gilt es noch immer, einerseits die *politics* der einzelnen Unternehmen zu analysieren und die Frage nach einem anderen als dem eingeschlagenen, auf der Grundstoff- und Produktionsgüterindustrie basierenden wirtschaftlichen Wachstumsmodell zu stellen. Antworten gibt es bislang noch wenige. Andererseits ist aber – ebenfalls noch immer – das wirtschaftliche und politische Verhalten der Unternehmer zu untersuchen, um entscheiden zu können, ob sie wirklich „Verführte“ waren. Zumindest bei den Schwerindustriellen sind Zweifel nicht unberechtigt: die geheime Aufrüstung bei Krupp, die regelmäßigen Kontakte zwischen dem Führungspersonal der Vereinigten Stahlwerke und

der Reichswehrführung, die revanchistischen Proklamationen und anderes mehr legen nicht die Vermutung nahe, daß „Verführung“ notwendig war, sich an der Aufrüstung zu beteiligen.² Es sollte auch nicht vergessen werden, daß jeder einzelne Unternehmer und Aktionär sich entscheiden konnte, an der Rüstungskonjunktur teilhaben zu wollen oder nicht beziehungsweise für welchen Preis und zu welchem Zweck Geld zu Kapital werden sollte.

Spoerers Verdienst ist es, nochmals darauf hinzuweisen, daß diese Wahl für einen „reinen Kapitalisten“, der seine marktwirtschaftliche Funktion ausübte und nach der höchsten Rendite strebte, nicht bestand. Und die Analyse ist ein überzeugendes Argument dafür, daß der Nationalsozialismus die kapitalistische Marktwirtschaft nicht durch eine neue ökonomische Regulierungsform ablösen mußte, um seine Ziele zu erreichen. Darüber hinaus besteht nun erstens mehr Gewißheit über die außergewöhnlich hohen Gewinne der deutschen Industrieaktiengesellschaften zwischen 1934 und 1941, zweitens über die Aussagekraft von Unternehmens- und Steuerbilanzen, drittens über einige der Steuerungsmechanismen der NS-Wirtschaft. Das ist sehr viel.

- 1 *Ganz im Sinne des von Marx zitierten Diktums über die vom Profit abhängige Moralität des Kapitals: „Zehn Prozent sicher, und man kann es überall anwenden; [...] 50 Prozent, positiv waghalsig; für 100 Prozent stampft es alle menschlichen Gesetze unter seinen Fuß; 300 Prozent, und es existiert kein Verbrechen, das es nicht riskiert, selbst auf Gefahr des Galgens [...] Beweis: Schmuggel und Sklavenhandel.“ Thomas Joseph Dunning, *Trades' Unions and strikes: Their philosophy and intention*, London 1860, S. 35 f., zitiert nach: Karl Marx, *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band*, Berlin (DDR) 1962 (= MEW, Bd. 23), S. 788.*
- 2 *Auf die Differenz zwischen Unternehmen und Unternehmern hat bereits Werner Plumpe hingewiesen – allerdings mit anderen Schlußfolgerungen.*

Alfred Reckendrees

GREISER, Gerd: **Wahrheit als Waffe. Politik und Medien der SPD im Kampf gegen die Hitler-Diktatur** (= Kommunikation: Forschung und Lehre, Bd. 8). – Münster: LIT Verlag 1996. 348 S.

„Wahrheit“ war das Schlüsselwort des politischen Widerstands der SPD gegen den Nationalsozialismus, und er beinhaltete zuerst und vor allem die publizistische Tätigkeit. „Wahrheitsoffensive“ nannte man den Kampf mit Periodika und Flugblättern, teilweise auch mittels des neuen Mediums Radio, hinter dem die Überlegung stand, daß gegen Lüge und propagandistische Verzerrung des Nationalsozialismus einzig die „Wahrheit“ Erfolg habe. Zu diesem zentralen Aspekt des Widerstandes gegen den NS-Staat wurde 1996 die vier Jahre zuvor entstandene Dissertation Gerd Greisers veröffentlicht.

Greiser behandelt bis auf eine kurze Einführung zur Ausgangssituation der SPD vor der NS-Machtübernahme den Zeitraum zwischen 1933 und 1940, als sich das sozialdemokratische Exil zunächst bis 1938 in der Tschechoslowakei, dann in Frankreich aufhielt und von hier aus die publizistische Arbeit organisierte. Die Publizistik dieser Jahre bestand vor allem in der Herausgabe des „Neuen Vorwärts“, der „Sozialistischen Aktion“, der „Zeitschrift für Sozialismus“ und der bekannten „Deutschland-Berichte“. Ausgewertet wurden von Greiser überdies die einschlägigen Sopade-Unterlagen aus dem Bonner SPD-Archiv und dem Internationalen Institut für Sozialgeschichte Amsterdam sowie die Akten des Auswärtigen Amtes im Bundesarchiv.

Das Hauptinteresse der Arbeit richtet sich auf zwei Fragen: zum einen, auf welche Weise diese Periodika entstanden und mit welcher Zielrichtung sie verbreitet wurden, zum anderen, welche Einflüsse zur Veränderung der „Wahrheitsoffensive“ führten.

Für die Beantwortung des ersten Fragekomplexes setzt Greiser sehr grundsätzlich an. Er beschreibt ausführlich die schwierigen Exilbedingungen und den mühseligen Aufbau des Sopade-Publikationsapparates, die Probleme mit der Gestapo und den Spitzeln sowie die äußerst schwierigen Finanzierungsprobleme. Einen großen Abschnitt bildet die Darstellung des Systems der Grenzsekretariate, für deren Funktionieren der akribisch und sehr erfolgreich bis 1940 wirkende Erich Rinner verantwortlich zeichnete.

Für den zweiten Fragekomplex, die Frage nach den Einflüssen auf die Publikationsarbeit, untersucht Greiser vorrangig die internen Auseinander-

setzungen, so vor allem die Querelen mit den zunächst von der Sopade finanzierten Linkssozialisten aus der Gruppe Neu Beginnen, die 1934/35 ihren Höhepunkt erreichten, sowie den Geyer-Rinner-Konflikt 1938, in dem es faktisch um die Konkurrenz zwischen dem „Neuen Vorwärts“ und den „Deutschland-Berichten“ ging.

Leider bleibt Greiser, gerade was die internen Konflikte zwischen Sopade und Neu Beginnen angeht, in denen es immer um viel Geld, aber nicht zuletzt auch um den „richtigen“ Weg des Widerstandes gegen den Nationalsozialismus ging, doch eher an der Oberfläche, und er verschenkt damit einen wesentlichen Aspekt des sehr interessanten Themas. Dies liegt partiell daran, daß Teile der Geschichte der Exilpublizistik einfach ausgeblendet werden. So bleibt beispielsweise einer der wichtigsten und erfolgreichsten Grenzsekretäre, Waldeemar von Knoeringen, in der Arbeit so gut wie unerwähnt. Dies ist um so bedauerlicher als gerade er in seiner Doppelfunktion als Grenzsekretär für die Sopade und Neu Beginnen entscheidenden Anteil an den inneren Konflikten des sozialistischen Exils hatte. Im Grunde verwundert dies um so mehr, als gerade für Knoeringen 1989 eine umfangreiche Biographie vorgelegt wurde. Auch insgesamt zeigt die Arbeit, was den Rückgriff auf die vorhandenen Forschungsergebnisse angeht, deutliche Schwächen: Greiser stützt sich vor allem auf die Literatur, die bis Mitte der achtziger Jahre zum Thema vorgelegt wurde. Mittlerweile sind einige der von Greiser heftig beklagten fortdauernden Lücken der Forschung zur Publizistik des politischen Exils (S. 18) zumindest teilweise geschlossen worden. So bleibt ein zwiespältiger Eindruck von dieser Arbeit zurück.

Bernd Stöver

MOMMSEN, Hans, und Manfred GRIEGER: **Das Volkswagenwerk und seine Arbeiter im Dritten Reich.** – Düsseldorf: Econ Verlag 1996. 1055 S.

Lange erwartet, liegt seit Ende 1996 der beachtliche Ertrag eines außergewöhnlich gut ausgestatteten, zehn Jahre zuvor in Angriff genommenen Forschungsprojekts zum Volkswagenwerk im „Dritten Reich“ vor. Die wie aus einem Guß von Hans Mommsen und Manfred Grieger verfaßte Studie läßt den komplexen arbeitsteiligen Forschungsprozeß der großen Zahl von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, von Hilfskräften und Zuträgern, auf dem sie basiert, nur noch errahnen.

„Das Volkswagenwerk und seine Arbeiter“ ist stärker von der faktenreichen historischen Erzählung bestimmt als von analytischen oder methodisch-theoretischen Erwägungen, die gleichwohl implizit der Studie unterliegen. Sie basiert auf den bekannten Thesen Hans Mommsens über die polykratische Herrschaftsstruktur des NS-Regimes und über den Nationalsozialismus als „vorge-täuschte Modernisierung“. Die Geschichte des Volkswagenwerks kann als überzeugender Beleg für diese Thesen gelesen werden. Jedes der insgesamt elf Kapitel des voluminösen Bandes ist voller interessanter und in der Regel neuer Details. Dies gilt auch für technikhistorische Aspekte (besonders für die Flugzeugteilefertigung und die Produktion des Kübelwagens) oder für die Architektur des Werkes. Die Stärke der Untersuchung liegt in der gelungenen Darstellung der Verschränkung von objektiven Bedingungen der Kriegssituation, von rüstungspolitischen Entscheidungen und Investitionsinteressen der Geschäftsführung des Unternehmens. Wer immer sich mit Unternehmen in der deutschen Kriegswirtschaft beschäftigt, wird hier reich bedient.

Detailliert schildern Mommsen und Grieger die vielschichtigen Aushandlungsprozesse und Interessenkonflikte, die 1937 in die Entscheidung über den Bau des Volkswagenwerks durch die Deutsche Arbeitsfront (DAF) mündeten. Sie führen den Nachweis, daß rüstungspolitische Erwägungen nicht entscheidend für das Gesamtprojekt waren, sondern eine Gemengelage aus propagandistischen Motiven, dem ausgeprägten Technizismus Adolf Hitlers, der energischen Verfolgung der Idee durch den Konstrukteur Ferdinand Porsche, den industriellen Widersprüchen innerhalb der Automobilindustrie und dem Profilierungsinteresse des Leiters der DAF, Robert Ley. Die Finanzierung des Werkes und der Produktion des „für die breite Masse bestimmten billigen Wagens“ (F. Porsche, 1930) war noch bei der Grundsteinlegung des Werkes in Fallersleben („Stadt des KdF-Wagens“, heute: Wolfsburg) am 26. Mai 1938 völlig unklar. Für den gleichzeitigen Neubau von Fabrik und Stadt fehlten alle erforderlichen Ressourcen. Das Werk stand nicht nur in Konkurrenz zu den benachbarten, ebenfalls im Bau befindlichen Reichswerken Hermann Göring. Bereits vor Kriegsbeginn stockten die Materiallieferungen, weil Baumaterialien, Maschinen und Arbeitskräfte immer wieder kurzfristig in Rüstungsprojekte abgezogen wurden. Grundsätzlich bestand dieses Problem während der gesamten Kriegszeit. Das Volkswagenwerk besaß in der Industriepolitik des Reiches

keine Priorität und bis zum Winter 1941/42 auch für die Kriegswirtschaft nicht. Es war zu dieser Zeit ein „Luxusspielzeug“ (S. 34) Adolf Hitlers.

Die Fabrikanlage und das Unternehmenskonzept orientierten sich am Vorbild der amerikanischen Fordwerke. Das deutsche „River Rouge“ am Mittellandkanal sah die Massenproduktion des KdF-Wagens in einer modernen, auf Serienfertigung basierenden, effizienten Fabrik vor. Die verschiedenen Ausbaustufen des Werkes zielten bereits für 1944 auf die gigantische Jahresproduktion von 450 000 Stück. Doch von der Gründung bis zum Kriegsende erreichte die gesamte Kfz-Produktion des Werkes nicht einmal 15 Prozent dieser Stückzahl.

In den ersten Kriegsjahren hielt sich das „modernste Automobilwerk der Welt“ (sic!) als Fertigungsbetrieb für Flugzeugteile und Serienhersteller von sogenannten OT-Öfen (nach der Organisation Todt benannte Einfachstöfen für das Heer) über Wasser. Es drohte, befinden die Autoren, „zu einem Lumpensammlerbetrieb der Rüstungsproduktion abzusinken“ (S. 382). Die Umwandlung des Unternehmens zu einem kriegswichtigen und mit Priorität bedachten Betrieb erfolgte schrittweise bis 1943, obschon die Porsche KG, die Forschungs- und Entwicklungsgesellschaft für Volkswagen, bereits ab 1938/39 an militärischen Versionen des KdF-Wagens laborierte (Kübelwagen) und auch in der Panzerkonstruktion tätig war. Den Geschäftsführern des Volkswagenwerks Ferdinand Porsche, Anton Piëch (ab 1942) und Bodo Laffrentz gelang es in dieser Zeit, so interpretieren Grieger und Mommsen, im „Windschatten“ der Rüstungsproduktion die nominelle Unabhängigkeit und die Existenz des Werkes zu sichern, seine Stammebelegschaft zu erhalten und den Werksaufbau fortzusetzen (S. 37).

Die Ausländerbeschäftigung im Volkswagenwerk begann bereits im Herbst 1938 mit italienischen Bauarbeitern. Während des Krieges warb das „Gefolgschaftsamt“ des Werkes, der Okkupationspolitik des Deutschen Reiches folgend, vor allem dänische, aber auch holländische und belgische Arbeiter an. Ab Januar 1941 setzte Volkswagen als erstes Industrieunternehmen Militärstrafgefangene in der Rüstungsproduktion ein. Dies bedeutete den Übergang von der Ausländerbeschäftigung zur auf Zwangsarbeit basierenden Produktion.

Zwangsarbeit war bei der Geschäftsführung ebensowenig mit moralischen Bedenken verbunden wie die Ausbeutung von KZ-Häftlingen, die auf Antrag des Werkes seit Anfang 1942 in der

Produktion eingesetzt wurden. Mit dem Übergang zur Serienfertigung von Kübelwagen vollzog sich im Winter 1941/42 eine Wendung zur Massenbeschäftigung von Kriegsgefangenen und gewaltsam deportierten Zwangsarbeitern vor allem aus der Sowjetunion und Polen, ab 1943 auch aus Frankreich und den Niederlanden, sowie italienischen Militärinternierten. Die ausländischen (Zwangs-) Arbeiter machten 1944 – ohne Berücksichtigung der KZ-Häftlinge – über 65 Prozent der insgesamt 17365 Beschäftigten aus. Die Deutschen stellten nur noch Verwaltungspersonal, Ingenieure, Meister, Vorarbeiter und Wachpersonal.

Die Autoren der Untersuchung schildern eindrucksvoll die elender werdenden Bedingungen, die kärglichen „Lebensverhältnisse“ und die Funktionsweise des umfassenden Repressions- und Strafsystems innerhalb der ausgedehnten Lagerstadt des Volkswagenwerks. Sie geben Auskunft über den Tagesablauf der Häftlinge, die Qualen bei der Arbeit und Appellen, die drakonischen Strafen bei den geringsten „Vergehen“, die Ernährungssituation, die geringen Freizeitmöglichkeiten und die Bemühungen der Zwangsarbeiter, ihr Leben zu bewahren. Insgesamt gewinnt man den Eindruck, als hätten bei Volkswagen trotz allem „günstigere“ Verhältnisse bestanden als beispielsweise bei Daimler-Benz. Dies gilt jedoch nicht mehr für das im Mai 1944 für das Volkswagenwerk errichtete Außenlager des KZ Neuengamme. In diesem Lager Laagberg wurden die Häftlinge mit den Worten begrüßt, sie seien „zum Sterben“ (S. 774) dort und zum Arbeiten.

Wie im Falle anderer Industrieunternehmen ging die Initiative zur Beschäftigung von Zwangsarbeitern und KZ-Häftlingen von der Geschäftsführung aus. Sie wollte ihre Produktionsanlagen um jeden Preis betreiben und ging dabei buchstäblich über Leichen. Die Werksleitung enthielt den Häftlingen sogar einen Teil ihrer kärglichen Nahrungsmittelrationen vor, um diese als Anreiz stiftende „Leistungsprämie“ zu vergeben. In den Kapiteln zur Zwangsarbeit sind eine Vielzahl interessanter Beobachtungen zu finden, beispielsweise zur Widerstandsbereitschaft unterschiedlicher Häftlingsgruppen, zur Solidarität unter den Häftlingen oder zum Bewachungspersonal, das keineswegs nur aus SS-Leuten bestand, sondern auch aus Wehrmachtangehörigen. Selbst die Meister und Vorarbeiter des Volkswagenwerks waren in das Repressionssystem eingebunden.

Für die Geschäftsführung, so kann die Motivanalyse der Autoren zusammengefaßt werden, diente der Einstieg in die Rüstungsproduktion,

die Beschäftigung von Zwangsarbeitern und KZ-Häftlingen der Sicherung einer künftigen zivilen Massenproduktion des Volkswagens. Um dieses Ziel zu erreichen, wurde das Werk während des Krieges ausgebaut und dabei die Rüstungsproduktion in Kauf genommen.

Dabei betonen die Autoren in ihrer Studie die Mitverantwortung von Porsche, Piëch und vielen anderen für den Tod Tausender Menschen, indirekt auch für die Verbrechen und Morde in den Lagern. Plausibel können sie zeigen, daß Porsche und Piëch keine nationalsozialistischen Überzeugungstäter waren. Dennoch ist diese Motivanalyse nicht völlig überzeugend, denn zumindest war das Volkswagenprojekt für beide auch ein einträgliches Geschäft.

„Das Volkswagenwerk und seine Arbeiter“ ist eine komplexe, die unterschiedlichen Ebenen des Unternehmens und seine Vorgeschichte sowie Teile seiner Nachkriegsgeschichte (1933–1948) einschließende Untersuchung, die gleichwohl mit besonderer Konsequenz die Lebens- und Arbeitsverhältnisse der „Fremd- und Zwangsarbeiter“ ins Blickfeld nimmt. Die 1986 von der Volkswagen AG in Auftrag gegebene Studie integriert wirtschafts-, technik-, sozial-, unternehmens-, politik- und militärhistorische Aspekte der Entwicklung, angefangen vom Gedanken der Volksmotorisierung über den Aufbau des Werkes und die Errichtung von Zwangsarbeiter- und Konzentrationslagern bis hin zur Untertageverlagerung der Produktionsanlagen zum Ende des Zweiten Weltkrieges und zur Unternehmenspolitik der britischen Besatzungsmacht. Die Umsetzung des anspruchsvollen Programms ist überzeugend und für die deutsche Unternehmensgeschichte bislang ohne Vorbild.

Das Ergebnis beeindruckt angesichts der bekannt prekären Quellen- und Archivlage um so mehr. Die insgesamt bestenfalls fragmentarische Überlieferung bei VW mußte durch sekundäre Quellen substituiert werden. Diese Leistung ermöglichten die günstigen personellen Voraussetzungen, die gestatteten, weltweit fast fünfzig Archive aufzusuchen und über einhundert Zeitzeugen zu befragen. Für einige Fragen liegen zudem seit den 1980er Jahren maßgebliche Forschungsergebnisse vor.¹ Dies soll jedoch die Leistung der Autoren nicht schmälern, denen es gelungen ist, die oft weit verstreuten Informationen über dieses Werk in aufwendiger Kleinarbeit zu einem insgesamt sehr klaren Bild zusammenzusetzen.

Nur die ökonomische Seite des Unternehmens bleibt, vielleicht mangels Materials, leider weitgehend konturlos.

¹ Besonders: Klaus-Jörg Siegfried, *Rüstungsproduktion und Zwangsarbeit im Volkswagenwerk 1939 bis 1945. Eine Dokumentation*, Frankfurt a. M. 1986, und ders., *Das Leben der Zwangsarbeiter im Volkswagenwerk 1939–1945*, Frankfurt a. M. 1988.

Alfred Reckendrees

MECHLER, Rolf-Dieter: **Kriegsalltag an der „Heimatfront“.** Das Sondergericht Hannover im Einsatz gegen „Rundfunkverbrecher“, „Schwarzschlachter“, „Volksschädlinge“ und andere „Straftäter“ 1939 bis 1945 (= Hannoversche Studien, Schriftenreihe des Stadtarchivs Hannover, Bd. 4). – Hannover: Hahnsche Buchhandlung 1997. 296 S.

Die Arbeit über die Gesamttätigkeit des Sondergerichts Hannover 1939–1945, entstanden als Dissertation an der Fakultät für Geistes- und Sozialwissenschaften der Universität Hannover, hat den großen Vorzug, daß damit eine empirische Darstellung aufgrund eines uneingeschränkten Zugangs zum Aktenbestand vorgelegt wird. Sie reiht sich ein in die inzwischen vor allem seit den achtziger Jahren vorliegenden Arbeiten zur regionalen Sondergerichtsforschung.¹ Es handelt sich um eine Quellenarbeit aufgrund eines großen, teils vollständigen, teils rekonstruierbaren Aktenbestandes sowie anhand der bis vor kurzem noch in der Verfügung der USA befindlichen Personaldokumente.

Die Sondergerichte waren Teil des Maßnahmenstaates, mit dem das Ziel der „inneren Feindbekämpfung“ auf der Grundlage einer legalistischen, nur scheinbar rechtsstaatlichen, in Wahrheit weitgehend willkürlichen Rechtspraxis verfolgt wurde. Mit der sehr konkreten, die handelnden Personen nicht aussparenden, sondern ausdrücklich nennenden Darstellung wird – wie schon in anderen Untersuchungen – die Fraenkelsche Doppelstaatstheorie eindrucksvoll bestätigt. Da sich das Sondergericht Hannover während der Kriegsjahre mit etwa 3000 Urteilen, davon 210 Todesurteile, als Sondergericht für den gesamten OLG-Bezirk unter der Aufsicht des OLG Celle befand, stellt die Untersuchung zugleich einen bemerkenswerten Beitrag zur Geschichte des OLG Celle im „Dritten Reich“ dar. Der Verfasser kann die noch in den achtziger Jahren in anderen historischen Darstellungen deutliche Exkulpationstendenz gründlich und überzeugend aufzeigen (vgl. S. 25, S. 267 f.) und die Sondergerichtsbarkeit als

ein nicht etwa instrumentalisiertes, sondern originäres Element des NS-Terrorregimes darstellen, dessen Angehörige sich durchweg im Einklang mit der NS-Ideologie befanden. Dabei blieb die richterliche Unabhängigkeit formal bestehen, sie konnte auch in der Praxis beansprucht werden, auch wenn Einwirkungen auf die „unabhängige“ Justiz durch Vor- und Nachschau, Rundverfügungen des Justizministeriums, Richterbriefe u. a. auf die „Panzertruppe der Rechtspflege“, die „Standgerichte der inneren Front“, trotz der weitgehenden Konformität der Justiz mit dem Regime gleichwohl an der Tagesordnung waren.

Die nachgewiesenen Spielräume auch der Sondergerichtsbarkeit wurden allerdings eben wegen der ideologischen Identität mit den staatlichen Anforderungen nicht zugunsten der Angeklagten ausgenutzt, sondern zur Verschärfung der Strafen, die, soweit statistisch feststellbar, jedenfalls erheblich über den Strafen nach der Reichskriminalstatistik lagen (S. 163). Bei den Strafen kamen im übrigen auch Zuchthausstrafen faktisch einem Todesurteil gleich, weil die Zahl der in der Haft Verstorbenen ungewöhnlich hoch war (vgl. S. 201). Als ein Ergebnis ist auch festzuhalten, daß ausländische Angeklagte durchweg strenger bestraft wurden als deutsche. Daß es, etwa durch falsche oder frisierte Sachverständigengutachten, möglich war, Angeklagte zu retten, läßt sich den Akten andeutungsweise entnehmen. Eine systematische Untersuchung der Rolle der psychiatrischen Gutachter in derartigen Verfahren ist ein Desiderat.

Mechlers Kritik an der Bewältigung der NS-Justiz in der Bundesrepublik Deutschland mündet in der berechtigten Forderung nach Aufhebung aller Urteile und – auch posthume – Rehabilitierung der Verurteilten (S. 13 ff., S. 267 ff., S. 269).

Sein Überblick über Forschungsansätze nach dem Zweiten Weltkrieg hätte es gerade bei den politikwissenschaftlichen und empirisch-historischen Perspektiven des Verfassers verdient, intensiver in die vergangenheitspolitische Gesetzgebung und „Obsession“ (Norbert Frei) eingebettet zu werden, die u. a. durch die Straffreiheitsgesetze von 1949 und 1954 und die gesamte „Vergangenheitspolitik“ markiert wird.² In diesen Kontext hätte auch z. B. die Einbeziehung von Godau-Schüttkes Arbeit über die „Renazifizierung“ der Schleswig-Holsteinischen Justiz nach 1945 gehört. In ihr wird auch ein ganz zentraler und wichtiger Beitrag zur Geschichte der Sondergerichte – hier Kiel – und zur „Vergangenheitsbewältigung“ geleistet.³ Gewiß ist an eine solche grundlegende, schon nach dem tatsächlichen Befund außerordentlich

ertragreiche Arbeit nicht der Anspruch zu stellen, daß sie – der Verfasser beugt hier selbst schon vor (S. 26) – einen rechtstheoretischen Ansatz verfolgen oder einen Beitrag zur Faschismustheorie leisten wolle (auch wenn sie ersichtlich auf bestimmten theoretischen Prämissen aufbaut). Gleichwohl hätte es wenigstens nahegelegen, gegenüber einer totalitarismustheoretischen Geschichtsforschung in einem breiteren Vergleich oder Resümee etwa auf die Ergebnisse der Forschung zur allgemeinen NS-Straf- und zur NS-Militärjustiz einzugehen, um – zum Beispiel – darzustellen, in welcher Weise die heutigen Ergebnisse der Justizforschung – gegenüber früheren Versäumnissen – die Erkenntnis bestätigen, inwieweit der Nationalsozialismus gesellschaftlich verankert und von den auch nach 1945 wieder aktiven Funktionseliten getragen war. Von der insoweit auch schon sehr vielfältig vorliegenden historischen, rechtshistorischen und juristischen Literatur, von der ausweislich Literaturverzeichnis und Anmerkungsapparat vielleicht doch ein allzu selektiver Gebrauch gemacht worden ist, mögen beispielhaft nur die Arbeiten von Manfred Messerschmidt und Fritz Wüllner genannt werden.⁴

Mechlers Darstellung behandelt die Verfolgungsmaßnahmen des Sondergerichts auf der Grundlage der sog. Reichstagsbrandverordnung von 1933 bzw. des sog. Heimtückegesetzes von 1934, der Kriegsstraßengesetze wie die „Kriegswirtschafts-“, die „Volksschädlings-“, die „Wehrkraftschutz-“, die „Rundfunk-“, die „Gewaltverbrecher-“ sowie die „Polen- und Judenstraßrechtsverordnung“. Der Autor einer Arbeit, die Erkenntnisse über Alltags- und Rechtswirklichkeit des „Dritten Reiches“ vermittelt, kann freilich, wenn er seinen eigenen Ansprüchen gerecht werden möchte, mindestens bei der Darstellung der Juden- und Polen-Straßrechtsverordnung und der einschlägigen Rechtsprechung des Sondergerichts schwerlich ganz auf die grundlegende Arbeit von Diemut Majer verzichten, die sich auch mit der Sondergerichtsrechtsprechung im Reichsgebiet, allerdings überwiegend mit der entsprechenden Judikatur in den Ostgebieten und im Generalgouvernements, befaßt.⁵ In notwendigerweise kursorischen Überblicken ist die NS-Straßjustiz, auch im Vergleich, in ihren Kontinuitäten, Modellvorstellungen und historischen Bedingungen, wie sie auch in Mechlers Arbeit anschaulich Kontur gewinnen, schon früher dargestellt worden.⁶ Die Vermischung von „Normalität und Terror“, die Funktionsfähigkeit des Regimes psychologisch und materiellrechtlich durch die gegenseitige Stütze von

„normalem“ und terroristischem Recht konstituierend und aufrechterhaltend, wird hier einmal mehr deutlich.⁷ Die Sondergerichtsrechtsprechung steht in der Linie der mit den zahlreichen Änderungen von Recht und Verfahren ersichtlich veränderten politischen Funktion des Strafrechts und der politischen Justiz überhaupt.⁸ Sie hat, wie Strafrecht und Strafpraxis überhaupt, „das Gewaltssystem mit einem Schutzwall umgeben“ und ein „ungeheures Blutbad anrichtet“.⁹

Eine moderne historische und rechtshistorische Erforschung der Justiz im Nationalsozialismus reflektiert stets implizit oder explizit Aporien der rechtsgeschichtlichen Forschung zum Nationalsozialismus, die auch in Mechlers Arbeit kritisch betrachtet werden. Mit ihrem reichen, empirisch sehr gut aufgearbeiteten Material führt sie weitaus näher als viele frühere Arbeiten an die individuelle geschichtliche Wirklichkeit heran. Sie vermag so einen grundsätzlich sehr interessanten Beitrag zur Schließung von Forschungslücken zu leisten. Damit wird eine weitere Differenzierung zwischen den Gebieten der Justiz und der Gesetzgebung möglich, die schneller und mit je höheren politischen Geltungsansprüchen und Durchsetzungseffekten dem Strukturprinzip im Nationalsozialismus, der Parallelität von „Normalität“ und Terror, entsprachen.

Militärstrafrechtler Erich Schwinge. Ein deutsches Juristenleben, Hamburg 1989.

- 5 Diemut Majer, „Fremdvölkische“ im Dritten Reich. Ein Beitrag zur nationalsozialistischen Rechtssetzung und Rechtspraxis in Verwaltung und Justiz unter besonderer Berücksichtigung der eingegliederten Ostgebiete und des Generalgouvernements, Boppard a. Rh. 1981.
- 6 Vgl. dazu die von Mechler zitierten Spezialarbeiten S. 20 ff. und dazu auch die von ihm nicht erwähnte, hier nur als ein Beispiel zu nennende Arbeit von Hinrich Rüping, *Zur Praxis der Strafjustiz im „Dritten Reich“*, in: *Recht und Justiz im „Dritten Reich“*. Hrsg. von Ralf Dreier und Wolfgang Sellert, Frankfurt a. M. 1989, S. 180, sowie andere Studien in diesem Sammelband. In weiteren meiner Anmerkungen sind einige von Mechler nicht berücksichtigte, neuere und ältere Studien erwähnt.
- 7 Vgl. Michael Stolleis, *Recht im Unrecht. Studien zur Rechtsgeschichte des Nationalsozialismus*, Frankfurt a. M. 1994, insbesondere S. 233 ff. und S. 240 f.
- 8 Vgl. dazu schon Otto Kirchheimer, *Politische Justiz*, Frankfurt a. M. 1981 (engl. Ausgabe 1961).
- 9 Günter Gribbohm, *Nationalsozialismus und Strafrechtspraxis – Versuch einer Bilanz*, in: *NJW* 1988, S. 2842.

- 1 Die Übersicht über die Sondergerichtsforschung (S. 20 ff.) ist allerdings nicht ganz vollständig.
- 2 Vgl. dazu Norbert Frei, *Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit*, München 1996.
- 3 Klaus-Detlev Godau-Schüttke, *Ich habe nur dem Recht gedient. Die „Renazifizierung“ der Schleswig-Holsteinischen Justiz nach 1945*, Baden-Baden 1993.
- 4 Vgl. etwa Manfred Messerschmidt und Fritz Wüllner, *Die Wehrmachtjustiz im Dienste des Nationalsozialismus. Zerstörung einer Legende*, 1987; Fritz Wüllner, *Die NS-Militärjustiz und das Elend der Geschichtsschreibung. Ein grundlegender Forschungsbericht*, 2. Aufl. 1997. Wüllner hat (insoweit Mechler vergleichbar) in seinen bahnbrechenden empirischen Arbeiten wohl als erster fundiert mit den Mitteln richtig angewandter und interpretierter Statistik mit vielen Legenden über die NS-Justiz aufgeräumt. So hätte eine Einbeziehung nahegelegen, zumal Wüllner sich auch mit der Rolle Erich Schwinges in Justiz und Forschung vor und nach 1945 auseinandersetzt. Mechler zitiert zu Schwinge nur Detlef Garbe, „In jedem Einzelfall ... bis zur Todesstrafe“. Der

Albrecht Götz von Olenhusen

Amerikanisierung und Sowjetisierung in Deutschland 1945–1970. Hrsg. von Konrad JARAUSCH und Hannes SIEGRIST. – Frankfurt a. M. und New York: Campus Verlag 1997. 411 S.

Wie die Herausgeber in ihrer Einleitung feststellen, versuchen die Autoren des vorliegenden Bandes „erstmal, die Prozesse der Amerikanisierung und Sowjetisierung gemeinsam zu behandeln“ (S. 20). In vergleichender und beziehungsgeschichtlicher Perspektive werden in dem Band sowohl „die Absichten, Maßnahmen, Strategien und Ziele der Amerikaner und der Sowjetunion untersucht“, wie auch „die politische, soziale und kulturelle Praxis der Deutschen im Umgang“ (S. 13) mit Amerika und der Sowjetunion und ihren jeweiligen Einflüssen beleuchtet wird. Der Band gliedert sich in drei Abschnitte: 1. „Politik und Verwaltung“ (Beiträge von H.-J. Rupieper, J. Danyel, M. Lemke, M. Kaiser), 2. „Wirtschaft, Betriebe und Konsum“ (Beiträge von P. Erker, H. G. Schröter, S. Merl,

A. Bauerkämper) und 3. „Gesellschaft, Generation und Geschlecht“ (Beiträge von K. Maase, G.-F. Budde, U. G. Poiger, E. Badstübner-Peters, M. Ermarth, S. Barck, S. Lokatis, D. Haufler).

Zwar weisen die Herausgeber in ihrer problembezogenen und Forschungsanstöße gebenden Einleitung selbst darauf hin, daß der gegenwärtige Forschungsstand zur Amerikanisierung und Sowjetisierung „eine deutliche Asymmetrie“ zugunsten der Erkenntnisse über die „Amerikanisierung“ aufweist, aber sosehr der methodische Ansatz der Herausgeber auch zu begrüßen ist, der Band selbst kann diese „Asymmetrie“ kaum abbauen helfen. Das hat zwei Gründe: Erstens betreten die meisten Autorinnen und Autoren, die den Prozeß der „Amerikanisierung“ in Westdeutschland behandeln, kaum Neuland. Ihre Ausführungen sind meistens schon aus anderen Publikationen bekannt. Ähnlich verhält es sich zweitens bei jenen Beiträgen, in denen der Prozeß der „Sowjetisierung“ betrachtet wird. Auch hier haben die Autoren ihre ähnlich gelagerten Überlegungen meistens schon an anderer Stelle publiziert. Hinzu kommt, daß aus dieser Rubrik wenigstens zwei Beiträge (Jürgen Danyel über „Politische Rituale als Sowjetimporte“ und Stephan Merl über die „Sowjetisierung in der Welt des Konsums“) eher essayistischen Charakter tragen und kaum auf eigenen intensiven und vor allem empirisch abgesicherten Forschungen zum speziellen Thema beruhen. Bei Merl fällt zudem auf, daß er wichtige, neuere Werke offenbar nicht zur Kenntnis genommen hat. Aber damit ist ein prinzipielles Dilemma in der gegenwärtigen Historischen Kommunismusforschung angesprochen: die Rezeption der neueren, aber oft genug auch der älteren Forschung läßt häufig sehr zu wünschen übrig.

Der von den Herausgebern geweckten Erwartung, einen Vergleich von Amerikanisierungs- und Sowjetisierungsprozessen anzustreben, kommen in dem Band von den insgesamt 17 Beiträgen eigentlich nur vier nahe: Harm G. Schröter untersucht den amerikanischen und den sowjetischen Einfluß auf die deutschen Betriebe 1945 bis 1975, Arnd Bauerkämper geht dieser Frage anhand der Landwirtschaft nach, Gunilla-Friederike Budde vergleicht die Frauenbilder in den deutschen Nachkriegsgesellschaften, und Uta G. Poiger analysiert in ihrem sehr lesenswerten Beitrag die Einflüsse der Besatzungsmächte auf die Jugendkulturen im Nachkriegsdeutschland.

Insgesamt vermag der Band wichtige und vielfältige Anregungen für weitere Forschungen zu geben, auch wenn die selbst gesteckten Erwartungen

nur in wenigen Beiträgen eingelöst werden. Vor allem den Herausgebern kommt das Verdienst zu, mit diesem Band den oftmals als „Kampfbegriff“ gehandelten „Sowjetisierungs-Begriff“ für die historische und sozialwissenschaftliche Forschung handhabbar und „salonfähig“ gemacht zu haben. Daß bei diesem ersten Versuch mehr Fragen als Antworten aufkommen, kann für den Forschungsprozeß nur nützlich sein. Es bleibt zu hoffen, daß die Forschung diesen Band auch tatsächlich als eine Herausforderung begreift.

Ilko-Sascha Kowaleczuk

WAGNER, Beate: **Jugendliche Lebenswelten nach 1945. Sozialistische Jugendarbeit zwischen Selbstdeutung und Reeducation.** – Opladen: Leske + Budrich 1995. 234 S.

Am Beispiel des SPD-orientierten Jugendverbandes „Die Falken“ untersucht Beate Wagner die Chancen der organisierten Jugendarbeit nach dem Ende der nationalsozialistischen Herrschaft. Damals hatte es die sozialistische Jugendarbeit mit einer nachgewachsenen Generation zu tun, die als „instrumentalisiert und mißbraucht“ (S. 9) bezeichnet wird.

Die Lösung der Aufgabe ist durch folgende Probleme erschwert: „Verschiedene Zugänge und Perspektivenwechsel, unterschiedliche Methoden und Quellenarten sind notwendig, um Mosaiksteine für das zusammenzutragen, was sich als ein Beitrag zu einer mentalitätshistorisch orientierten Sozialgeschichte eines Ausschnitts der jüngeren Vergangenheit versteht“ (S. 10).

Die Verfasserin geht bei ihren Betrachtungen des jugendlichen Nachkriegslebens davon aus, daß geistiges Klima, Wert- und Normvorstellungen, Sozialisationsbedingungen und Einstellungsmuster, Lebens- und Arbeitskonzepte sowie Selbst- und Fremdbilder konstituierende Bedingungen organisierter Jugendarbeit sind. Sie setzt sich kritisch mit Ergebnissen der sozialwissenschaftlichen Jugendforschung auseinander, die der Jugend eine weit verbreitete politische Abstinenz unterstellt und einen Hang zur Privatisierung und Individualisierung als Folge einer „überstrapazierten Inbesitznahme“ (S. 82) durch den Nationalsozialismus konstatiert. Zwei zeitgenössische Schlüsselbegriffe beschreiben die Rahmenbedingungen des Jugendlebens nach 1945: „jugendliche Verwahrlosung“ und „Jugendkriminalität“. An dieser Misere

knüpfen die Versuche der „Falken“ an, der Entpolitisierung entgegenzuwirken.

Nach den „Betrachtungen über jugendliches Nachkriegsleben“ und der Behandlung der von den Alliierten gesetzten Rahmenbedingungen wird der Versuch einer Rekonstruktion der sozialistischen Jugendarbeit unternommen. Er basiert auf bereits vorliegenden Untersuchungen und Interviews mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen. Die entstandene Vielfalt lokaler Initiativen wird mit beispielhaften Verweisen auf die britische, französische und amerikanische Besatzungszone angesprochen und in die drei Phasen der Rekonstruktion 1945/46, Konsolidierung 1946–1948 und Differenzierung 1948–1951 aufgegliedert.

In allen Besatzungszonen entstanden „Keimzellen der sozialistischen Jugendbewegung“ (S. 132), in denen sich die Traditionslinien der sozialistischen Jugendarbeit und der Kinderfreundebewegung zu einer einheitlichen Jugendorganisation verbanden. In diesem Prozeß zeigte sich ein überlieferter Dauerkonflikt: Der gegenüber der Sozialdemokratischen Partei eingeforderten jugendlichen Autonomie – vertreten durch erwachsene Funktionärinnen und Funktionäre – und der Forderung nach entsprechender Anerkennung der Nachwuchsförderung auf der einen Seite standen die mit der politischen Einbindung in die sozialdemokratische Arbeiterbewegung verbundenen politischen wie persönlichen Rücksichtnahmen gegenüber.

Mehrere Motive für den Beitritt zu den „Falken“ sind herausgearbeitet worden: Für die Gruppe der Kinder und Jugendlichen aus sozialistischen/sozialdemokratischen Elternhäusern war es eine Selbstverständlichkeit, ein hoher Prozentsatz kam wegen des Freizeitangebots und der guten Verpflegung, und eine dritte Gruppe rekrutierte sich aus Jugendlichen, die nach den Erlebnissen in der Zeit des Nationalsozialismus eine neue Orientierung suchten.

Initiiert und getragen wurde die Kinder- und Jugendarbeit oft von erfahrenen Frauen und Männern, die an die Weimarer Zeit anknüpfen, eine weitere Gruppe bildeten die Mitglieder aus der Zeit vor 1933 und schließlich die aus sozialistischen Elternhäusern stammenden Junghelferinnen und Junghelfer.

In der Diskussion zum programmatischen Selbstverständnis wurde um Begriffe wie „Klassenkampf“, „Gesellschaftskampf“ und „sozialistische Erziehung“ gerungen. Einen bezeichnenden Ausdruck fand der Konflikt zwischen „Traditionalisten“ und „Modernisierern“ im Streit um das

Tragen der blauen Kluft, die für die Älteren Symbol einer guten Tradition und die Jüngeren eine unzeitgemäße Reminiszenz bedeutete.

Die zentralen Thesen zur Bestimmung jugendlicher Lebenswelten sind: 1. Die Jugendgeneration der Geburtsjahrgänge 1921 bis 1929 hat „keine Folie für ein neues Demokratieverständnis“ (S. 11) vorgefunden. 2. Die sozialistische Jugend versuchte, den psychisch hoch belasteten, resignativ eingestellten und politisch gefährdeten Jugendlichen einen „lebhaften Gegenentwurf“ (S. 11) anzubieten. 3. Mit seiner sinnstiftenden Mittlerrolle zwischen alten Sozialisationserfahrungen und neuen gesellschaftlichen Verhältnissen boten die „Falken“ einer kleinen Zahl von Jugendlichen nicht nur sozialpflegerische Hilfe, sondern auch „mentale Orientierungsangebote“ (S. 11).

Zusammenfassend ist festzustellen, daß Beate Wagner in ihrem wichtigen Beitrag zur historischen Jugendforschung – im Kontrast zu üblichen Nachkriegsszenarien – eindeutig nachweisen kann: Die Jugend und insbesondere die sozialistisch orientierte Minderheit sind „weder inaktiv noch privatistisch, weder skeptisch noch orientierungslos“ gewesen. Statt dessen können die „Falken“ als „Motor für die Wiederherstellung alter sozialer Mentalitäten“ (S. 192) angesehen werden, die einer jugendlichen Minderheit einen gesellschaftspolitischen Orientierungsrahmen boten.

Kurt Schilde

FREI, Norbert: **Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit.** – München: Verlag C. H. Beck 1996. 464 S.

„Was bedeutet Aufarbeitung der Vergangenheit?“ Theodor W. Adornos war in den fünfziger Jahren nicht die einzige, aber seine Stimme war gewiß eine der schwer überhörbaren, welche die unterlassene Aufarbeitung kritisch diagnostizierte. Die Frage, auf die schon damals unterschiedliche Antworten in Theorie und Praxis gegeben wurden, steht in doppelter Hinsicht im Zentrum der brillanten Studie des Historikers Norbert Frei (Bielefeld, München). Empirisch-kritisch untersucht er einerseits den Umgang mit der NS-Vergangenheit als Problem der Zeit- und Politikgeschichte der Nachkriegszeit bis zur Mitte der fünfziger Jahre. Andererseits schließt seine Analyse von konkreten Entscheidungsprozessen, Einflußstrukturen und Diskussionszusammenhängen eine Darstellung und

Deutung realer Vorgänge der Vergangenheitspolitik mit ein, deren zum Teil fatale Fortwirkungen und Folgen bis in die Gegenwart nicht nur in der politischen Kritik von rechts an Vergangenheitsbewältigung als kollektivem nationalem Masochismus kulminierten, sondern auch im „Historikerstreit“, in der Debatte um die sog. zweite Schuld oder auch um die seit 1989 einsetzende Diskussion der Bewältigung politisch-juristisch-moralischer Fragen in puncto Regierungskriminalität der DDR und die politische Säuberung wiederkehren.

Um politische Säuberung und um deren Revision als Vergangenheitspolitik ging es bei dieser als „Triumph des Beschweigens“ charakterisierten Entwicklung innerhalb der Koordinaten, die durch Besatzungs- und deutsche Politik und gesamteuropäische Sicherheitsinteressen gesetzt wurden. Die als historische Politikgeschichte konzipierte Studie holt stets zugleich ein höchst instruktives Stück politischer Rechtsgeschichte der Nachkriegszeit nach.

Welche legislativen Entlastungsstrategien durch die „Bundesamnestie“ von 1949, das „131er“-Gesetz von 1951 und das zweite Straffreiheitsgesetz von 1954 wirksam wurden, wie aus der kollektiven Amnestie gleichsam kollektive Amnesie wurde und die „Schlußstrich-Mentalität“ (S. 19) den Horizont von Subjekten wie Objekten der Politik bestimmte, so daß damit zugleich eine gesetzliche Begünstigung von NS-Tätern verbunden war bis hin zur Wiedereinsetzung der Gestapoangehörigen in ihre Beamtenrechte, ist als die eigentliche „Wiedergutmachung“ anzusehen, allerdings in einer in der Öffentlichkeit damals weithin in dieser Form nicht erkannten Dimension.

Die Nachkriegspolitik in der noch heikleren Kriegsverbrecherfrage – deren Begnadigung – betraf ein innenpolitisch höchst brisantes, noch weitreichenderes Thema. Frei veranschaulicht, wie dieses Problem mit der Frage nach dem Wehrbeitrag der Deutschen und dem Abschluß der Westverträge 1953/55 verknüpft wurde. Der von DP und FDP ausgehende rechtsnationale Koalitionsdruck verklammerte Westintegration und Wiederbewaffnung mit der Lösung dieser Frage.

Fallstudien (S. 309 f.) dienen Frei dazu, beispielhaft die justitiellen Abgrenzungen gegen NS-Positionen in der innenpolitischen Szenerie zu beleuchten. Im Falle Hedler und noch mehr im Fall Remer, dessen Votum gegenüber einer „indolenten Justiz“ bei seiner sonst erfreulich deutlichen, weil erhellenden Schärfe des Urteils noch vergleichsweise milde ausfällt, sieht er eine vergangenheitspolitische Grenzmarkierung. Der Mord an den Juden

und der Widerstand gegen Hitler als strafrechtliche Probleme waren gewissermaßen die Positionen, bei welchen die Politik auf eine kompromittierende politische Justiz gegenüber Rechtsradikalen reagieren mußte, aber gravierende Probleme bei der „Schadensbegrenzung“ hatte. Neben der vom Verfasser betonten Grenzmarkierung scheinen solche Verfahren und Konflikte auch dafür zu sprechen, daß eine Verschiebung der Probleme auf das Gebiet der Justiz und Rechtspolitik vielleicht kurzfristige innenpolitische Entlastungseffekte hatte oder darauf zielte, sich aber letztlich nicht als effektiv erwies.

Aussagekräftiger für Frei Ansatz als der kurzlebige Fall Hedler und der öffentlich mindestens vordergründig konsensfähige Fall Remer sind das Verbot der SRP 1951/52 und einige Zeit später die Aktionen gegen die parteipolitisch konspirativen Wiederbelebungsversuche von NS-Politik im Kreise um Werner Naumann. Die eindringliche Analyse der Naumann-Affäre verdeutlicht die Problematik der Haltung der Bundesregierung im Verhältnis zu der der Alliierten, aber auch die Fragwürdigkeit einer Justiz, die bis in höchste Stellen nur dadurch vor einem weiteren skandalösen Eklat bewahrt wurde, daß die politische Entwicklung und schließlich die Wahlergebnisse einer Sammlung der Rechten rechts von der CDU innenpolitisch den Garaus machten.

Tiefenschärfe und kühle Distanz charakterisieren die Sicht einer bis in feinste Verästelungen und Interdependenzen reichenden, souveränen Untersuchung, die, wenn man überhaupt Lehren aus Vergangenheit und Vergangenheitspolitik ziehen will, für den gegenwärtigen Umgang der Deutschen mit dem DDR-Unrecht und der aktuellen Verjährungsproblematik reiches Material und eine überzeugende Verlaufs- und Strukturanalyse vorlegt.

Wie als eine immer wirkende, mit Eingriff drohende, zuweilen auch eingreifende, aber doch eher im Hintergrund stets präsent, als Aktionsinstanz und Interventionsdrohung jederzeit einsetzbare Über-Ich-Funktion wurde die Position der Alliierten – der „sichtbare Dritte“ in den Worten Frei – als politischer Faktor empfunden und wirksam. Frei ist überall dort am stärksten, wo seine sehr dichte Darstellung sich mit Deutungen verbindet, die zuweilen ihre Herkunft aus der Schule der politischen oder der Sozialpsychologie nicht verleugnen, ohne daß er der Versuchung zur Pathologisierung historischer Vorgänge erliegen würde. Sein besonders bemerkenswertes, subtil nuancierendes Fazit (S. 397 ff.) stellt die Vergangenheitspolitik

nicht nur isoliert in die Zeit der Rekonsolidierung und des Wiederaufbaus, sondern macht sie durchsichtig auf dem Hintergrunde des Selbstverständnisses der Zeitgenossen, der Kriegsopferversorgung, der Wiedereingliederung der Vertriebenen, und zwar als restlose „Liquidation“ der politischen Säuberung bei hohem Konsens der die Pauschalität und Geschwindigkeit der Vergangenheitspolitik tragenden Kräfte (S. 397).

Es gehört dabei zu den bitteren Erkenntnissen, daß diese Politik nicht zuletzt von dem Umstand bestimmt war, daß die großen Parteien CDU und SPD „Bringschulden“ gegenüber einem Wahlvolk aus wahltaktischem Kalkül heraus erfüllten, weil die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung wenige Jahre zuvor noch das NS-Regime getragen hatte. Neue wie alte Eliten fanden sich also letztlich doch in einem Boot wieder. Man wird die These, daß der Wille zur Amnestie als unbewußte Anerkennung der Kollektivschuldthese – in freilich ambivalenter Verquickung mit der heftigen Abwehr vermeintlich ungerechtfertigter Pauschalbeschuldigungen und Distanz zu den Besatzungsmächten – zu begreifen ist, zustimmen können. Rationale Argumente waren in diesen Debatten zumeist weniger dominant oder durchdringend. Das Argument, daß das übergroße Amnestiebedürfnis „realen Interessen“ der Mehrheit gar nicht entsprochen hätte, gilt aber wohl nicht unbedingt, ist vielmehr mindestens diskutabel oder zu differenzieren. Entgegen anderer Ansicht¹ wird man gerade aus Freis Studie entnehmen dürfen, daß die Zielsetzung politischer und rechtspolitischer Maßnahmen durchaus in Richtung Amnestie und Reintegration ehemaliger Nationalsozialisten ging und nicht nur „mitverfolgt“ wurde. Dieser Befund deutet aber auch darauf hin, daß die „Realpolitik“ der Nachkriegszeit und ihre wesentlichen Protagonisten es durchaus als reale Interessenpolitik verstanden, sich der bisherigen Eliten in weitesten Teilen um fast jeden Preis wieder zu bedienen, so daß aus solcher fast unauflöslicher Gemengelage von bewußten Zielsetzungen, unbewußten Dispositionen, realen Interessen und konkreten oder vermeintlichen, aber z. T. auch nur vorgeschützten Zwängen eine revisionistische Politik von dieser hier erstmals so konturierten „Qualität“ erwuchs. Vielleicht wäre die Ansicht, daß die enge argumentative Manövriermasse nicht nur mit der Wiederbewaffnung, sondern mit der Notwendigkeit der Befriedigung kollektiver gesellschaftlicher Bedürfnisse besser zu erklären sei, noch zu diskutieren, wenn mir auch Freis Akzent der vergangenheitspolitischen Symbolik und dem „eigentlich zu Recht“

lädierten Ehrgefühl als bestimmende Faktoren gerade auf dem Hintergrunde der konkreten Ergebnisse seiner Studie eher nachrangig zu sein scheint (S. 401). Sein treffendes Wort von der „politisch wie kommunikativ zu spürenden Asymmetrie zwischen der Mehrheit der Mitläufer und der Minderheit der Opfer“ faßt den komplizierten Gesamtkomplex plastisch zusammen. Hier wurden, wie mir scheint, in der Tat Ersatzhandlungen eines politisch korruptierten, aber immer noch virulenten Nationalismus (bis hin zum Chauvinismus) manifest. Der Verf. lenkt, ohne daß dies von ihm in dieser Form formuliert würde, auch die Aufmerksamkeit auf den Umstand, daß wohlkalkulierte Auftritte wie der Adenauers im Wahlkampf 1953 vor der Werler Wallfahrtskirche mit einem Abstecher zum Kriegsverbrechergefängnis (mit Pressekonferenz) nicht als „Überzeugungstaten“ des Kanzlers, aber doch gleichsam als zynische Realpolitik mit nützlichem Symbolwert anzusehen sind.

Eugen Kogons Postulat vom „Recht auf den politischen Irrtum“ zielte gewiß weniger auf Bedenken auf Entlastung, ist aber, wie auch andere Debattenpartikel dieser Zeit, eher ein Hinweis darauf, daß der weitgehende Konsens der Deutschen mit Hitler und der NS-Politik damals gerade nicht als „Geheimnis“ (S. 404) behandelt worden ist, aber hier aus durchaus realen, individuellen und politischen Gründen und wegen bewußter und unbewußter Verdrängungsbedürfnisse als ein Moment des Übergangs zu einem gewünschten, „erzwungenen“ und so gesehen auch scheinbar oder tatsächlich realistischen „Normalzustand“ der BRD wirkte – im Interesse einer gesellschaftlichen Integration und einer „Hyperstabilität“, wie das Richard Löwenthal genannt hat, aber um den Preis von generationsbedingten Eruptionen späterer Jahre und um den von Defiziten einer politischen Kultur, die erst sehr viel später eine andere Form der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit ermöglichte.

Adorno, am Anfang zitiert, auch bei Frei benannt, hat in einer anderen, aber damit auch in Zusammenhang stehenden Auseinandersetzung fünf Jahre früher, 1954, gegenüber Arthur Koestler instruktiv und überzeugend darauf aufmerksam gemacht, daß „über weite Strecken der kollektive Narzißmus mit dem ‚Realitätsprinzip‘ nur allzugut sich zusammenfindet“.² Damit wird mit Adorno auch deutlich, daß in Distanz zu dem Begriff der „politischen Neurose“ der Zusammenhang typischer psychologischer Komplexionen mit politischen Haltungen schon das Ergebnis reicher

sozialpsychologischer Forschung ist und daß die psychologisch-politische Genese von Verhaltensweisen (ein wichtiger Gegenstand der politischen Historie wie in dem Werk von Frei) und die psychologischen Verhärtungen im Kontext solcher Phänomene, wie sie in der Nachkriegszeit die Politik bestimmten, mindestens auch Mittel „rationaler“ Anpassung an eine „verhärtete Gesellschaft“ sind.

- 1 Vgl. Anselm Doering-Manteuffel, *Die Interessen des Vergessens* [Rez. des Buches von Frei], in: FAZ, 10. 8. 1996, Nr. 185, S. 6.
- 2 Theodor W. Adorno, *Bemerkungen über Politik und Neurosen*, in: *Der Monat* 65, Jg. 6 (1953/54), S. 482 ff.

Albrecht Götz von Olenhusen

SCHILDT, Axel: **Moderne Zeiten. Freizeit, Massenmedien und „Zeitgeist“ in der Bundesrepublik der 50er Jahre** (= Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte, Bd. 31). – Hamburg: Christians Verlag 1995. 733 S.

Care, Käfer, Cola. Ein Lesebuch über Nachkriegszeit und „Wirtschaftswunder“ in Hamm. Hrsg. vom Gustav-Lübcke-Museum, Hamm, Maria PERREFORT, Ellen SCHINZER, und vom Historischen Seminar der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster, Hans-Ulrich THAMER. – Essen: Klartext Verlag 1995. 256 S.

„Wir sind wieder wer“. Die Fünfziger. Photographien aus dem Wirtschaftswunderland. Text: Dieter VORSTEHER. – Heidelberg: Edition Braus 1996. 118 S.

Die fünfziger Jahre haben seit langem als Thema von Bildbänden, Schlagersamplern und Ausstellungen Hochkonjunktur. Ein jüngstes Beispiel ist die Schau über die Motorisierung in der Nachkriegszeit bis 1960, die im Frühjahr 1998 auch im – leider wenig bekannten – Deutschen Straßenmuseum im pfälzischen Germersheim zu sehen war.¹ Nach den Gründen für das nachhaltige Interesse an der von vielen Zeitgenossen als spießig und restaurativ empfundenen Epoche fragt Axel Schildt am Anfang seiner umfangreichen Untersuchung über „Freizeit, Massenmedien und ‚Zeitgeist‘ in der Bundesrepublik der 50er Jahre“.² Ihre „Entdeckung“ und anhaltende Konjunktur hat aus Schildts Sicht „gegenwartsbezogene Motive“:

„Der Mythos einer ‚Nullpunkt-Situation des Jahres 1945‘, von der aus in harter gemeinsamer ‚Wiederaufbau‘-Arbeit das ‚Wirtschaftswunder‘ erfahren und als ‚German miracle‘ (Otto Kirchheimer) ein stabiles demokratisches Gemeinwesen errichtet werden konnte, strahlt in der schwer überschaubaren pluralistischen Gesellschaft unserer Tage um so heller“ (S. 19). Aus dieser Perspektive erscheinen die fünfziger Jahre als Zeit kontinuierlichen Wachstums und der Modernisierung, die in Petticoat, Rock ‘n’ Roll und Motorroller ihren sinnfälligen Ausdruck fand.

Dieses Bild gibt die historische Realität jedoch verzerrt wieder; denn in den Wohnstuben der Adenauerära standen keineswegs nur „moderne“ Nierentische und bunte Cocktailsessel. Schildt will eine differenziertere Beschreibung der Fünfziger geben. Sein Interesse gilt deshalb „dem Grad der ‚Modernisierung‘ und ‚Modernität‘“ in der Alltagskultur. Der Titel „Moderne Zeiten“ hätte deshalb ein Fragezeichen verdient. Schildt untersucht, was in den „langen fünfziger Jahren“ (Abelshausen) zwischen der Währungsreform 1948 bis Anfang der sechziger Jahre rekonstruiert wurde und was neu entstand, in welchem Verhältnis Kontinuität und Wandel stehen und wie äußere Impulse die Entwicklung beeinflussten (S. 31 f.).

Das relativ schmale erste Kapitel enthält eine „Skizze einiger Prozesse der tiefgreifenden Veränderung der westdeutschen Gesellschaft in den 50er Jahren“ (S. 41). Sie „können als Indikator eines allgemeinen sozialen Aufstiegsprozesses gesehen werden, der sich in den 50er Jahren fortsetzte und beschleunigte“ (S. 59). In den folgenden Kapiteln geht Schildt der Frage nach, wie sich vor dem Hintergrund des sozialstrukturellen Wandels Freizeit und Freizeitverhalten (II. Kapitel), die Massenmedien Hörfunk und Fernsehen (III. Kapitel) und die „Tendenzen der öffentlichen Meinung“ (IV. Kapitel) veränderten.

Die Darstellung umfaßt 400 Seiten. Sie erhellt eine Vielzahl interessanter Aspekte des Themas. Unbedingt kritisch anzumerken ist jedoch die langatmige Wiedergabe von Umfrageergebnissen und Statistiken. Zur Straffung beigetragen hätte auch der Verzicht auf die zum Teil sehr langen Zitate, deren Inhalte sich durch die Vielzahl wiederholen. Belege und Hinweise auf Archivalien enthalten überdies die auf rund 150 enggedruckten Seiten gedrängten über 3000 Anmerkungen. Die 130 Druckseiten des Quellen- und vor allem Literaturverzeichnisses haben schon fast den Umfang einer Spezialbibliographie. Schon für diese Lektüreleistung gebührt dem Autor Respekt.

Der oft bestaunte Wirtschaftsaufschwung in den fünfziger Jahren war nicht zuletzt ein Ergebnis des vielzitierten „Fleißes“, mit dem die Deutschen 1945 die Ärmel hochkrempelten und den Wiederaufbau in Angriff nahmen. Hinter dieser in der Rückschau häufig als verloren beklagten Tugend verbargen sich Arbeitszeiten von nicht selten neun und mehr Stunden an sechs Tagen in der Woche. Und die das Glück hatten, sich ein Häuschen leisten zu können, mußten auch dabei noch selbst mit anpacken. Freie, im Sinne von nicht durch Arbeit beanspruchte Zeit – der sich Schildt im ersten Kapitel zuwendet – hatten die Menschen nur wenig. Trotz einsetzender Arbeitszeitverkürzung, vor allem durch den am Ende des Jahrzehnts eingeführten arbeitsfreien Samstag, waren die fünfziger Jahre an heutigen Maßstäben gemessen alles andere als eine Freizeitgesellschaft. Die Möglichkeiten zur Freizeitgestaltung wurden aber nicht nur durch die knappe individuell disponible Zeit bestimmt. Schildt verweist auf die durch die Kriegsfolgen beengten Wohnverhältnisse, die sich erst allmählich verbesserten, und die Einkommenssituation als weitere Faktoren für die Bestimmung und Beurteilung des Freizeitverhaltens. Zwar wurde, nicht zuletzt durch die Verbesserung der Einkommenssituation, das Kino in den Fünfzigern neben Aktivitäten in Sportvereinen zu einer der „wichtigsten Möglichkeiten der Gestaltung außerhäuslicher Freizeit“ (S. 141). Aber der „Eindruck zunehmender außergeleiteter Zerstreuungssucht der Menschen und ihrer Ausgeliefertheit an die ‚Vergnügungsindustrie‘, den die öffentliche Diskussion hervorrief“ (S. 119), wurde durch empirische Studien keinesfalls bestätigt. Ruhe und Entspannung standen für die meisten Menschen nach Feierabend und am Wochenende an erster Stelle. Urlaub und Erholung fern der Heimat konnten sich zunächst auch nur wenige leisten. Erst Ende der fünfziger Jahre setzte die Reisewelle ein, die später zum Massentourismus wurde.³ Das alles gilt weitgehend auch für die Gruppe der Jugendlichen, die sich aufgrund der allgemeinen und ihrer speziellen materiellen Situation nicht mehr und nichts anderes als ihre Eltern leisten konnten (S. 163).

Dem Bedürfnis nach häuslicher Ruhe und Entspannung kam die Ausbreitung des Hörfunks entgegen. Schon die Bezeichnung „Musikmöbel“ für die nicht gerade kleinen Röhrengeräte, die in Kombination mit einem Schallplattenspieler meist zu Recht auch den Namen „Musikschrank“ trugen, deuten auf den Stellenwert des Mediums hin.

Ganz vorne in der Hörergunst stand der „bunte Abend“, der etwas Farbe in den oft tristen Alltag

brachte. Auch im Fernsehen, das in den sechziger Jahren seinen Siegeszug feierte, rangierte dieses Genre der leichten Muse an der Spitze der Beliebtheitsskala. Nicht gefragt war damals „Unterhaltungsmusik aller Art“ (S. 288). Angesichts der nicht enden wollenden Flut von Volksmusikhitparaden heute sehnt man sich nach der Rückkehr dieser Präferenzen.

Im letzten Kapitel seiner Studie spürt Schildt dem „Zeitgeist“ in den Wiederaufbaujahren nach. Der wurde am Anfang von Skepsis bestimmt. „Festzuhalten bleibt die Dominanz der pessimistischen Fixierung auf den aus dem Gleichgewicht geworfenen, ‚entfesselten‘ Menschen der ‚Massengesellschaft‘ in der Zeitdiagnostik um 1950“ (S. 332). Die zeitgenössische Kritik entzündete sich vor allem an den Symptomen der beginnenden Konsumgesellschaft und der (langsamen) Zunahme der Freizeit. Im Diskurs über die Massenmedien wurde das Radio verteufelt, um später angesichts der Ausbreitung des Fernsehens „den Hörfunk zur kulturvollen Institution“ zu erklären (S. 388). Diese meist durch Publizisten, Intellektuelle und Politiker lauthals geäußerte und durch die Verbreitung in den Medien verstärkte ablehnende Haltung sagt aber nichts darüber aus, was die Menschen über die Entwicklungen ihrer Zeit dachten. Die Kritik am Hörfunk, am Kino und später am Fernsehen ignoriert offensichtlich jene Massenbedürfnisse, die sie befriedigten.

Ein zentrales Stichwort der zeitgenössischen Kulturkritik war „Amerikanisierung“. Sie war vor allem ein Phänomen des Jugendalltags, wie Schildt leider weniger ausführlich und sehr pauschal festhält. Sie äußerte sich in einem neuen Lebensgefühl, das sich an der amerikanischen Massenkultur orientierte. Die Diskussion über diese Entwicklung war jedoch eine Debatte über „die Probleme der eigenen ‚Modernisierung‘“ (S. 422) und Teil der kulturpessimistischen Grundstimmung, die Ende der fünfziger Jahre in den Hintergrund trat. Aber auch danach sei noch von Krise die Rede gewesen. Dabei handelte es sich aber „eher um eine schwer bestimmbare Mischung von gesellschaftlicher Aufbruchstimmung, Resten herkömmlicher Kulturkritik und neuen Besorgnissen, die durch das enorme Tempo der gesellschaftlichen Modernisierung im ‚Wiederaufbau‘ vitalisiert worden waren“ (S. 426 f.).

Nach der Lektüre von Schildts umfangreicher Studie stellt sich die Frage, wie modern die Fünfziger denn nun waren. Eine prägnante Antwort kann auch die abschließende Betrachtung nicht geben. Das liegt vor allem daran, daß die fünfziger

Jahre vielfach durch die Rekonstruktion und Kontinuität dessen geprägt waren, was schon in den 1920er Jahren begonnen hatte und in den Dreißigern erreicht worden war. Nicht von ungefähr nannte Charlie Chaplin schon 1936 seinen Film, der den Menschen buchstäblich als Teil des Räderwerks moderner Technik zeigt, „Modern Times“. Gleichzeitig nahmen nach dem Krieg neue Entwicklungen ihren Anfang. Die daraus erwachsene Spannung entlud sich erst Ende der sechziger Jahre, als jene Generation flügte wurde, die mehr durch das Neue denn durch das Alte geprägt war.

Auf das Spannungsverhältnis der fünfziger Jahre als Epoche des Übergangs spielt auch die Überschrift „Zwischen Biedermeier und Modernität“ des Beitrags von Hans-Ulrich Thamer an, der den Sammelband über Hamm in der Nachkriegszeit einleitet. Viele Aspekte, die Axel Schildt allgemein darstellt, werden in den sechzehn Aufsätzen des Ausstellungskatalogs auf lokaler Ebene am Beispiel der westfälischen Stadt dargestellt. Das beginnt mit der Schilderung der demographischen und sozialen Dynamik in den fünfziger Jahren, in denen die Bevölkerung von 55000 auf 70000 zunahm. Bis 1960 waren ein Fünftel davon Flüchtlinge, deren Integration nicht konfliktfrei verlief. Die weiteren sozialgeschichtlichen Beiträge des ersten Teils widmen sich den Frauen und der Jugend in der Nachkriegszeit. In den folgenden Kapiteln stehen die Parteien, die Wirtschaftsentwicklung und die Auseinandersetzung mit der jüngsten Vergangenheit im Vordergrund. Nicht überzeugend ist die Überschrift des letzten Abschnitts, der mit „Blick zurück – mit Nostalgie“ beschrieben ist. In diesen Beiträgen geht es – auf ebenso sachliche Weise wie in den anderen Artikeln – um Wohnen, Kultur und Kunst. Auch darin wird noch einmal unterstrichen, daß in den Fünfzigern keineswegs alles neu und „modern“ war. In den meisten Wohnungen prägte „Gelsenkirchener Barock“ das Bild, während andererseits die Stadtplaner die Vision hatten, Manhattan bis zum Jahr 2000 vom Hudson River an die Lippe zu verlegen.

Die meisten Beiträge entstammen der Feder von Studentinnen und Studenten. Sprache und Stil lassen das deutlich erkennen. Und so manche Erläuterung, die routinierte Zeitgeschichtsschreiber als selbstverständlich weglassen würden, weist ebenfalls darauf hin. Ein Vorteil, daß es sich bei den Autorinnen und Autoren um Debütanten handelt, ist jedoch, daß sie den Spuren ihrer Themen mit Eifer und Akribie nachgehen und so viele Details zutage fördern. Die zahlreichen Bilder,

Illustrationen und Diagramme bereichern den Band außerdem.

Aus den lesenswerten Beiträgen sei besonders der abschließende Zeitzeugenbericht von Anneliese Beeck hervorgehoben. Sie erinnert auf lebendige Weise an die Kneipenkultur in Hamm und spart dabei auch Tabus nicht aus: „Wer fein ausgehen wollte, besuchte die Isabell-Bar [...]. Einsame Männer konnten sich von Barfrauen trösten lassen. Das war dann aber schon sehr verrückt [...]. Absoluter Kontrast zur Isabell-Bar war die Texas-Hütte an der Widumstraße, an deren Theke sich vornehmlich ehemalige Knastbrüder und abgetakelte Bordsteinschwalben trafen. Wacholder-Roseligen Angedenkens hatte hier ihr Stammlokal.“ Die Unmittelbarkeit solcher Erinnerungen ergänzt die oftmals trockenen historisch-soziologischen Studien zu einem lebendigen Bild der bundesdeutschen Nachkriegsgesellschaft.

Anschaulich werden die fünfziger Jahre in dem Bildband „Wir sind wieder wer“. Der Titel kennzeichnet treffend das Lebensgefühl und damit auch eine der Triebfedern für den nachhaltigen Wirtschaftsaufschwung in der Nachkriegszeit. Die 58 Fotografien stammen fast alle aus dem Bestand der Presseagentur Schirner, den das Deutsche Historische Museum 1992 übernahm. Die hier veröffentlichte Auswahl wurde im Frühjahr 1996 in der Photogalerie des Museums im Berliner Zeughaus gezeigt.⁴ Die professionellen Aufnahmen bedürfen kaum der Erläuterungen. Ihre Aussagekraft ist stark genug.

Während das Bild der spielenden Kinder im Frühjahr 1952 auf einer kargen Fläche hinter der Berliner Gedächtniskirche noch an die Zerstörungen des Krieges erinnert, wies viereinhalb Jahre später die hellerleuchtete, von Lichtreklamen durchflutete Essener Innenstadt in der Vorweihnachtszeit 1956 nicht mehr darauf hin, daß der verheerende Krieg erst zehn Jahre vorbei war. Die Bilder dokumentieren facettenreich und bitter-ironisch den Weg aus Trümmern und Not der Nachkriegsjahre in die Wirtschaftswunderzeit.

1959 war längst Normalität eingekehrt. Man traf sich am Dorfbrunnen, um den neuerworbenen PKW zu waschen. Mit Sternchen und Stars wie zum Beispiel Hans Albers – auf einem Bild als Starter eines „Kellnerwettbewerbs“ verewigt – hatte die Zeit ihre neuen Idole, die nicht selten die alten waren. Auch frivol durfte es zugehen: die Damen hoben keck den Rock, damit der Punktrichter bei der Wahl der „Beinkönigin“ mit seinem Monokel die Bewerberinnen ungehindert prüfen konnte. Nicht weniger freizügig war die Werbung

für die Deutschlandrundfahrt im Sommer 1950: das nur spärlich bekleidete Fräuleinwunder machte auf der Kühlerhaube der Limousine eine gute Figur.

Auch die Sujets der Bilder spiegeln den Zeitgeist wider. Wohlstandshoffnung, Zerstreuung und Amüsement überwogen. Sie belegen, was Dieter Vorsteher in seinem einleitenden Essay prägnant formuliert: „Die Epoche war prude und provinziell, das Verhältnis zwischen Politik und Geist dürftig“ (S. 14). Die besprochenen Bände belegen das – jeder auf seine Weise.

- 1 Vgl. *Bewegte Zeiten. Wir werden mobil 1945 bis 1960*. Hrsg. von Ulrich Löber (= *Veröffentlichungen des Landesmuseums Koblenz*), Koblenz 1997.
- 2 Die *Hamburger Habilitationsschrift* entstand im Zusammenhang eines größeren Forschungsprojektes, vgl. die Rezension zu: *Modernisierung im Wiederaufbau. Die westdeutsche Gesellschaft der 50er Jahre*. Hrsg. von Axel Schildt und Arnold Sywottek, Bonn 1993; Michael Wildt, *Am Beginn der Konsumgesellschaft. Mangelerfahrung, Lebenshaltung, Wohlstandshoffnung in Westdeutschland in den fünfziger Jahren*, Hamburg 1994, in: *IWK*, Jg. 31 (1995), H. 2, S. 293 f. Zu Wildt auch meine Besprechung in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, Jg. 43 (1995), H. 5, S. 478 ff. Vgl. auch die überarbeitete Taschenbuchausgabe von Michael Wildt, *Vom kleinen Wohlstand. Eine Konsumgeschichte der fünfziger Jahre*, Frankfurt a. M. 1996.
- 3 Vgl. *Endlich Urlaub! Die Deutschen reisen. Zur Ausstellung im Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland*, Bonn 6. 6.–13. 10. 1996. Köln 1996.
- 4 Vgl. die gleichzeitig erschienene Audio-CD mit O-Tönen von Heuss, Adenauer, Schumacher und Ulbricht sowie zeitgenössischen Werbesendungen und Reportagen aus dem Hörfunk: „Wir sind wieder wer“. CD, Deutsches Rundfunkarchiv / Deutsches Historisches Museum, 1995.

Josef Kaiser

Alibi-Frauen? Hessische Politikerinnen. Bd. 1: In den Vorparlamenten 1946 bis 1950. Hrsg. von Ingrid LANGER, Ulrike LEY und Susanne SANDER (= *Frauen und Politik in Hessen*). – Frankfurt a. M.: Ulrike Helmer Verlag 1994. 406 S.

Alibi-Frauen? Hessische Politikerinnen. Bd. 2: Im 1. und 2. Hessischen Landtag 1946 bis 1954. Hrsg. von Ingrid LANGER, Ulrike LEY und Susanne SANDER (= *Frauen und Politik in Hessen*). – Frankfurt a. M.: Ulrike Helmer Verlag 1995. 417 S.

Frauen wurden in der Nachkriegsgeschichte bisher schlicht vergessen. Eine Feststellung, auf dem 4. Historikerinnentreffen 1983 in Berlin getroffen, die auch auf die hessischen Politikerinnen zutrifft. Deshalb wurde anlässlich der siebzigsten Wiederkehr der Einführung des Frauenwahlrechts vom Hessischen Landtag beschlossen, die politische Arbeit der hessischen Frauen in den Parlamenten, Regierungen, Kreisausschüssen, Magistraten und Frauenorganisationen zu erforschen. Das Ergebnis liegt in drei Bänden vor, wovon hier die ersten zwei besprochen werden.

Vor dem Hintergrund der gesellschaftspolitischen Entwicklung Nachkriegshessens und der frauenpolitischen Situation in den Parteien werden die Lebenswege von 22 Politikerinnen vorgestellt. In allen Gremien waren die Frauen deutlich unterrepräsentiert, obwohl über die Hälfte der vier Millionen Einwohner Hessens Frauen waren.

Die sozialdemokratischen Frauen in Hessen knüpften nach 1945 nicht an ihre frauenrechtlerische Tradition an. Vielmehr schienen sie ängstlich bemüht, nur ja nicht mit den autonom organisierten Frauen im Nachkriegsdeutschland, die sich durch feministische Bestrebungen verdächtig machten, in einen Topf geworfen zu werden. Obwohl bei den nur 21 weiblichen Delegierten auf dem 1. Parteitag der SPD in Hannover 1946 der Verdacht aufkam, daß ihre Partei eine reine Männerdomäne sei, bestanden sie auf der Feststellung, daß es im damaligen Deutschland keine Frauenfragen gebe, die nicht zugleich Lebensfragen des gesamten Volkes seien. Folgerichtig wurde die auf dem Heidelberger Parteitag 1925 eingeführte Frauenquote wieder abgeschafft. Ende 1951 wurde in den meisten Bezirken die Frauenarbeit von einem hauptamtlich angestellten männlichen Sekretär miterledigt. Es sollte noch über zwanzig Jahre dauern bis sich 1972 mit der Arbeitsgemeinschaft sozialdemokratischer Frauen eine eigene Frauenorganisation innerhalb der Partei gründete.

Die in der FDP organisierten Frauen mußten vehement um ihre Vertretung in den höheren Parteigremien kämpfen, um die Aufstellung von Kandidatinnen für die Bundes- und Länderparlamente auf aussichtsreichen Listenplätzen. Auch die Politikerprobe, durchsetzungsfähige Marie-Elisabeth Lüders konnte an diesem Mißstand wenig ändern, obwohl sie seit ihren ersten parlamentarischen Erfahrungen 1917 von der Notwendigkeit unmittelbarer parlamentarischer Mitarbeit der Frauen überzeugt war und die FDP-Landesverbände aufforderte, mindestens jeweils zwei Frauen als Mitglieder in den Hauptausschuß zu schicken. Ihre Parteigenossinnen gaben sich mit einer bescheidenen Ecke für ein bescheidenes Frauensekretariat im Bonner Büro zufrieden.

Die Kommunistische Partei hatte es schwer, im Nachkriegshessen Frauen zu organisieren. Frauenfragen sollten als allgemeine Probleme behandelt und es sollten keine Frauengruppen als Sonderorganisationen innerhalb der Partei zugelassen werden. Die Frauenarbeit innerhalb der Partei reduzierte sich auf weibliche Dienstleistungen wie Vorbereitungen von Kinderbescherungen zu Weihnachten. Die KPD propagierte die Mitarbeit in überparteilichen Frauenausschüssen und Wohlfahrtsorganisationen, um Frauen für ihre politische Arbeit zu werben. Damit wurden auch die Kommunistinnen auf die traditionelle weibliche Domäne der Wohlfahrts- und Fürsorgearbeit verwiesen.

Ähnliche Erfahrungen machten die in die CDU eingetretenen Frauen, die als Wählerinnen die Mehrheit einer Partei bildeten, die in ihrem Aufbau und der Methode der Arbeit auf den Mann zugeschnitten war. Den Frauenausschüssen innerhalb der CDU kam nur eine weisende Funktion zu. Die erste Bundesministerin der Bundesrepublik Deutschlands, Elisabeth Schwarzhaupt, wurde nur auf Druck der Frauen der CDU-Fraktion 1961 gewählt. Sie machten im Vorzimmer des damaligen Bundeskanzlers Konrad Adenauer ein Sit-in und drohten, erst dann abzugehen, wenn Adenauer sich bereit erkläre, eine Frau ins Kabinett aufzunehmen. Natürlich mußte sich die überaus kompetente Juristin Schwarzkopf, die sich selbst als „Alibi-Frau“ bezeichnete, mit dem Gesundheitsministerium anstatt mit dem Justizministerium zufriedengeben.

Alle hier vorgestellten Politikerinnen waren ausgewiesene Expertinnen auf ihren jeweiligen Fachgebieten. Unmittelbar einzugreifen, schnell und unbürokratisch Hilfe zu leisten war ein gemeinsames Anliegen aller Frauen und einte sie unab-

hängig von ihrer Parteizugehörigkeit. In gemeinsamen Anträgen setzten sie sich für die Belange der Frauen ein. Dennoch hatten sie sich in ihrem Verhalten und ihrer politischen Arbeit an den Maßstäben ihrer Kollegen zu orientieren. Nur dann konnten sie mit einer gewissen Akzeptanz und Förderung ihrer Arbeit und Person rechnen und mußten nicht, wie Marie-Elisabeth Lüders beklagte, in der politischen Wochenstube verkümmern.

Die Autorinnen der einfühlsam und prägnant geschriebenen Porträts, Ulrike Ley und Susanne Sander, wollten bewußt die politisch-öffentliche Arbeit und das private Leben der Frauen verknüpfen, um keine „Damen ohne Unterleib“ darzustellen, wie es bei männlichen Politikerbiographien üblich ist. Das ist ihnen gelungen.

Alle vorgestellten Frauen waren vor ihrer politischen Laufbahn berufstätig, die meisten hatten studiert. Trotz der generationstypischen überdurchschnittlichen Belastungen durch zwei Weltkriege erreichten die Frauen ein hohes Alter. Alle waren verheiratet, die meisten hatten sogar Kinder. Der Haushalt wurde mit Hilfe von Familienmitgliedern oder Hausangestellten organisiert, damit die Frauen ihrer politischen Arbeit weiter nachgehen konnten. Die Hälfte der Frauen hatte unter der Gegnerschaft zu den Nationalsozialisten erheblich zu leiden, nicht selten wurden sie zu jahrelangen Zuchthausstrafen verurteilt, nahmen aber aus Verpflichtung gegenüber den ums Leben gekommenen Mitstreitern die politische Arbeit nach dem Krieg wieder auf. Das politische Engagement der Frauen entstand entweder in frühen Jahren bereits im Elternhaus oder durch den Schock des nationalsozialistischen Terrorregimes. Es hatte seine Wurzeln nicht im fürsorglichen Bereich, in den die Frauen von den Parteigenossen gern abgedrängt wurden, sondern war durchaus karrierebewußt und karriereorientiert.

Die von Ingrid Langer herausgegebenen Bände bilden einen wichtigen Bestandteil der lokalen Geschichtsschreibung Hessens. Nicht nur bedeutende Politikerinnen wie Elisabeth Selbert, die maßgeblich an der Hessischen Verfassung und am Grundgesetz mitgearbeitet hat, werden gewürdigt, sondern auch die Frauen, die die politische Kärnerarbeit leisteten. Die Bände sind nicht nur für die lokale Geschichtsforschung Hessens von Bedeutung, sondern darüber hinaus eine wichtige Ergänzung zur allgemeinen Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, insbesondere zur Parteigeschichte und zur Frauengeschichtsforschung.

Henrike Hülsbergen

HURWITZ, Harold (unter Mitarbeit von Ursula BÖHME und Andreas MALYCHA): **Die Stalinisierung der SED. Zum Verlust von Freiräumen und sozialdemokratischer Identität in den Vorständen 1946 bis 1949** (= Schriften des Zentralinstituts für sozialwissenschaftliche Forschung der Freien Universität Berlin, Bd. 79). – Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 1997. 514 S.

Auf der Grundlage der Wortprotokolle des zentralen Parteivorstands 1946–1949 und des Berliner Landesvorstands der SED 1946–1948 (sowie auszugsweise der Protokolle weiterer Landesvorstände) untersucht der namhafte Berliner Soziologe und Zeitgeschichtler in der Tradition seines großen Werkes „Demokratie und Antikommunismus in Berlin nach 1945“ (4 Bde., Köln 1983–1990) in zwölf Kapiteln den Prozeß der Stalinisierung der SED. Die interdisziplinär angelegte Studie folgt keiner strengen chronologischen Gliederung. Subtilität der Fragestellung wie Skrupulosität des methodischen Vorgehens entschädigen für die Mühe, die die außerordentliche Dokumentationsdichte stellenweise erfordert. Dieses Buch beschreibt nicht nur Geschichte, sondern setzt sich mit ihr engagiert auseinander und fordert dazu heraus.

Die Stalinisierung der SED wird als ein Prozeß der graduellen Einengung von Freiräumen für den offenen Diskurs vorgestellt, der in einem System der Gleichschaltung gipfelte. Gesucht wird nicht nach der „formalen Evidenz der Entscheidungsfindung“, vielmehr stellt der Verf. mit wissenssoziologisch angelegter, textanalytischer Methode ein „menschliches Drama“ der Verstrickung in ein in politischer Hinsicht totalitäres und theoriegeschichtlich pseudoreligiöses System des Stalinismus vor. In den Vorständen der SED sucht er nach „einer nicht vom Bolschewismus geprägten Identität“. Die konstatierten vier Phasen dieses Prozesses liefen nicht nacheinander ab, sondern griffen ineinander. Die erste, mit der „Zwangsvereinigung“ im April 1946 eingeleitete Phase kennzeichnete die Diskussion des „Sonderwegs“ einer vom Antifablock dirigierten parlamentarischen Demokratie, die zweite Phase (nach den Oktoberwahlen 1946 bis Frühjahr 1947) die schwindende Resonanz der SED in der Bevölkerung. In beiden Phasen einer „schleichenden Stalinisierung“ wurden im SED-Parteivorstand Kontroversen noch frei ausgetragen, lediglich durch sprachliche Anpassung an Rituale und durch Tabuisierung sowjetischer Politik auf der einen bzw. durch „blinde Identifikation“ Piecks, Ulbrichts und von Teilen der KPD-Emigration mit der Besatzungsmacht auf der an-

deren Seite behindert. Die innerparteiliche Diskussion vollzog sich noch innerhalb eines weitgehend demokratischen Parteiverständnisses, doch die Funktion der Partei als Vermittlerin zwischen Bevölkerung und „Herrschaft“ scheiterte an der Besatzungssituation. Traditionelle demokratische Erwartungshaltung bestimmte auch das Verhalten der Bevölkerung zur SED, so daß ihr Versagen als Vermittlerin aufgrund der besonderen Nähe zur Besatzungsmacht das Stigma des „Handlangers der Besatzungsmacht“ zur Folge hatte.

Ab Mitte 1947 eskalierte das durch ihre Nähe zur Besatzungsmacht und durch das Integrationsproblem zwischen SPD und KPD fortbestehende Dilemma der SED in eine „beschleunigte Stalinisierung“, in der „freiheitliche Illusionen durch Illusionen stalinistischer Art abgelöst“ (S. 383) wurden. Nach dem 2. SED-Parteitag setzte sich in der SED die Erkenntnis durch, daß sie nur Objekt der Politik sei. Mit der Anerkennung des sowjetischen Modells erfolgte auch der ausdrückliche Bruch mit Traditionen der europäischen Emanzipationsbewegung. Die „demokratische Grundhaltung“ wurde auf das „Recht auf Selbstkritik“ beschränkt, und als Staatspartei wurde die SED zu einem „nationalen“ Massenmobilisierungsinstrument zur quasidemokratischen Kaschierung machtpolitischer Interessen entwickelt. Diesen Prozeß untergliedert Hurwitz in einen Zeitausschnitt vom 2. Parteitag (September 1947) bzw. von der Beendigung der Londoner Außenministerkonferenz im November 1947 bis zum Bekenntnis der SED zur „Partei neuen Typus“ bzw. dem Beginn der Berlinblockade (Juni 1948), in der die Stalinisierung mit Rücksicht auf den deutschlandpolitischen Stellenwert der Blockpolitik zunächst noch gehemmt vor sich ging. Nach der „Preisgabe demokratischer Verbalverpflichtungen“ und der faktischen Entmachtung des Parteivorstands im April 1948 ging man schließlich ab Sommer 1948 bzw. Januar 1949 (1. Parteikonferenz) zum förmlichen Vollzug der Stalinisierung über.

Es ist auffällig, daß Hurwitz kein einziges Mal den Ausdruck „Sowjetisierung“ benutzt und überhaupt äußerst sparsam ähnliche Klischees eines „historischen Alibismus“ verwendet, sich von ihnen sogar – beispielsweise im Hinblick auf die Instrumentalisierung des „Kalten Krieges“ – ausdrücklich distanziert: Die Stalinisierung der SED wird auf immanente Kräfte zurückgeführt. Hurwitz konstatiert auch keine „Deformation“ des Systems, sondern der Menschen, die durch ihr kognitiv dissonantes Verhalten gleichermaßen Opfer und Täter der Stalinisierung geworden waren. Das

System von Terror und Fürsorge veranschaulichen Analysen über Mitgliederentwicklung und biographische Skizzen. Der Bogen wird bis zur „Geschichtsaufarbeitung“ einer „freiwilligen Vereinigung“ von KPD und SPD und der „verpaßten Chance“ eines demokratischen Sozialismus der PDS gespannt, was als historische Legendenbildung zurückgewiesen wird.

Mit dieser diffizilen Rekonstruktion des Verlaufs und der Faktoren der innerparteilichen Diskussion wie durch das methodische Verfahren schlug Hurwitz auf der Grundlage der nach 1989/90 zugänglichen Quellen eine breite Bresche in die Mauer zwischen deskriptiv-symptomatischer „Aufarbeitung“ und strukturell-funktionaler „Analyse“ der SED-Geschichte. Nicht nur damit weist er der politikgeschichtlichen Forschung zur DDR-Geschichte einen ertragreichen Weg; er macht sie gleichzeitig auf konkrete Forschungslücken aufmerksam. Bemerkenswert ist die Fairneß des Vorgehens.

Jan Foitzik

ITTER, Gerhard A., und Merith NIEHUSS: **Wahlen in Deutschland 1990–1994**. – München: Verlag C. H. Beck 1995. 55 S.

Das Buch setzt das ebenfalls im Verlag C. H. Beck erschienene Werk „Wahlen in Deutschland 1946 bis 1991“ (Ritter/Niehuss, 1991) fort. Es beinhaltet drei Kapitel mit unterschiedlicher Schwerpunktsetzung.

Das erste Kapitel befaßt sich mit den „sozialen, wirtschaftlichen und politischen Grundlagen“ der im Titel genannten Wahlen. Zunächst werden Einflußfaktoren auf die Wahlentscheidung aus verschiedenen theoretischen Ansätzen der empirischen Wahlforschung genannt. Die Autoren beschränken sich dabei auf solche Einflußfaktoren, zu denen sie nachfolgend auch Daten veröffentlichen. Es handelt sich um Aggregatdaten für die Bundesrepublik, meist aufgebrochen nach Bundesländern (bzw. alte/neue Bundesländer) oder nach Alter und Geschlecht, aus amtlichen Statistiken sowie von Kirchen und Parteien. Die Tabellen sind in aller Regel klar aufgebaut und sehr informativ. Die wichtigsten der (auf Aggregatbene!) auftretenden Zusammenhänge sind im Text angesprochen und kurz kommentiert. Kapitel 1 liefert grundlegende Informationen zur Bevölkerung (Aufteilung nach Alter, Geschlecht, Religionszugehörigkeit und Bundesländern), zur Erwerbsstruktur

(incl. Schulausbildung), zu den Lebensverhältnissen (Einkommen, Lebenshaltungskosten, Renten) sowie die Mitgliederzahlen der größeren Parteien.

Das zweite Kapitel berichtet für den Zeitraum von 1990 bis 1994 amtliche Ergebnisse zu den Bundestagswahlen, den Landtags- und Kommunalwahlen, der Wahl des Bundespräsidenten und zu den Europawahlen (incl. der Europawahl 1989). Die Tabellen und Graphiken sind wieder klar und übersichtlich aufgebaut. Hilfreich wäre es allerdings für ein Nachschlagewerk, bei Tabellen und Grafiken mit Prozentwerten im Zweifelsfall die Prozentuierungsbasis mit anzugeben, auch wenn offenbar durchgehend (wie in amtlichen Statistiken üblich) auf „gültige Stimmen“ prozentuiert wurde.

In Kapitel 3, „Zur Analyse der Wahlen“, werden, soweit vorhanden, Ergebnisse der amtlichen repräsentativen Wahlstatistik vorgelegt, d. h. eine Aufteilung der Wahlbeteiligung und der Stimmen für die einzelnen Parteien nach Alter und Geschlecht. Weil für die Bundestagswahl 1994 keine amtliche Repräsentativstatistik erstellt worden ist, wird die Aufteilung der Stimmen für die einzelnen Parteien in diesem Fall anhand einer Exit-Poll-Umfrage dargestellt. Diese Umfrage liefert dann auch die Daten zur Kombination von Erst- und Zweitstimmen sowie zum Wahlverhalten sozialer Gruppen. Wie in den vorangegangenen Kapiteln werden auch hier die auftretenden Zusammenhänge kurz kommentiert.

Insgesamt gesehen stellt das Buch ein nützliches und übersichtliches Nachschlagewerk dar. Da – abgesehen von der Exit-Poll-Umfrage – ausschließlich Zusammenhänge auf Aggregatenebene ausgewiesen sind, wird man für detailliertere Wahlanalysen allerdings zusätzlich in starkem Maße auf Umfragedaten zurückgreifen müssen. Notwendig wird dies erstens, um von der Aggregat- auf die Individualebene, an der die Wahlforschung in aller Regel interessiert ist, zu gelangen (womit ökologische Fehlschlüsse vermieden werden) und um zweitens auch solche Einflußfaktoren (wie etwa Parteibindung, Unzufriedenheit mit Politikern etc.) analysieren zu können, die in offiziellen Statistiken und Zählungen nicht berücksichtigt sind.

Siegfried Schumann

HOLZAPFEL, Jens: **Der Widerstandskampf deutscher Kommunisten in Dänemark 1933 bis 1941** (= Edition Wissenschaft; Reihe Geschichte, Bd. 23). – Marburg: Tectum Verlag 1997. 2 Mikrofiches. – Mikroreprod. eines Ms., 165 S.

Das KPD-Exil in Dänemark (1933–1945) ist von der Forschung relativ unbeachtet geblieben. Nach einer großen Artikelserie der „Hamburger Volkszeitung“ (1947) und den Memoiren von Otto Buchwitz (1950) war es um dieses Thema lange Zeit still geblieben, denn auch die Rückkehrer aus Dänemark waren in der Zeit der „Säuberungen“ als Westemigranten in der DDR in die Mühlen der „Zentralen Parteikontrollkommission“ der SED (ZPKK) geraten.

In der DDR sind später drei größere Versuche zur Erforschung und Darstellung der KPD-Emigration in Dänemark unternommen, jedoch nicht zum Abschluß geführt worden: Julius Jürgensen, ehemaliger KPD-Leiter in Dänemark, sammelte 1957 in offiziellem Auftrag der SED Erinnerungen ehemaliger Emigranten, doch sein früher Tod führte noch im selben Jahr zum Abbruch der Arbeit. In den sechziger Jahren betrieb Manfred Bobert (Greifswald) eine Dissertation zur KPD-Emigration in Dänemark. Aus seinen laufenden Forschungen entstanden Zuarbeiten zur achtbändigen „Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung“ und zur „Geschichte des zweiten Weltkrieges“. Seine Arbeit kam jedoch zu keinem Abschluß. Ab Mitte der siebziger Jahre unternahmen die Dänemarkremigranten Max Spangenberg, Alfred Drögemüller und Willi Adam in Reaktion auf die dänische Darstellung von Carl Madsen „Flygtning 33“ (1974) einen eigenständigen Versuch zur Erforschung ihrer Exilgeschichte. Das Anfang der achtziger Jahre fertige Manuskript durfte jedoch auf Weisung der SED-Forschungszentrale nicht publiziert werden.

In Dänemark hatte der unlängst verstorbene Ole Stender Petersen bereits 1978 einen ersten erhellenden Aufsatz zum dänischen KPD-Exil vorgelegt. Wiederholt ist der Publizist Erik Nørgaard auf den kommunistischen Seeleutewiderstand und dabei auch ausführlich auf die Arbeit deutscher Kommunisten eingegangen. Fundierte Untersuchungen zum KPD-Exil in Dänemark stammen von Hans-Uwe Petersen (Kopenhagen), dessen Arbeiten sich hauptsächlich mit dem Zeitraum 1939–1941/43 befassen und zum größten Teil in deutscher Sprache vorliegen.

Holzapel will mit seiner als Mikroficheedition publizierten Magisterarbeit auf das noch immer

bestehende Forschungsdesiderat aufmerksam machen und angesichts einer Vielzahl neuer Quellen den „Anstoß geben, sich insbesondere mit dem kommunistischen Widerstand neu zu befassen“ (S. 11). Der erreichte Forschungsstand wird von ihm jedoch weitgehend selektiv wahrgenommen, die dänische Literatur, mit Ausnahme der Arbeiten von Petersen, ignoriert. Das wohlsortierte Archiv der dänischen KPD-Exilorganisation für den Zeitraum 1940–1945 im ehemaligen SED-Archiv ist von ihm nicht herangezogen worden. Gleiches gilt für die Untersuchungen und Befragungsprotokolle der ZPKK und des Ministeriums für Staatssicherheit in den fünfziger Jahren sowie für die Kaderunterlagen der SED über die Rückkehrer aus Dänemark.

Holzapel stützt sich neben wenigen ausgewählten Erinnerungen von KPD-Aktivistinnen und einigen KPD-Akten vor allem auf Gestapoakten. Er skizziert einen Überblick über die Widerstandsgeschichte der KPD am Beispiel der dänischen Exilorganisation, einschließlich deren innerer Organisationsstruktur. Dabei listet er eine große Zahl von Namen auf, die dankenswerterweise durch ein Personenregister leicht erschlossen werden können. Leider werden dabei auch viele Irrtümer kolportiert. Zum Beispiel gehörte Otto Kühne nicht dem Reichstag an, und sowohl Heinrich Wiarek als auch Lothar Hoffmann überlebten die Nazi Herrschaft. Holzapfels Verdienst liegt weniger in der Analyse der KPD-Arbeit denn in seinen Ausführungen zur Bekämpfung des kommunistischen Widerstands durch die Gestapo. Hier ist besonders das Kapitel über die Aktivitäten der V-Leute von großem Interesse, auch wenn die alten Verdächtigungen von ihm nicht geklärt werden können.

Eine umfassende Monographie zum deutschen kommunistischen Widerstand in Dänemark steht weiterhin aus.

Michael F. Scholz

Un percorso della memoria. Guida ai luoghi della violenza nazista e fascista in Italia [Ein Weg der Erinnerung. Führer zu den Orten der nazistischen und faschistischen Gewalt in Italien]. Hrsg. von Tristano MATTÀ. – Milano: Verlag Electa 1996. 159 S.

Capire la Risiera. A Trieste un lager del sistema nazista [Die „Risiera“ verstehen. Ein Lager des nazistischen Systems in Triest]. Hrsg. von COMUNE DI TRIESTE, CIVICI MUSEI DI STORIA ED ARTE, CIVICO MUSEO DELLA RISIERA DI SAN SABBA – MONUMENTO NAZIONALE (= Comune di Trieste, Civici Musei di Storia ed Arte, Quaderno didattico, Bd. 7). – Trieste: 1996, 142 S.

Jahrzehntelang diente in Italien das Gedenken an die Resistenza, den Widerstand gegen die deutschen Besatzer und die faschistischen Kollaborateure der Jahre 1943–1945, als eine Art Zivilreligion, die den republikanischen Staat legitimieren half. Dies äußerte sich in der Festkultur und in der Jahrestagsrhetorik ebenso wie in der Benennung von Straßen und Plätzen. Es zeigte sich auch in der Bereitschaft vieler Italiener, jenseits der Klassen- und Parteigrenzen zur Verteidigung ihrer als „antifaschistisch“ empfundenen Republik gegen drohende Gefahren von rechts auf die Straße zu gehen. In diesem Rahmen fanden die Gedenkstätten einen angemessenen Platz und die ihnen gebührende Förderung.

Inzwischen haben die von der Rhetorik überdeckten Ideale der Resistenza kaum noch eine mobilisierende Wirkung. Die Wahrer der Widerstandstraditionen, die Linksparteien, Partisanenvereinigungen, Museumsleitungen und Kommunalpolitiker, müssen darüber nachdenken, wie sie einer immer desinteressierter wirkenden Öffentlichkeit die Ereignisse der Jahre 1943–1945 nahebringen können. Besonders gefördert sind die Gemeindeverwaltungen von Orten, in denen im Zweiten Weltkrieg die größten Verbrechen verübt wurden, die Schauplätze von Massakern oder Standorte von Konzentrationslagern waren. Kam diesen Städten und Dörfern früher schon von Staats wegen größte Aufmerksamkeit zu, so ringt man heute auch hier um eine neue Erinnerungskultur.

Es ist kein Zufall, daß die beiden anzuzeigenden Bücher in Triest produziert wurden; im Krieg war die Adriametropole eine Art Drehscheibe des faschistisch-nationalsozialistischen Terrors gegen den italienischen und jugoslawischen Widerstand. Beim Überfall Hitlers und Mussolinis auf den südslawischen Staat 1941 war der Raum um Triest

Aufmarschgebiet für die faschistischen Truppen. Als Hauptstadt der „Operationszone Adriatisches Küstenland“ wurde die Stadt während der deutschen Besatzungszeit seit 1943 dem Zugriff Mussolinis weitgehend entzogen und dem Gauleiter Friedrich Rainer (Klagenfurt) unterstellt; dessen Geschäfte vor Ort führte der „Höhere SS- und Polizeiführer“ Odilo Globocnik. Globocnik, einer der größten Massenmörder des 20. Jahrhunderts, war ein in Triest geborener österreichischer Nationalsozialist slowenischer Abstammung. Er hatte die Vernichtungsaktionen gegen die polnischen Juden („Operation Reinhard“) geleitet, bevor er an die Adria versetzt wurde. In Triest baute er eine alte Reisfabrik, die *Risiera di San Sabba*, in ein sog. „Polizeihaftlager“ um; dort ließ er etwa zweitausend vor allem slawische Partisanen und politische Gefangene, aber auch als „nicht transportfähig“ eingestufte Jüdinnen und Juden umbringen. Lagerkommandant wurde Christian Wirth, bekannt als Organisator der T4-Euthanasiekampagne von 1939/40, bei der unzählige Behinderte ermordet worden waren. Neben Globocnik und Wirth gelangten während der deutschen Besatzungszeit noch zirka neunzig weitere Experten des Genozids aus Polen in das „Adriatische Küstenland“.

Die Mauern der Risiera di San Sabba erscheinen auch auf der Titelseite des von Tristano Matta herausgegebenen Bandes. Das reich, aber unspektakulär bebilderte Buch ist in einer kunsthistorischen Reihe erschienen und wird im Untertitel als „Wegweiser zu den Orten der nazistischen und faschistischen Gewalt in Italien“ vorgestellt. Wie viele solcher Orte es auf der Apenninenhalbinsel gibt, ist aus einer beiliegenden Karte ersichtlich. Daß es eines „Wegweisers“ bedarf, liegt in der Natur der Sache: längst nicht immer suchten sich Wehrmacht, SS und faschistische Truppen für ihre Verbrechen die unmittelbare Umgebung einer Metropole aus – wie etwa im Falle des Massakers in den Ardeatinischen Höhlen bei Rom. Die größten Blutbäder richteten sie in kleinen Ortschaften an, die überhaupt nur als Schauplätze von Kriegsverbrechen Bekanntheit erlangten. So zeigt die von Tristano Matta und Livio Famiani erarbeitete Karte, daß die meisten Repressalien gegenüber der italienischen Zivilbevölkerung – darunter mehrere mit über 100 Todesopfern – im Juni bis Oktober 1944 entlang der sog. „Gotischen Linie“ in der Toskana verübt wurden; manchmal, aber längst nicht immer liegen die Orte in unmittelbarer Nähe der damaligen Front.

Enzo Collotti, ein bekannter Historiker der Widerstandsbewegung und Deutschlandexperte,

hat die Einleitung zu Mattas Buch beige-steuert. Die Einzelbeiträge stammen von lokalen Fachleuten, Mitarbeitern der Gedenkstätten und der Resistenzinstitute. Spartaco Capogreco erzählt die Geschichte des Konzentrationslagers von Ferramonti in Süditalien, wo bei Kriegsausbruch ca. 4000 nichtitalienische Juden interniert wurden; Elvira Sabbatini Paladini beschreibt zwei zentrale Orte des NS-Terrors in der Hauptstadt Rom – das Gestapogefängnis in der Via Tasso und den Hinrichtungsort der Fosse ardeatine. Weitere Beiträge gelten den Denkmälern in der Toskana, in der Emilia-Romagna und in Piemont, Regionen also, die Hochburgen des Partisanenwiderstands waren. Die Reihe der Artikel über Gedenkstätten schließt mit einem Text des Herausgebers über die Risiera von Triest ab.

Ganz der Risiera di San Sabba gewidmet ist der zweite hier anzuzeigende Band. Er entstand als Protokoll eines Kurses zur Ausbildung von Personen, die in dem ehemaligen Konzentrationslager als didaktische Führer arbeiten. Das erklärt seine Stärken und Schwächen: einzelne Texte sind etwas plakativ und allgemein gehalten. Da aber alle Autoren über einschlägige Forschungserfahrung verfügen, können die Artikel durchweg als solide und zuverlässig gelten; begleitende Auswahlbibliographien erleichtern das Weiterarbeiten. Zu Wort kommen vor allem Historikerinnen und Historiker aus Triest und Umgebung, darunter Gustavo Corni („Der Nationalsozialismus als totalitäres System“, „Antisemitismus und Judenvernichtung“), Mario Palla („Das faschistische Regime“), Marco Coslovich („Deportation aus dem Adriatischen Küstenland in die Konzentrationslager“), Raoul Pupo („Der Zweite Weltkrieg und die Resistenza in Julisch Venetien“), Giampaolo Valdevit („Die Triest-Frage, der Krieg und die internationale Politik“), Tristano Matta („Die Risiera zwischen ‚Revisionismen‘ und Relativierungen“), Marima Rossi und Elio Apih („Städtisches Museum“ und „Historische Ausstellung der Risiera di San Sabba“).

Einer der Autoren, Jože Pirjevec, ein in Triest lebender slowenischer Historiker, zeigt, daß es nicht nötig ist, angesichts der Nazigreuel die Gewalttaten zu verschweigen, die die titoistischen Partisanen im Frühjahr 1945 an der italienischen Zivilbevölkerung verübten. Dieser Übergriffe wird an anderen Stellen gedacht, die nur wenige Kilometer von der Risiera di San Sabba entfernt liegen. Vielleicht wird demnächst so mancher geplagte Gedenkstättenplaner oder -leiter hierzulande italienisch lernen müssen, um auf die Frage nach der

Ausgewogenheit des Gedenkens eine Antwort zu finden.

Rolf Wörsdörfer

Forschungen zur Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung in Norwegen. Hrsg. von Einhart LORENZ (= Mitteilungsblatt des Instituts zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung [IGA], H. 19). – Essen: Klartext Verlag 1997. 148 S.

Das Institut zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung der Ruhr-Universität Bochum veröffentlichte in seinen Mitteilungsblättern bisher Forschungsberichte zur Geschichte der Arbeiter und der Arbeiterbewegung in Schweden (Mitteilungsblatt, Nr. 10/1990), Großbritannien (Nr. 11/1991), Finnland (Nr. 12/1992), Polen (Nr. 13/1993), Frankreich (Nr. 14/1993), Rußland (Nr. 16/1995) und Spanien (Nr. 17/1996). Für Norwegen stellte Einhart Lorenz, Professor für westeuropäische Geschichte an der Universität Oslo und ausgezeichnete Kenner der Geschichte der deutschen und der skandinavischen Arbeiterbewegung, Forschungsberichte zu verschiedenen Aspekten zusammen.

In seinem einleitenden Aufsatz „Forschungen zur Geschichte der politischen Arbeiterbewegung in Norwegen“ skizziert Lorenz die Forschungssituation und stellt einzelne Forschungsschwerpunkte ausführlich vor. In einem zweiten Aufsatz behandelt er Auf- und Abschwünge der deutschen Einflüsse auf die norwegische Arbeiterbewegung, wobei er den Schwerpunkt auf die Frühzeit legt, doch nicht ohne die fruchtbaren Impulse durch die deutsche politische Emigration nach 1933 aufzuzeigen. Sein Fazit, der deutsche Einfluß sei bisher weder auf Landesbasis noch lokal untersucht worden, will bewußt neue Forschungen, vorzüglich deutsch-norwegische Projekte, anregen. So könnten zum Beispiel das Wirken „deutscher“ Elemente in den norwegischen Gewerkschaftsorganisationen oder norwegische Erfahrungen, vermittelt durch die Wanderschaft in Deutschland, untersucht werden, bis hin zu den Spätwirkungen der Emigration.

Tore Pryser (Lillehammer) präsentiert auf der Grundlage aktueller Forschungen die erste politische Bewegung Norwegens, die Thraniterbewegung. Einar-Arne Drivenes und Hallvard Tjelme-land (beide Tromsø) beschäftigen sich mit der Entwicklung der Arbeiterbewegung in Nordnorwegen in diesem Jahrhundert. Die aus der Sozialgeschichte der nordnorwegischen Industrialisierung

herzuleitenden strukturellen Umbrüche regen zu einem Vergleich mit den entsprechenden Vorgängen in Mittel- und Westeuropa an. Terje Halvorsen (Lillehammer) zieht eine Bilanz der Forschungen zur norwegischen Gewerkschaftsbewegung nach 1945.

In Deutschland wenig zur Kenntnis genommen wurde die in den letzten Jahren in Norwegen heftig geführte Diskussion über die Zusammenarbeit der norwegischen politischen Arbeiterbewegung mit den Geheimdiensten. Nach einer Vielzahl von „Enthüllungen“ sahen sich die norwegischen Behörden gezwungen, mehrere öffentliche Ausschüsse und Kommissionen einzusetzen. Über deren Tätigkeit informiert Lars Chr. Jensen vom Institut für Verteidigungsstudien in Oslo. Ausführlich beschreibt er den aus wissenschaftlichem Blickwinkel noch immer wenig entwickelten Forschungsstand, wobei er zwischen konspirativer und legitimierender Literatur abwägt und einige „Sensationen“ entdramatisiert. Nach Redaktionsschluß hat u. a. die vom Storting eingesetzte Lund-Kommission ihren Bericht vorgelegt, der zu heftigen parlamentarischen Auseinandersetzungen geführt hat. Das zeigt, in welchem Umfang nach dem Ende des Ost-West-Konflikts auch für die Geschichte der Arbeiterbewegung Forschungsbedarf zum Thema Kalter Krieg besteht. – Dem Heft ist ein umfangreiches Literaturverzeichnis beigegeben, das auch nichtpublizierte norwegische Examensarbeiten (*hovedoppgaver*) erfaßt.

Michael F. Scholz

BORGERSRUD, Lars: Wollweber-organisasjonen i Norge [Die Wollweber-Organisation in Norwegen] (= Acta Humaniora, Bd. 7). – Oslo: Universitetsforlaget 1997. 782 S.

Mit seiner Doktorarbeit trägt Lars Borgersrud dazu bei, die weltweit operierende Sabotageorganisation des deutschen Kommunisten Ernst Wollweber (1898–1967) zu entmystifizieren. Dazu unternahm B. umfangreiche Archivstudien in Deutschland, Norwegen, Schweden und Rußland. Mit großem Engagement konnte er eine Fülle bisher unbekannter Quellen erschließen, darunter nicht wenige Materialien der jeweiligen Geheimpolizei. Ein bedauerlicher Effekt: Die Arbeit wurde vom norwegischen Geheimdienst zensiert, d. h. zirka fünf Prozent ihres Umfangs nicht zur Veröffentlichung freigegeben; diese Stellen sind vom Verfasser genau markiert.

Die Darstellung behandelt in drei Themenkomplexen den Zeitraum von 1935 bis 1955, wobei die Person Wollwebers der Handlung den roten Faden gibt. Der Leser wird mit der Geschichte der kommunistischen Seeleuteorganisation ISH und dem Seemannsmilieu im Norwegen der 1930er Jahre vertraut gemacht. Von persönlichen Kontakten mit ehemaligen kommunistischen Widerstandskämpfern beeindruckt, begegnet Borgersrud Auffassungen aus der Zeit des Kalten Krieges offensiv, die zwischen Kommunisten und Spionen ein Gleichheitszeichen setzten. B. schildert die kommunistische Seeleutearbeit als normale Gewerkschaftsarbeit. Erst der Kampf ums Überleben sei der Auslöser für den militärischen Widerstand, also für den Übergang von der ISH zur Wollweberorganisation, gewesen (S. 75). Gleichzeitig wird ausführlich beschrieben, wie Wollweber 1935 von einer Spezialabteilung des sowjetischen Nachrichtendienstes NKVD den Auftrag erhielt, eine weltweit operierende Sabotageorganisation aufzubauen, die vor allem für Schiffssabotage berühmt und berüchtigt werden sollte. Neben diesen Aktivitäten wird auch die Tätigkeit des Gegners beschrieben, der mit internationaler Unterstützung letztlich erfolgreich sein sollte – mit Ausnahme Norwegens.

Den dortigen Verhältnissen widmet sich der zweite Themenkomplex. Nach der Verhaftung Wollwebers und seines Leiters für Norwegen Martin Hjelmen wurde das norwegische Netzwerk von Asbjørn Sunde („Osvald“) weitergeführt. Die detaillierte Darstellung der Aktivitäten der Organisation Sundes, die in der Kontinuität Wollwebers stand, aber zunehmend eigenes Profil gewann, bereichert die Forschungen über den Widerstand gegen die deutsche Okkupation Norwegens. Hier liegt die Stärke der Darstellung, die Sundes Organisation nicht nur als die wichtigste kommunistische Sabotageorganisation in Skandinavien beschreibt, sondern auch dokumentiert, wie sie zum Auslöser militärischen Widerstands in Norwegen überhaupt wurde. Trotz der engen Zusammenarbeit der Organisation mit der Norwegischen KP, aber auch mit anderen Widerstandsgruppen, blieb Sunde ein Mann des NKVD. Wie er im Sommer 1941 die Arbeit aufnahm, so beendete er sie im Herbst 1944 auf Befehl Moskaus, gegen den Willen der norwegischen KP-Führung.

Der dritte Abschnitt beschäftigt sich mit der Behauptung, Wollwebers Organisation habe nach 1945 eine Wiedergeburt erlebt. Minutiös geht der Autor dem Ursprung dieser These nach, lehnt sie dann vor allem anhand eines Vergleichs der

zeitgenössischen Berichte ab. Eingehend beleuchtet er dabei die Arbeit der norwegischen Sicherheitspolizei, was dazu führte, daß zwei Kapitel sogar vollständig der Zensur zum Opfer fielen.

Wegen der in der Arbeit berührten unterschiedlichen Themen mit ihren vielen Details und der ungeheuren Faktenfülle ist das Buch nur schwer lesbar. Für weitere Forschungen, etwa zur Rolle der sowjetischen und deutschen Geheimdienste im Zweiten Weltkrieg, wird der Wert des Buches durch das Fehlen eines Registers gemindert. Auch der Verfasser scheint bisweilen den Überblick verloren zu haben. Wenig Sorgfalt hat er auf den wissenschaftlichen Apparat verwandt. Der gründliche Leser wird zudem zentrale Literatur älteren und neueren Datums vermissen. Für eine wünschenswerte deutsche Übersetzung bzw. Bearbeitung, die Wollweber und die Arbeit der deutschen Kommunisten wie Richard Stahlmann, Heinz Rauch, Adolf Baier, Rolf Hagge u. a. sowie die Aktivitäten der Gestapo zentral behandeln sollte, sind besonders in den deutschen Archiven zur kommunistischen Widerstandsarbeit sowie zu den deutsch-skandinavischen Geheimdienstkontakten weitere Bestände auszuwerten.

Michael F. Scholz

HAUCH, Gabriella: **Vom Frauenstandpunkt aus. Frauen im Parlament 1919–1933** (= Studien zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte, Bd. 7). – Wien: Verlag für Gesellschaftskritik 1995. 432 S.

Vom Frauenstandpunkt aus – mit diesem Vor-Satz leiteten die im österreichischen Parlament vertretenen Frauen ihre Ausführungen zu Gesetzesentwürfen und -reformen ein. Der Frauenstandpunkt einte die weiblichen Abgeordneten der verschiedenen politischen Parteien und solidarisierte sie im *Namen der Frauen*.

Die Anfänge der österreichischen Frauenbewegung liegen in der Gründung des *Wiener demokratischen Frauenvereins* während der Märzrevolution 1848. Zeitlich und strukturell verlief die österreichische Frauenbewegung wie die deutsche. Auch sie forderte die von den Männern verlangten demokratischen Rechte für sich ein. Mit der Niederschlagung der Märzrevolution schien die österreichische Frauenbewegung zu verschwinden, bis der 1866 gegründete *Wiener Erwerbsverein* den Kampf um den Zugang zu Bildung und damit besser qualifizierten Berufen aufnahm.

Parallel dazu begannen sich auch die Arbeiterinnen für eine Verbesserung der bestehenden Arbeitsverhältnisse einzusetzen. 1866 setzte mit der Stimmrechtsbewegung der Kampf um das Wahlrecht erneut ein. Mit der Erlangung des allgemeinen Wahlrechts 1918 konnten die drei Parteien, die im österreichischen Nationalrat saßen, erstmals auch Frauen entsenden. Die Sozialdemokratinnen setzten sich vor allem für sozialpolitische und arbeitsrechtliche Reformen ein und konnten die weiblichen Abgeordneten aller Fraktionen zur Unterstützung ihrer Gesetzesinitiativen gewinnen, obwohl den kommunistischen Frauen die Reformen nicht weitgehend genug erschienen. Das Engagement der christlich-sozial organisierten Frauen erschöpfte sich vorwiegend in karitativer Tätigkeit für die Schwachen. Der Katholizismus galt ihnen als Schutzorganisation für die Würde und die Stellung der Frau. Allen weiblichen Abgeordneten gemeinsam war die Klage, daß in der Politik und in den Parteien zu wenig auf die Frauen und ihre Belange geachtet werde.

Die Frauen aller Fraktionen setzten sich im Parlament für eine dringend erforderliche Modernisierung im Armen- und Fürsorgewesen, für die Eherechtsreform als Angleichung an deutsche Rechtsverhältnisse und die Reform der §§ 144–148, der Abtreibungsparagrafen, ein. Weitere fraktionsübergreifende Konsensthemen waren innerhalb der Bildungspolitik die Verstaatlichung der Schulen, die Koedukation und die Verbesserung der Stellung der Lehrerinnen. An der neuen Verfassung des Bundesstaates Österreich, die die Republik ablöste und nach der Auflösung des Parlaments 1933 am 1. Mai 1934 in Kraft trat, arbeiteten die Frauen mit Entwürfen zur rechtlichen Gleichstellung maßgeblich mit.

Die Arbeit der weiblichen Abgeordneten wurde dadurch erschwert, daß sie Gesetzesvorlagen entweder erst am Tag der Verhandlung erhielten oder aber nicht für jedes Mitglied ein Exemplar vorhanden war. Der weibliche Anteil an der Konzeption der Wirtschaftspolitik in der Ersten Republik war eher marginal, obwohl doch gerade die Frauen als Verwalterinnen des Haushaltsbudgets besonders betroffen waren. Auf diesen Mißstand machten alle weiblichen Abgeordneten in Reden und Publikationen zu dieser Thematik immer wieder aufmerksam.

Gabriella Hauch beschreibt *Vom Frauenstandpunkt aus* sorgfältig recherchiert Arbeit, Ziele, Erfolge und Niederlagen der österreichischen weiblichen Abgeordneten der im Parlament vertretenen Parteien. Die anhängigen Kurzbiographien der

National- und Bundesrätinnen geben aufgrund der unterschiedlichen Quellen- und Materiallage verschiedene Einblicke in den jeweiligen Lebensweg der Frauen, der sich dabei fast ausschließlich auf die politische Arbeit beschränkt und das sozial-kulturelle und private Leben weitgehend ausklammert.

Zwar verdeutlicht ihre faktenreiche Untersuchung kenntnisreich die vielfältigen politischen Schwierigkeiten parlamentarischer Frauen auf dem steinigen Weg zur Annäherung an die bürgerliche Utopie von Gleichheit und Freiheit (= Selbstbestimmung), vermag aber über weite Strecken nicht, den politischen Konflikt zwischen den Geschlechtern mit seinen ökonomischen, sozialen und kulturellen Widersprüchen zu verknüpfen. Die rechtlich-formale Gleichheit wurde zwar Schritt für Schritt von den Frauen erobert, verbarg aber um so stärker die reale Ungleichheit auch in der modernen Industriegesellschaft seit Beginn dieses Jahrhunderts. So wichtig die Aufarbeitung der parlamentarisch-politischen Arbeit von Frauen ist, so sehr bedarf es auch in diesem Bereich der Thematisierung und Analyse der materiellen Grundlagen männlich-politischer Machtpositionen und des jahrhundertelangen, zähen männlichen Widerstands gegen weibliche Emanzipationsforderungen und -bedürfnisse.

Henrike Hülsbergen

Der Widerschein der Russischen Revolution. Ein kritischer Rückblick auf 1917 und die Folgen. Hrsg. von Theodor BERGMANN, Wladislaw HEDELER, Mario KESSLER und Gert SCHÄFER. – Hamburg: VSA-Verlag 1997. 259 S.

Lesen ist nicht nur ein intellektuelles, sondern auch ein sinnliches Vergnügen. Ein handwerklich solide gemachtes Buch ist die beste Motivation für eine wohlwollende Rezension. Wenn es nach diesem Grundsatz geht, ist die vorliegende Publikation ein Ärgernis, da das im Hamburger VSA-Verlag erschienene Buch beim ersten Aufschlagen in seine Einzelbestandteile zerfällt.

Glücklicherweise wird dieser erste Eindruck durch das besagte intellektuelle Niveau konterkariert. Zu guter Letzt entpuppt sich diese Zusammenstellung von Beiträgen eines wissenschaftlichen Kongresses als eine gelungene Veröffentlichung, die die wesentlichen Aspekte der russischen Entwicklung von 1917 bis 1923 widerspiegelt.

Breit gefächert sind die Themenkreise, die das Buch umspannt. Dies reicht von Abhandlungen hinsichtlich der historischen Entwicklung des Jahres 1917 über die innenpolitischen Aktivitäten infolge des Sieges der Bolschewiki, die Nationalitätenpolitik und die internationalen Wirkungen der Russischen Revolution bis hin zu Versuchen, generelle historische Einordnungen aus der Gegenwartsperspektive zu leisten. Durch die Teilnahme osteuropäischer Historiker bekommen die Leser und Leserinnen einen kleinen Eindruck über den Stand der dortigen Diskussionen. Michail Wojekow aus Moskau beispielsweise stellt an die Revolution unerbittlich Fragen und verzichtet letztlich auf die Interpretation des Oktoberumsturzes und seiner Folgen als sozialistische Revolution. Für ihn hatten die Ereignisse von 1917/18 den Charakter einer abschließenden Etappe einer „bürgerlich-demokratischen Revolution“. Sein Landsmann Alexander Watlin sieht wiederum das Charakteristikum der Revolution gerade im Ausbleiben dieser Revolutionsform: „In der Tat war es mit keiner marxistischen Lehrmeinung zu vereinbaren, daß die an die Macht gelangte Partei, die im Marxismus ihr theoretisches Banner sah, den Versuch unternahm, die Aufgaben der bürgerlich-demokratischen Revolution zu überspringen“ (S. 159). Während sich hier also die frühe Kritik der Menschewiki ausdrückt, stimmt Wojekow schließlich Trotzki's Standpunkt aus der „Verratenen Revolution“ (1936) zu: der Versuch, den Aufbau des Sozialismus auf ein Land zu begrenzen, „noch dazu in einem wirtschaftlich und kulturell zurückgebliebenen Land“ (S. 154), stelle das wichtigste Element dafür dar, daß die Gesellschaft kleinbürgerliche Verhältnisse in totalitärer Form reproduzierte (S. 152).

So wie sich hier das umfassende Auseinanderbrechen der kodifizierten Normen der Sowjethistoriographie manifestiert, merkt man einigen (der reichlich vertretenen) ostdeutschen Autoren hingegen das Unbehagen an, das sie bei der Beschäftigung mit diesem Thema überkommt. (Vgl. insbesondere den Artikel von Wolfgang Ruge: „Verschlissene Ideen – befestigte Macht“, S. 236–250).

Aus der bewußten Konzentrierung auf den Zeitraum von 1917 bis in die Mitte der zwanziger Jahre kann man mit guten Gründen die Veröffentlichung in die Versuche einer „Ehrenrettung“ der Revolution aus überwiegend linker Perspektive einreihen. Und dies geschieht insofern zu Recht, als im Blick auf die andauernden Gleichsetzungen zwischen dem Leninschen und dem Stalinschen Regime eine Differenzierung vor dem Hintergrund

eines 1918 zu Ende gegangenen Weltkrieges, von sozialem Chaos und drohender Deregulierung einer revolutionären Gesellschaft notwendig ist. Nichtsdestoweniger kann aber dann diese Publikation nur begrenzt etwas zu einer generellen Bewertung des sozialistischen Experiments in der Sowjetunion beitragen – wie der Titel suggeriert –, wenn sich abseits einiger allgemeiner Auslassungen wenige Autoren auf den Stalinismus und seine Konsequenzen beziehen, die die grundsätzliche Einschätzung dieser Epoche in der wissenschaftlichen Diskussion entscheidend mitprägen. Es ist in diesem Zusammenhang zu bedauern, daß im Buch sozialgeschichtliche Fragestellungen fehlen, die erklären könnten, worin die spezifischen Unterschiede zwischen der Etablierung des Leninschen Sowjetstaates und des Stalinismus liegen.

Über das Mittel der historischen Analogiebildung versucht Robert V. Daniels diese Unterscheidung zu leisten. Rückgreifend auf die klassischen Studien der vergleichenden Revolutionsforschung von Crane Brinton, Lynford P. Edwards und George S. Pettie lautet seine These: „[...] seit 1917 oder sogar 1905 bis zum Zusammenbruch der kommunistischen Parteiherrschaft 1991 lief in Rußland ein klassischer revolutionärer Prozeß ab, innerhalb dessen alle bekannten Stadien – eine moderate Erhebung, Extremismus, thermidorianische Reaktion, nachrevolutionäre Diktatur – regelgerecht aufeinander folgten“ (S. 228).

Innerhalb dieser konventionellen Einbettung in die Tradition der historischen Revolutionssoziologie entwickelt Daniels anregende Differenzierungen, die ihn als Vertreter der „trotzkistischen Interpretationsvariante“ (Martin Malia) der Russischen Revolution ausweisen. Demnach bildete der Kriegskommunismus einen „gesteigerten“ Extremismus, der die Widersprüche zwischen den revolutionären Zielsetzungen und den objektiven Umständen notdürftig kaschierte. Schließlich mündete dies nach der moderaten Zwischenperiode der NÖP in die drei „Teilabschnitte“ des Stalinschen Regimes: „die ‚Revolution von oben‘ (1928–1931), die ‚Konterrevolution von oben‘ (etwa 1931–1934) und (von 1935 an) der fertige Stalinismus, dessen Platz im revolutionären Prozeß als das funktionale Äquivalent einer kaiserlichen Restauration gelten kann“ (S. 231). Entsprechend waren die Säuberungen „nicht, wie oft angenommen, ein Analogon zu Robespierres extremistischem Terror, sondern eine rein konterrevolutionäre Maßnahme, die schließlich die Akteure der ursprünglichen Revolution fraß“ (S. 232). Gorbatschow und Jelzin wiederum verkörperten im politischen Rückgriff auf die

NÖP den „linken und [den] rechten Flügel der gemäßigten revolutionären Erneuerung“ (S. 233). Insofern repräsentiert der Letztgenannte den Wunsch nach einer Rückkehr zu den gemäßigten Prinzipien der Revolution. Spätestens hier zeigt sich meiner Ansicht nach, daß der Rekurs auf die Revolutionen jakobinisch-kommunistischen Typs die Perestroikaperiode im Sinne einer neuen Form gesellschaftlichen Wandels nicht angemessen fassen kann. Kritisierte Jelzin Gorbatschow damals nicht von „links“, während er erst im Zuge seiner eigenen politischen Machtergreifung in eine konservativ-etatistische Richtung driftete? Anders ausgedrückt: Der schnell einsetzende Erfolg von Glasnost und Perestroika ist Indiz dafür, daß die alten politischen Erklärungsmuster in eine andere Epoche gehörten – und neue Epochen benötigen neue Kategorien, Kategorien, die dem Zeitabschnitt angemessen sind.

Zum Schluß noch dies: Eine Besprechung des anregend beginnenden Artikels von Avgust Lesnik, betitelt: „Der russische Oktober in den Augen der deutschen Sozialdemokratie“ (S. 193–205), muß an dieser Stelle leider entfallen, einzelne Seiten waren aus dem zerfledderten Buch herausgefallen und nicht mehr wiederzufinden. Dies spricht nicht für die Sorgfalt des Rezensenten. Dem VSA-Verlag sei freilich empfohlen, sich auf die Produktion loser Blattsammlungen zu spezialisieren.

Gerd Placke

McLOUGHLIN, Barry, Hans SCHAFRANEK und Walter SZEVERA: **Aufbruch, Hoffnung, Endstation. Österreicherinnen und Österreicher in der Sowjetunion 1925–1945** (= Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik, Bd. 64). – Wien: Verlag für Gesellschaftskritik 1997. 717 S.

Im vergangenen Jahr wurde allerorten der achtzigste Jahrestag der Russischen Oktoberrevolution auf Konferenzen und Tagungen begangen. Vor zehn Jahren noch schien ein reformfreudiger Staatschef das Land aus einer tiefen Krise herausführen zu können. Jetzt gibt es diesen Staat schon nicht mehr. Vor siebzig Jahren allerdings war das Land für einen großen Teil der Arbeiterschaft aller Länder ein großer Hoffnungsträger, das gelobte Land.

Vor diesem Hintergrund ist ein imposanter Band vorzustellen, wuchtig im Umfang und wichtig im Inhalt. Er handelt nicht primär von der

Geschichte der UdSSR, sondern von Österreicherinnen und Österreichern, die in den Jahren 1925 bis 1945 auf verschiedenen Wegen in die Sowjetunion kamen. Er ist kein Sammelband und auch keine Monographie im strengen Sinne. Barry McLoughlin, Hans Schafranek und Walter Szevera untersuchten unterschiedliche Gebiete, die sich unter dem genannten Titel zusammenfassen ließen. Das hat der Thematik, trotz der unvermeidlichen Wiederholungen, die dadurch auftraten, gutgetan. Dadurch erhält der Leser von verschiedenen Seiten und mit verschiedenen Standpunkten Einblick in das Leben und Leiden von Ausländern in der stalinistischen Sowjetunion. Alle drei Autoren haben – parallel zur Sichtung der Quellen in Wien, Bonn und Berlin sowie zur Befragung überlebender Beteiligter – die seit 1991 unvorhergesehen sich öffnenden und sich teilweise ebenso wieder verschließenden Archivbestände Moskauer Provenienz genutzt, um bisherige Forschung zu dem Gebiet entweder zu ergänzen oder zu revidieren. Der Zugang zu den russischen Archiven erfolgte vor allem über Personendossiers. Allein aus dem Bestand der Personalakten der Kommunistischen Partei Österreichs bei der Komintern wurden über 300 Kaderakten herangezogen.

Der Band beginnt mit dem Kontakt von Österreichern mit dem revolutionierten Land in den zwanziger Jahren. Zwei Begebenheiten treten dabei hervor, die über Einzelfälle hinausgehen. Zum einen sind es die Arbeiterdelegationen, die aus verschiedenen Ländern in der Mitte der zwanziger bis zum Beginn der dreißiger Jahre in das Land mit dem Ziel eingeladen wurden, in ihren Ländern Werbung für den sozialistischen Aufbau zu betreiben. Zum anderen gab es in dieser Zeit, von Abenteurern, Sympathisanten, sozial im Abseits Stehenden mehrerer Nationen ausgehend, Versuche, landwirtschaftliche Kolonien in dem riesigen Staat zu errichten. Für beide Kapitel zeichnet Hans Schafranek verantwortlich. Die erste Delegation aus Österreich, eine zwölköpfige Gruppe von Eisenbahnern, die im Sommer 1925 in das Land reisen sollte, mußte zu Hause bleiben. Auf Druck der österreichischen Regierung erhielten sie kein Durchreisevisum durch die Tschechoslowakei. In den Jahren 1925 bis 1927 konnten die Fahrten einer Jugend- und einer Frauendelegation sowie mehrerer Arbeiterdelegationen jedoch nicht verhindert werden. Zur Zeit des ersten Fünfjahrplans 1929 bis 1933 war Österreich gar durch mindestens zehn Delegationen an den annähernd zweitausend Besuchern, die vor allem zu den besonderen Anlässen des Maifeiertages oder der Jahrestage der Revo-

lution eingeladen wurden, vertreten. Schafranek schildert vor allem die Auseinandersetzungen zwischen österreichischer Regierung, Sozialdemokraten und Kommunisten, die in der Presse um die Berichte der Reisenden geführt wurden, und kontrastiert sie mit den gelenkten und privilegierten Reisen der Auserwählten. Sein Fazit: Zum Zwecke der Glorifizierung wurden den Ausländern Potemkinsche Dörfer vorgeführt, die sie der österreichischen Öffentlichkeit weitervermittelt haben. Kritische Stimmen wurden entweder von der KPÖ mit Bann oder von der UdSSR mit Verfolgung belegt.

Andere Erfahrungen mit dem Land machten über 200 Kolonisten, die am 3. März 1926 mit einem aus sieben Personen- und vierundzwanzig Güterwaggons bestehenden Sonderzug nach Ksyl-Orda, einem kasachischen Städtchen an der Grenze zu Usbekistan und Kirgisien, fuhren. Sie hatten sich angesichts der für sie hoffnungslosen Zukunftsperspektiven in Österreich für eine Ansiedlung in der Sowjetunion entschieden. Initiiert wurde die Auswanderung nach Sowjetrußland von der „Republikanischen Vereinigung ehemaliger Kriegsteilnehmer und Kriegsoffer Österreichs“. Der führende Kopf des Planes, Karl Uhl, wurde der Namensgeber des Projektes. Obwohl den Kolonisten mehrere Gebiete zur Auswahl standen, wählten Uhl und seine Begleiter bei einem Besuch in der UdSSR das brachliegende, 2500 Hektar große Gebiet in der Salzsteppe – eine Entscheidung, die mitbestimmend für das Scheitern der Uhlfeld-Kolonie werden sollte. Dazu traten aber noch eine Reihe weiterer Gründe: nicht genügende Berufsqualifikation der Gruppenmitglieder, keine ausreichende finanzielle Unterstützung von österreichischer Seite, Verzögerungen bei der Realisierung der Ideen. Vor allem aber machten Streitereien innerhalb der Gruppe das Siedlungsprojekt zunichte. Nach einem Jahr waren die Pioniere, die nach dem Zuzug von Familienmitgliedern auf über dreihundert angewachsen waren, in alle Winde zerstreut. Viele von ihnen beehrten in der österreichischen Botschaft in Wien die Rückkehr in ihre Heimat. Diesem Ansinnen standen die diplomatischen Vertreter nur anfangs entgegenkommend gegenüber. Später verhielten sie sich wie auch das österreichische Mutterland äußerst abweisend gegenüber den Kolonisten, von denen sich eine Reihe auf eigene Faust eine neue Arbeit in dem großen Sowjetland suchte.

Ein paar Jahre später zog eine noch größere Zahl Arbeitssuchender in das Land, Industriearbeiter, deren Arbeitskraft und hohe Qualifikation während der forcierten Industrialisierung der

UdSSR gern ausgenutzt wurde. Deren Lage war in den von der Weltwirtschaftskrise geschüttelten Ländern des Westens noch verzweifelter als Mitte der zwanziger Jahre, und die Bedingungen in der Sowjetunion ließen diese Übersiedlung zumindest für einige Jahre meist erfolgreich verlaufen. Walter Szevera schreibt über diese Facharbeiteremigration in den dreißiger Jahren in die Sowjetunion. Ihm gelingt eine klare Verknüpfung der allgemeinen Entwicklungstendenzen mit der Beschreibung individueller Lebensverläufe von österreichischen Facharbeitern. Wie viele insgesamt den Weg nach Osten gefunden haben, liegt nach wie vor im dunkeln, da die verfügbaren Statistiken oft nicht zwischen Deutschen und Österreichern unterscheiden. Bei einer Gesamtzahl von etwa 42000 ausländischen Arbeitnehmern im Jahre 1932 nahm die Gruppe der Deutschen und Österreicher ungefähr die Hälfte ein. Österreicher dürften zu 20 bis 25 Prozent darunter vertreten gewesen sein. Szevera beschreibt die Einreise- und Aufenthaltsmodalitäten, die Wohn- und Arbeitssituation, die deutlich besser waren als diejenigen der Einheimischen, sowie das politische und kulturelle Leben der Gastarbeiter. Aufgrund der Verschlechterung der Arbeitsbedingungen und infolge sowjetischen Drucks – Nichtverlängerung der Arbeitsverträge oder Zwang zur Annahme der sowjetischen Staatsbürgerschaft – kehrte ein großer Teil der Facharbeiter seit Beginn der dreißiger Jahre wieder nach Österreich zurück. Diejenigen, die im Land verblieben, wurden später oftmals Opfer des sowjetischen Terrors, vor allem in den Jahren 1937/38. Dies weist darauf hin, daß die Facharbeiter nicht im Zusammenhang der Auseinandersetzung zwischen technischer Intelligenz und Parteibürokratie, die zu Beginn der dreißiger Jahre geführt wurde und über die Szevera in einem interessanten Exkurs informiert, Repressalien ausgesetzt waren.

Zu den Arbeitsemigranten gesellte sich nach der Niederschlagung eines Aufstandes des österreichischen sozialdemokratischen Schutzbundes im Februar 1934 eine große Gruppe von politischen Emigranten, die in Moskau in diesen Jahren als Schutzbündler weithin bekannt waren. Über sie hat Karl R. Stadler 1974 eine Monographie verfaßt. Sie wird nun von Barry McLoughlin nicht revidiert, aber in vielen Einzelheiten ergänzt. Vom Umfang her ist dieser Teil mit knapp dreihundert Seiten der größte. Ausführlich legt McLoughlin die politischen Ränkespiele im Vorfeld der Einreise in die UdSSR zwischen Kommunisten und Sozialdemokraten dar. Sodann beschreibt er die bevorzugte Behandlung der etwa 750 Schutzbund-

emigranten, die vor allem auf industrielle Großbetriebe in den Städten Moskau, Leningrad, Charkow, Rostow am Don und Gorki verteilt wurden. Nachdem die Privilegien für Ausländer nach und nach abgeschafft worden waren und eine Teuerungswelle sowie die Streichung des anfangs zugebilligten Garantielohns zu einer Verschärfung der Lebensbedingungen beitrugen, entschlossen sich mehr und mehr Schutzbündler zur Rückkehr nach Österreich. Für einen Teil der Verbliebenen war das neu eingeführte System der Entlohnung nach Leistung, der Stachanowismus, ein Ersatz für den Wegfall der Vergünstigungen. Immerhin zählten über sechzig Prozent der Leningrader Schutzbündler zu den Stachanowisten. Aber auch diese ohnehin bald wieder unwirksam werdende Einrichtung konnte nicht die negativen Erscheinungen wettmachen, die der Terror für die Schutzbündler mit sich brachte.

Kennzeichen seines Abschnittes wie auch der folgenden, wiederum von Schafranek geschriebenen Teile über KPÖ-Mitglieder an der Leninschule, über die Auswirkungen des stalinistischen Terrors auf österreichische Altkommunisten sowie über die Lebens- und Arbeitssituation der Emigranten während des Zweiten Weltkriegs ist die ausführliche Darlegung einzelner Schicksale. Daß dabei häufig jeder in den Quellen zu findende Hinweis verarbeitet wird, macht für einen mit dem Thema unvertrauten Leser die Lektüre zuweilen etwas ermüdend. Denn die für die Konzentrationsfähigkeit notwendige Struktur des Textes leidet darunter.

Eine nicht zu unterschätzende Bereicherung des Buches ist seine Bebilderung. Schon das Titelbild ist ausgezeichnet gestaltet. Veranschaulichen uns die Gruppenbilder vom „Weihnachtsfest im Klub der Ausländischen Arbeiter“ oder vom „Aufmarsch zum 1. Mai über den Roten Platz“ oder vom „Fallschirmunterricht im Rahmen der Gesellschaft zur Förderung der Verteidigung und des Ausbaus des Flugwesens und Chemie“ in passender Weise den Text, so sind die Fotografien aus den Verhaftungsakten von einer großen Eindruckskraft und gehen über die schriftliche Schilderung der Nöte und Verzweiflung der Menschen, die der sowjetischen Willkür und der Gleichgültigkeit der KPÖ-Leitung zum Opfer fielen, weit hinaus. Was kann aussagekräftiger sein als solch ein gemartertes Antlitz?

Kleinere Ungenauigkeiten sind angesichts des riesigen Umfangs des Forschungsfeldes und der vergleichsweise geringen Vorarbeiten unvermeidlich und treten nicht sehr häufig auf. Dazu gehört die Aussage, daß bis 1927/28 Reisen mit einem

Touristenvisum von Intourist die Hauptvariante der Arbeitssuche in der UdSSR war, ein Lapsus, da Intourist erst 1929 gegründet wurde (S. 83). Zu erklären bliebe, wie die Reisen vorher geregelt wurden. Auch die Antwort auf die Frage, warum die Einführung des Inlandspasses auf den Einreiseverkehr aus dem Ausland eingewirkt haben soll, bleibt uns der Autor schuldig (S. 84). Veröffentlichte Quellen sollten weiterhin nach ihrer Erstveröffentlichung zitiert werden. So hat uns ein Schlüsseldokument der KPD aus der Zeit des Terrors nicht Reinhard Müller in „Die Akte Wehner“ erstmals in Auszügen präsentiert, sondern es liegt vollständig auf russisch bereits von Leonid Babičenko in „Istoričeskij archiv“, Nr. 1/1992, bzw. auf deutsch von Luitwin Bies in den „Marxistischen Blättern“, Nr. 5/1992, vor (vgl. S. 471, Anm. 9). Nicht nur dabei macht sich bemerkbar, daß sich die Autoren ausschließlich auf westliche Forschungen stützten. Die einzigen in Übersetzung herangezogenen Forschungen von russischer Seite, die Bücher von Roj Medwedjew und Dimitri Wolkogonow, sind für diesen Zusammenhang unerheblich. Insgesamt ist der Band leider stark von dem heutigen Wissen und den damit verbundenen Wertungen durchdrungen. Es bedeutet keineswegs, daß alles verziehen wird, wenn man versucht, die Ereignisse in ihrem historischen Kontext zu bewerten. Die Stärke des Buches ist sein personenbezogener Quellenzugang. In weiten Strecken ist es gegen die Auslöschung des Einzelschicksals, des individuellen Gesichts im Strom der Geschichte gerichtet. Die Schilderung der zahlreichen persönlichen Lebenswege suggeriert zunächst, daß es damals in der UdSSR um den einzelnen Menschen gegangen sei. Aber im Ergebnis zeigt das Buch in aller Deutlichkeit, daß der einzelne in der stalinistischen Sowjetunion ein Nichts war.

Carola Tischler

TISCHLER, Carola: **Flucht in die Verfolgung. Deutsche Emigranten im sowjetischen Exil – 1933 bis 1945** (= Arbeiten zur Geschichte Osteuropas, Bd. 3). – Münster: LIT Verlag 1996., 277 S.

Das Quellenverzeichnis führt zahlreiche Archive zwischen Moskau und New York auf, systematisch sind themenrelevante Bestände in deutschen Archiven erschlossen worden. Ein ausführlicher Bericht zum Literatur- und Forschungsstand leitet diese als Dissertation entstandene Monographie ein, die sich als eine in einem Zug lesbare Dar-

stellung von vielen Produkten des „akademischen Betriebs“ positiv unterscheidet. Mit großer Sensibilität für Einzelschicksale verfolgt die Verf. das Ziel, einen Gesamtüberblick über die deutsche Emigration in der Sowjetunion nach 1933 zu präsentieren: 1936 auf vier- bis fünftausend Personen geschätzt – eine Randgruppe wie viele andere damals in der UdSSR befindliche nationale Exilgruppen. In sechs Kapiteln wird eine unpräzise Topographie des deutschen Exils in der UdSSR vorgestellt, das in intensivem Kulturleben der deutschen Minderheit dort oder – im Sonderfall der in die UdSSR emigrierten deutsch[jüdisch]en Ärzte – zwar in bürokratischer und ökonomischer Hinsicht schwierige, doch zunächst erträgliche Lebensumstände fand.

Die erste Zäsur markiert das Jahr 1935: Abschottung der UdSSR nach außen und Restriktionen in der Asylpolitik, Schließung zahlreicher internationaler Einrichtungen, durch neues Staatsbürgerschaftsrecht verstärkter Integrationsdruck und vor dem Hintergrund innerparteilicher „Säuberungen“ Überführung von KPD-Emigranten zur KpdsU, ab 1935 erste Verhaftungen unter deutschen Emigranten und KPD-Ausschlüsse in den Jahren 1936–1938. Pläne zur Rückführung eines Großteils der Emigranten begleiteten die im Frühjahr 1936 begonnenen Massenverhaftungen: 1937 gerieten deutsche Emigranten in sowjetischen Rüstungsbetrieben kollektiv unter Spionageverdacht, im Frühjahr 1938 wurden 70 Jugendliche verhaftet, weil sie angeblich eine „Hitlerjugend“ gebildet hätten. Insgesamt seien etwa 3000 der 4000 deutschen kommunistischen Emigranten verhaftet und einige Hundert erschossen worden (S. 108). Deziert heißt es in einem Abschnitt über Denunziation, daß sie „Folge, nicht Auslöser des Terrors“ war (S. 114), Ausdruck der Entwicklung der parteistatuarischen „Kritik und Selbstkritik“ zu Denunziation und Selbstbeichtigung. Die Distanzierung der Verf. gegenüber einer „Enthüllungshistoriographie“, die vordergründige Belege aus gefälschten Verhörprotokollen schöpft, steht in einer Reihe mit der Hypothese, daß bei den Massenverhaftungen nach – vielfach nur schwer rekonstruierbaren (z. B. Häuserblocks, Betriebseinheiten) – Gruppenmerkmalen vorgegangen worden sei. Damit setzt sich die Verf. von der vorherrschenden Meinung ab, wonach Verfolgungen durch im individuellen Parteierdegang feststellbares abweichendes Verhalten ausgelöst wurden.

Die Ereignisse um den Hitler-Stalin-Pakt von 1939, der in der politikgeschichtlichen Tradition zum „Sündenfall des Kommunismus“ geronnen

ist, relativiert die Verf. bereits mit der Feststellung, daß von 1934 bis 1939 ca. 3500 deutsche Spezialisten aus Rußland nach Deutschland zurückgekehrt waren und der zwischen beiden Ländern schon vordem praktizierte Gefangenenaustausch infolge des verbesserten diplomatischen Klimas und der Ausradierung Polens als Transitland intensiviert worden sei. Auf das Leben der Emigranten wirkte sich stärker der deutsch-sowjetische Pressefriede aus, der von der Einstellung deutschsprachiger Publikationsorgane begleitet war. Nach einer Phase kriegsbedingten Durcheinanders mit Verhaftungen, Zwangsevakuation deutscher Emigranten aus Moskau und allgemeiner Zwangsverpflichtung in Arbeitseinheiten seien ab Frühjahr 1942 politische Emigranten in den sowjetischen Kriegsapparat integriert worden.

In der Zusammenfassung distanziert sich die Verf. vom gängigen Bild der „Moskauemigration“ als einer künftigen innenpolitischen Einflußgruppe und führt zur Begründung an, daß die sowjetische Asylpolitik und die umfangreichen Verhaftungen von Emigranten dem Ansehen der Kommunisten und ihrer Koalitionsfähigkeit eher geschadet hätten. Es wäre sinnvoll gewesen, an dieser Stelle explizit die Feststellung zu wiederholen, daß sowjetische Emigrationspolitik entweder Ausweisungs- oder aber Integrationspolitik war. Es sei hier dahingestellt, ob die besondere Beschaffenheit des hinsichtlich seines Wahrheitsgehaltes oft zweifelhaften Quellenmaterials oder der Darstellungsstil solche „verkürzten“ Argumentationsmuster auslösten. Abschließend werden aus diesem globalen Blickwinkel die Nachwirkungen des Exils in der SBZ/DDR gesehen: zum einen wird auf die Einübung von politischen Praktiken durch die KPD-Führung hingewiesen, zum anderen aber ebenso auf Schuldgefühle und Verbundenheit mit der sowjetischen Bevölkerung bei Deutschen, die den deutsch-sowjetischen Krieg in der Sowjetunion erlebten.

Der Vorzug des Buches liegt darin, daß es die deutsche kommunistische Emigration in der Sowjetunion aus einem weiten Blickwinkel in die großen Zusammenhänge der sowjetischen Asylpolitik und „in den Strom der Zeit“ einbettet. Zwar gerät dadurch die meistens postulierte politische Sonderrolle des kommunistischen Exils in der UdSSR in den Hintergrund, doch mittelbar belegt diese „kollektive Biographie“ gleichzeitig, in welchem Grad die bisherige Geschichtsschreibung über das Exil in der UdSSR von der Aufarbeitung der Individualgeschichte geprägt war. In diesem Zusammenhang spricht allein die Tatsache, daß das

„Schweigegebot“ in der UdSSR wie in der DDR eine Rechtskategorie war, Bände. Es war mutig, sich mit einem Thema auseinanderzusetzen, zu dem meistens nur „unsaubere“ Quellen zur Verfügung stehen, die durch „unsaubere“ Methoden entstanden sind. Zweifellos wurde hier ein wichtiger Beitrag zur Versachlichung einer stark durch Emotionen belasteten Diskussion vorgelegt.

Jan Foitzik

Das Jahr 1956 in Ostmitteleuropa. Hrsg. von Hans Henning HAHN und Heinrich OLSCHOWSKY. – Berlin: Akademie-Verlag 1996. 212 S.

Ohne Zweifel gehört das Jahr 1956 zu den wesentlichen Zäsuren in der Geschichte des Ostblocks. Die Geheimrede Chruschtschows, die Unruhen in Polen, nicht zuletzt die Demokratisierungsversuche in Ungarn und ihre blutige Niederschlagung markieren wichtige Schnittpunkte der mittel- und osteuropäischen Geschichte. So ist den Herausgebern zuzustimmen, wenn sie in ihrem Vorwort betonen, daß das Jahr 1956 nach den neuen Quellenzugängen nach 1989 „historisch neu verortet werden“ (S. 9) muß. Um diese neue Sichtweise dem Leser nahezubringen, wird interdisziplinäre Forschung verlangt und vorgestellt. Insgesamt liegt – dies sei vorausgeschickt – mit diesem Sammelband eine wichtige Zwischenbilanz zum Jahr 1956 vor, aus der nur einige der wichtigsten Beiträge vorgestellt werden können.

Jerzy Holzer setzt sich mit einem der wichtigsten Auslöser der Umbrüche des Jahres 1956 auseinander: Nikita S. Chruschtschows Geheimrede und ihrer Rezeption in Osteuropa. Holzer stellt dabei die Fragen, ob sich Chruschtschow wirklich der Folgen seiner Rede bewußt gewesen sei, tatsächlich eine Bestrafung der stalinistischen Verbrechen gewollt habe und ob er eine kontrollierte Entstalinisierung in der UdSSR und in den Staaten Osteuropas für möglich gehalten habe. In Holzers instruktivem Überblick wird deutlich, daß die Auswirkungen der Rede nicht zu steuern waren. Tatsächlich habe die Rede Chruschtschows zu Initiativen der (oftmals noch stalinistisch orientierten) Parteiführungen geführt, die wiederum zur „Erhaltung der Stabilität“ der sozialistischen Länder geführt habe. Nur in Polen und in Ungarn sei es zu anderen Formen der Rezeption gekommen, und dies wiederum sei ein Auslöser der späteren Ereignisse gewesen.

Pawel Machcewicz legt neue Erkenntnisse über die „Massenbewegung 1956 in Polen“ vor. Dabei wird deutlich, daß sowohl soziale als auch ökonomische Forderungen zur Junirevolte von Poznań geführt hatten. Unwillkürlich drängt sich bei Machcewicz Darstellung ein Vergleich mit dem 17. Juni 1953 auf, wobei sich sogar die Reaktionen der Parteiführungen ähnelten. Anders sah es – so die Auswertung bisher nicht zugänglicher polnischer Quellen – im Oktober 1956 aus, als sich der Volkszorn vor allem gegen die sowjetische Militärpräsenz richtete und scharfe Kritik an den „Sicherheitsorganen“ laut wurde. Der Autor weist aber auch darauf hin, daß die Proteste im Oktober bereits nach der Militärintervention in Ungarn lagen und damit den Polen durchaus die Grenzen ihres Protests bewußt waren. Karel Kaplan zeigt die vielfältigen Reaktionen auf die Chruschtschow-Rede in der Tschechoslowakei, die zumeist in scharfe Repressionsmaßnahmen durch die Parteiführung mündeten, die sich immer konservativer zeigte. Ergänzt wird dies durch den Beitrag Stanislav Sirokas, der vor allem die Wirkung der ungarischen Ereignisse auf die Tätigkeit der KPČ-Führung (mit dem Schwerpunkt der Slowakei) beschreibt.

Stefan Wolles Beitrag über „Polen und die DDR 1956“ stützt sich vor allem auf Akten der Staatssicherheit, während er die mittlerweile zugänglichen Quellen des Ministeriums für Auswärtige Angelegenheiten der DDR nur am Rande ausschöpft. Dennoch wird deutlich, wie sehr die SED die innenpolitische Lage in Polen kritisch beargwöhnte und daß die DDR-Führung weiterhin „nach Bedarf“ auf verbreitete antipolnische Ressentiments zurückgreifen konnte. Wolles Beitrag wird durch Włodmierz Borodziejs Untersuchung über die Beziehungen zwischen Polen und der DDR im Spiegel der Akten des polnischen Außenministeriums ergänzt. Dabei zeigt sich, daß das ostdeutsch-polnische Verhältnis 1956 schwersten Belastungen ausgesetzt war, deren Verursacher ganz eindeutig die SED-Führung war. Anregend für die weitere Forschung könnte auch der Aufsatz von Dagmar Čierna-Lantoyana über die Rezeption der Ereignisse von 1956 in der slowakischen Gesellschaft sein. Die Auswertung der Akten aus dem slowakischen Nationalarchiv zeigt, daß bei der Analyse von in der Diktatur entstandenen Lageberichten in nachdiktatorischen Zeiten immer die grundsätzliche Frage zu stellen ist, wie derartige Unterlagen sinnvoll durch andere Quellen kontextualisiert werden können. Reale Geschichte und ihre Spiegelung in geheimdienstlichem Jargon unterscheiden sich oftmals.

Hervorzuheben sind noch die Beiträge von Aleksander Wojcieowski über die polnische Malerei 1955, von Heinrich Olschowsky über das Jahr 1956 in der literarischen Szene der DDR sowie von Jan Prokop über Dichtung und Wahrheit über den polnischen Oktober 1956. Sie ergänzen die politikgeschichtliche Fragestellung der vorhergehenden Aufsätze wirkungsvoll und leiten zugleich zu dem abschließenden Essay von Adam Michnik über. Michniks „Wut und Scham. Versuch über den Revisionismus“ zeigt, wie sehr Mentalitäten, Einstellungen und Wahrnehmungen in Polen noch lange von den Ereignissen des Jahres 1956 beeinflusst blieben. Die von Michnik gestellten Fragen zu sog. „revisionistischen Positionen“ besitzen jedoch auch für die anderen autoritären realsozialistischen Systeme in Mittel- und Osteuropa große Bedeutung und hätten genauso am Beginn dieses instruktiven und anregenden Bandes über die nachhaltige Bedeutung des Jahres 1956 stehen können.

Beate Ihme-Tuchel

Centre and Periphery. The History of the Comintern in the Light of New Documents. Ed. by Mikhail NARINSKY and Jürgen ROJAHN. – Amsterdam: International Institute of Social History 1996. 267 S.

This book contains a selection of twenty-three papers most of which were presented at an international conference ('The History of the Comintern in the Light of New Documents') held in Moscow between October 20–22, 1994.

The work is divided into four sections: Archives and recent literature, problems of periodization, organization and the decision-making process, and, finally, world party and national sections. As is to be expected, contributions cover the history of the Comintern until its dissolution in June 1943, the organisational structure and the mechanisms of administration, in particular during the Stalin years, and the position of the Executive Committee of the Communist International (ECCI) in the Soviet power structure. Ten chapters deal with the relations of national communist parties to the Moscow centre: Two on France and one each on the CP's of Switzerland, Italy, Portugal, Spain, Romania and Finland. Feliks Tych analyses the alliance of the German and Polish Communist Parties against Zinov'ev and Stalin during the first five years of the Comintern, whilst Solmaz Rustamova-Tohidi looks at Soviet policies towards

the Caucasian Republics. This paper was not presented at the Moscow conference but at a seminar on the 'Congress of the Peoples of the East (Baku, 1920)' held at the International Institute for Social History in February 1994. Rustomada-Tohidi argues that the imposition of communist dictatorship in these former Tsarist colonies was against the wish of the people – the Soviet leadership took the step to secure control of the vital Caucasian oilfields.

In the opening pages, Oleg Naumov, staff member at the Comintern Archives, pleads for mutual understanding between researchers and archivists. He asks the former to exercise patience and respect and observe the accepted rules so as not to complicate a difficult situation. Before 1991 only a few selected people were able to work in the Comintern Archives, today an avalanche of researchers is placing a great strain on the small number of staff and resources.

Kevin McDermott's stimulating chapter on recent literature highlights the great contrast that marks interpretations of Stalin's role in the formulation of Comintern policies: was he, as Franz Borkenau once wrote, an 'omnipotent tyrant', or was he, as E. H. Carr put it more recently an 'absentee dicta-

tor'? And McDermott warns us to be careful of adopting a too simplistic 'history from above' approach that leaves little room for autonomous strivings 'from below'. He makes a further valuable point that because of its emphasis upon the centre, the Archive's materials do not necessarily contain the alpha and omega to questions that involve the periphery. That national communist party leaders, regional organisers and the rank-and-file did not necessarily toe the line, or at best only paid lip service to orders from Moscow, is illustrated in the contributions on Italy, Portugal and Romania. And even where the national leadership was more willing to comply with directions from the Centre, as was the case in Spain, lack of information and breakdown of communications frustrated monopolistic control on the part of the former. There is a great deal of interesting information in this book. However, students or newcomers to the field would have greatly benefitted from a modest introduction by the editor(s), or by a leading scholar of Comintern history, which would both briefly summarise the complexities of the issues, and provided a brief synopsis of the contributions.

Jürgen Tumpke

Kurzanzeigen und Literaturhinweise

Australia and Canada: Labour Compared. Hrsg. von Gregory S. KEALEY und Greg PATMORE (= Special joint issue of *Labour / Le travail*, Nr. 38, and *Labour History*, Nr. 71). – St. John's: Canadian Committee on Labour History 1996. X, 294 S.

Die vergleichende Forschung zur Geschichte der Arbeiterbewegung hat sich stark auf Westeuropa und die Vereinigten Staaten konzentriert. Staaten wie Kanada und Australien werden eher selten einbezogen, obwohl beispielsweise im Bereich des Arbeits-, Streik- und Versicherungsrechts hier Experimente gewagt werden konnten, die im „Mutterland“ der Kronkolonien, Großbritannien, zeitgleich nicht durchsetzbar waren. Im anzuzeigenden Sonderheft der beiden nationalen Zeitschriften zur Geschichte der Arbeiterbewegung finden sich Arbeiten zu spezifischen Fragestellungen, die von Duetten und Trios aus Kanada und Australien gefertigt wurden.

Nach einer Einleitung der Herausgeber und einem Beitrag zur sozialen Schichtung in den beiden Ländern werden acht Themenkomplexe behandelt: die Haltung der Regierungen gegenüber den eingeborenen Frauen, „Women and Wage Labour in Australia and Canada, 1880–1980“, der Einfluß der Immigranten auf den Arbeitsmarkt, die Ausprägung des Sozialstaats im 20. Jahrhundert, ein Vergleich der städtischen und der ländlichen Arbeiterschaft, die Arbeiterbildung, die Gewerkschaftsgeschichte und „Labour and Politics in Canada and Australia: Towards a Comparative Approach to Developments to 1960“. Eine Zusammenfassung von Desideraten rundet das Heft ab.

Wer aus europäischer Warte einen Überblick über die Entwicklung in Kanada und Australien haben möchte, ohne die Fernleihen übermäßig zu beanspruchen, dem sei der Band empfohlen.

Thomas Franz

Europe: Retrospects and Prospects. Hrsg. von John PERKINS und Jürgen TAMPKE (= Proceedings of the 1995 Biennial Conference of the Australasian Association of European Historians). – Manly East: Southern Highlands Publishers 1996. IV, 352 S.

Räumliche Distanz zum Forschungsgegenstand kann positive Auswirkungen zeitigen, vielfach dienen aber Arbeiten in hohem Maße zur Vermittlung von Wissen im eigenen Wirkungskreis; und auch in Zeiten des Internets sind Archivbesuche kaum verzichtbar, wenn neue Interpretationen geliefert werden sollen. Das Buch dokumentiert 34 Beiträge zur Versammlung der „Australasian Association of European Historians“, die alle zwei Jahre stattfindet. Davon sind 14 Artikel Problemen der deutschen Geschichte im weiteren Sinne gewidmet, sechs Autoren behandeln die Geschichte Frankreichs seit der Revolution von 1789, die übrigen Aufsätze diskutieren mehrheitlich europäische Fragen des 20. Jahrhunderts. Naturgemäß differiert die Qualität der Kontributionen erheblich, und da jeder Autor im Schnitt lediglich zehn Seiten zur Verfügung hatte, bilden tiefeschürfende Analysen eher die Ausnahme. Im folgenden wird nur die Spannweite der Fragenkomplexe dokumentiert, indem einige Beiträge, die für die Leser der IWK von Interesse sein könnten, angezeigt werden.

Unter dem Titel: „Arbeit macht frei“: *The Hungarian Jewish Labour Brigades During World War II* behandelt Tom Kramer die „Vernichtung durch Arbeit“ der ungarischen Juden, die in erheblichem Maße von der ungarischen Regierung forciert wurde. Lee Kersten dokumentiert die publizistische Reaktion auf die Errichtung von Konzentrationslagern im nationalsozialistischen Deutschland am Beispiel Dachau und der Londoner „Times“. Andrew Bonnell schildert den Lebensweg von Robert Michels im Spannungsfeld von Wilhelminischer Gesellschaft und Sozialismus. „The Revolt of the Grocers: Retailing and Right-wing Extremism in Germany, 1890–1933“ von John Perkins bietet dem europäischen Leser kaum Neues zur Warenhausfeindlichkeit im deutschen Einzelhandel. Interessanter erscheint Douglas Newtons kontrafaktische Frage: „Should the British have fought on to Berlin in November 1918 for German Democracy's Sake?“ Insbesondere im Hinblick auf die britische Gesellschaft war eine Fortsetzung des Krieges nicht mehr durchsetzbar.

Insgesamt sind Beiträge mit originellen Themen und Fragestellungen am ehesten jene, die für deutsche und europäische Historiker und Politikwissenschaftler von Interesse sein können. Beispiel-

haft sei hier noch auf Gavin Dalys Untersuchung „Conscription and Corruption: Draft Dodging and Administrative Fraud in Napoleonic Normandy, 1799–1815“ hingewiesen, die im wesentlichen auf Archivalien fußt. In der Regel aber sind neue Ideen auf wenigen Seiten nur selten unterzubringen.

Thomas Franz

JACOBET, Sigrid, und Wolfgang JACOBET: **Illustrierte Alltags- und Sozialgeschichte Deutschlands 1900–1945.** – Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot 1995. 423 S.

In seinen „Fragen eines lesenden Arbeiters“ wies Bertolt Brecht darauf hin, daß nicht alle Bewohner von Byzanz in Palästen wohnten. Aber auch im später gegründeten deutschen „Arbeiter- und Bauernstaat“ dauerte es drei Jahrzehnte, bis die Historiographie einen Blick in die Hütten warf.

Nicht mehr die „großen Schlachten“ des Klassenkampfes, sondern das Leben der Menschen stand im Mittelpunkt der fünfbandigen „Geschichte des Alltags des deutschen Volkes“, die Jürgen Kuczynski ab 1980 veröffentlichte. Mitte der achtziger Jahre legten Sigrid und Wolfgang Jacobet die ersten beiden Titel der Reihe „Illustrierte Alltagsgeschichte des deutschen Volkes“ vor, die Kuczynskis Arbeit durch Bildquellen ergänzten und einige Aspekte ausführlicher behandelten. Die beiden ersten reich illustrierten Bände für die Zeit von 1550 bis 1900 erschienen zunächst in Leipzig und dann als Lizenzausgaben in der Bundesrepublik. Ein dritter Band sollte folgen. Aber der Untergang der DDR 1989 unterbrach das Projekt. 1995 fand sich schließlich ein Verlag, der das Erscheinen des letzten Bandes ermöglichte. „Aus verlegerischen Rücksichten“, wie es in der Einleitung heißt, handelt es sich formal nicht um den Abschlußband der „Illustrierten Alltagsgeschichte“. Aber inhaltlich ist der Zusammenhang unzweifelhaft.

In seinem dritten Buch hat sich das Autoren-duo die Alltagsgeschichte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts vorgenommen. Im einleitenden Kapitel wird die allgemeine Entwicklung bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges skizziert. Die folgenden Abschnitte widmen sich zentralen Lebensbereichen: Arbeit, Ernährung, Kleidung und Wohnen. Der Blick gilt dabei ebenso den Veränderungen der Arbeitsorganisation in der Industrie, im Handwerk und in der Landwirtschaft wie der

Küche als „Fabrik der Hausfrau“ und dem Schicksal der Arbeitslosen.

Sigrid und Wolfgang Jacobeit spüren ihrem Thema in vielen Facetten nach. Die Illustrationen, viele Fotos, aber auch Zeichnungen, Karikaturen und Plakate visualisieren das im Text Dargestellte jedoch nur bedingt. Das ist dem zeitgenössischen Gebrauch der Bildmedien geschuldet. Sie dokumentieren das Besondere, auch dort, wie sie vorgeben, den Alltag zu erfassen. Trotzdem ist der Band der Illustrierten Alltagsgeschichte eine wichtiges Kompendium, um die alltägliche Lebenswelt der Menschen, der Arbeiter und Angestellten vor allem, vom ausgehenden Kaiserreich bis zum Ende der NS-Zeit zu beleuchten.

Josef Kaiser

„Sie wollte und konnte nie etwas Halbes tun.“ Die Sozialistin Rosi Wolfstein-Frölich 1914 bis 1924. Hrsg. von der Rosi-Wolfstein-Gesellschaft e.V., Witten. Bearb. von Frank AHLAND und Beate BRUNNER. Mit Beiträgen von Helga Grebing, Klaus Kinner u. a. – Witten/Ruhr: Eigenverlag der Rosi-Wolfstein-Gesellschaft e.V. (Postfach 1605, 58406 Witten) 1995. 144 S.

Die politischen Persönlichkeiten in der zweiten und dritten Reihe haben meist nicht die große Aufmerksamkeit der Historiker gefunden. Um so begrüßenswerter ist es, daß sich in Witten (Ruhrgebiet) eine Gruppe engagierter Bürger(innen) zusammengefunden hat, die das Ziel hat, das Leben der Sozialistin Rose Frölich (1888–1987) zu erforschen und im Rahmen von Veranstaltungen und Publikationen bekannt zu machen. Der erste Band der geplanten Schriftenreihe konzentriert sich zwar auf Rose Frölichs Wirken in den Jahren 1918 bis 1924, geht aber in einigen Beiträgen, wie in einem Vortragstext von Helga Grebing, auf die gesamte politische Biographie dieser ihr ganzes Leben nach einer für ihre politische Grundanschauung passenden politischen Organisation – ohne Verbiegung ihres Charakters – suchenden Politikerin ein.

Das für viele Sozialist(inn)en ihrer Generation typische Schicksal mit den Stationen SPD, KPD, Kleinparteien (hier: KPO, SAP), Emigration und nach dem Zweiten Weltkrieg wieder SPD wird dabei genauso angesprochen wie ihre enge Kooperation mit Paul Frölich, den sie nach längerem Zusammenleben als 60jährige im Exil heiratete. Die vielfältigen äußerlichen Formen der Beiträge – mehrere kurze Artikel (Verfasser: u. a. Wladislaw

Hedeler, Klaus Kinner, Siegfried Scholze), zwei Interviews (darunter ein leider wenig informationsreiches mit Rose Frölich) und eine längere Diskussion – lassen nicht nur das Leben der stets auf dem linken Flügel der Arbeiterbewegung kämpfenden Politikerin, sondern auch ihre Umgebung anschaulich werden.

Rose Frölich selbst kommt in der Broschüre mehrfach zu Wort: in zwei Aufsätzen (1919, 1920), in einem Briefwechsel mit dem Zentralwahlkomitee der KPD (1920), vonseiten R. Frölichs (damals Rosi Wolfstein) äußerst respektlos geführt, sowie in zwei Redebeiträgen (1921, 1924) der KPD-Abgeordneten im Preußischen Landtag (hier wäre außer den lebendig-polemischen Auseinandersetzungen auch ein inhaltlicher Redebeitrag wünschenswert gewesen). Faksimiles von bereits bekannten Schreiben Rosa Luxemburgs an Rosi Wolfstein, in denen die Wertschätzung für die junge Genossin zum Ausdruck kommt, runden den guten Eindruck dieser äußerlich ansprechenden (eine ausgezeichnete graphische Gestaltung!) und inhaltlich gehaltvollen Broschüre ab.

Ottokar Luban

„An alle OdF-Betreuungsstellen Sachsen-Anhalts!“ Eine dokumentarische Fallstudie zum Umgang mit Opfern des Faschismus in der SBZ/DDR 1945–1953. Hrsg. von Ralf KESSLER und Hartmut Rüdiger PETER. – Frankfurt a. M., Berlin, Bern, New York, Paris und Wien: Peter Lang. Europäischer Verlag der Wissenschaften 1996. 191 S.

Die Verfasser beschreiben den behördlichen Umgang mit Verfolgten des NS-Regimes in der SBZ/DDR. Ihre Fallstudie betrifft die Handhabungen in der 1945 unter sowjetischer Besatzung entstandenen Provinz Sachsen-Anhalt (von 1947 bis 1952 Land), umfaßt neben einer ausgezeichneten, knappen Einführung 155 Dokumente und verzichtet bedauerlicherweise auf zusätzliche, zu den Archivbelegen recherchierte, ergänzende Angaben. Von vornherein werden die Diskriminierung bedeutender Gruppen von NS-Verfolgten und die konsequente Instrumentalisierung jeglicher Wiedergutmachung durch die SED deutlich gemacht. Man erkennt die wachsenden Gegensätze zwischen den vielfältig initiierten und ablaufenden frühen Hilfsmaßnahmen nach der Befreiung 1945 und dem sich rasch durchsetzenden parteilichen Umgang mit den NS-Verfolgten. Die Verfasser belegen eindeutig den komplizierten Werdegang der häufig

wechselnden Begriffsbestimmungen und -inhalte für die als Opfer Anzuerkennenden und Abzulehrenden sowie deren Anpassungen an die jeweils gültige SED-Parteilinie. Ein schäbiges Hickhack wird offengelegt. Es enttarnt spätere Legenden der SED bis hin zu den Mahn- und Gedenkrichtungen als Heuchelei, die den Opfern der NS-Diktatur nicht angemessen waren.

Ein weiteres: Von Anfang an galt unter anderem als Opfer des Faschismus, „wer nach seiner Entlassung aus der Haft bewies, daß er Antifaschist und Kämpfer geblieben ist“. Damit war jeder diskreditiert, der bei der Entlassung aus dem KZ einen Revers des Wohlverhaltens unterschrieben hatte. Für manchen bedeutete dies sogar die Rückkehr ins frühere KZ, das inzwischen vom NKWD der UdSSR als Speziallager betrieben wurde, ohne daß ihn seine Genossen unverzüglich zu exkulpieren suchten. Nach demselben Papier waren Juden zwar „als Opfer des faschistischen Rassenwahns verfolgt und ermordet worden“, hatten aber „nicht gekämpft“ und erhielten deshalb nicht den Status von Opfern des Faschismus (Dokument 1). Auch manchen dieser Juden, die das Hitler-KZ überlebt hatte, schickten NKWD-Organen in eines ihrer Lager. Einem von ihnen verhalf Robert Siewert (erst) 1948 zur SED-Freiheit.

Ein unbedingt lesenswertes Buch. Eine Erörterung der enthaltenen Zahlenangaben (Dokumente 154 und 155) hätte man allerdings erwarten dürfen.

Achim Kilian

LORING, Marianne: Flucht aus Frankreich 1940. Die Vertreibung deutscher Sozialdemokraten aus dem Exil. Hrsg. von Wolfgang Benz (= Die Zeit des Nationalsozialismus). – Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch Verlag 1996. 153 S.

„Mit 16½ habe ich diese Erzählung angefangen, mit 17 vollendete ich sie“, schrieb die Autorin, Tochter des prominenten Sozialdemokraten Friedrich Stampfer, am 13. Juli 1941 in Orange, New Jersey, in ihrer „Einleitung“, und sie fügte Friedrich Nietzsches bitteres Gedicht von den schreienden Krähen im Winter und dem Segen bzw. dem Verlust von Heimat als Parabel für die Vertriebenen hinzu. Merkwürdig, bis zu den ersten Stunden in Bordeaux, wohin Marianne Stampfer mit ihren Eltern im Zug 1. Klasse von Paris aus Ende Mai 1940 gelangte, hatte sie sich selbst nicht als *réfugiée* gefühlt. Sie und ihre Eltern waren eben,

wie sie bereits im Zug erkannte, als alle drei durch zehn Waggon hindurch über abgerissene (französische) Flüchtlinge aus den Kriegsgebieten und ihr wenig Hab und Gut in den Speisewagen mehr stolperten als gingen, die „Aristokraten, die Bourgeoisie“ (S. 31) in der Emigration wie in der Arbeiterklasse überhaupt (gewesen). Speisesäle, ob in Zügen, in Bahnhöfen oder in Städtchen und Dörfern waren für das junge Mädchen faszinierend, aber auch gleich Polizeibüros beängstigende Orte – des Essens, der möglichen Begegnungen, der Ängste und der Hoffnungen wegen. Mit wachen Augen, neugierig, unbekümmert-kritisch, intelligent sind die Stationen und Begebenheiten der Flucht aus Frankreich über die Pyrenäen durch Spanien bis ins geographisch und architektonisch herrliche Lissabon, von wo aus die *Nea Hellas* die kleine Familie Stampfer und befreundete Sozialdemokraten, die sich auf ebenso abenteuerlichen Wegen aus dem Pariser Exil durchgeschlagen hatten, nach den USA brachte, noch unmittelbar aus dem Gedächtnis dargestellt und reflektiert. Die Authentizität ist ein Korrektiv nicht nur auf die als Anhang in diesem Büchlein abgedruckte Erinnerung von Vater (und Autorität für die Forschung) Friedrich Stampfer an die „Flucht aus Frankreich“, die dieser 16 Jahre später verfaßte (S. 141–145).

Herausgeber Wolfgang Benz hat sowohl die französischen Begriffe und Textpassagen des Originalmanuskripts sowie das kurze, ursprünglich englischsprachige Vorwort der Autorin vom Oktober 1992 und die von ihr vor der Veröffentlichung hinzugefügten Erläuterungen aus dem Englischen übersetzt und einige Anmerkungen hinzugefügt als auch das von Marianne Loring Niedergeschriebene durch „Einleitende Bemerkungen zum sozialdemokratischen Exil“ in den Kontext der Ergebnisse der bisherigen Forschung gestellt („Fliehen vor Hitler“, S. 9–20).

Ursula Langkau-Alex

ITTERSPORN, Gábor Tamás: **Stalinist Simplifications and Soviet Complications. Social Tensions and Political Conflicts in the USSR 1933–1953** (= Social Orders, vol. 4). – Chur, Reading, Paris, Philadelphia, Tokyo, and Melbourne: Harwood Academic Publishers 1991. XII, 334 S.

Leo Trotzki – Kritiker und Verteidiger der Sowjetgesellschaft. Beiträge zum internationalen Trotzki-Symposium, Wuppertal, 26.–29. März 1990. Hrsg. von Theodor BERGMANN und Gert SCHÄFER. – Mainz: Decaton Verlag 1993. 356 S.

Lenin. Theorie und Praxis in historischer Perspektive. Beiträge zum internationalen Lenin-Symposium, Wuppertal, 15.–18. März 1993. Hrsg. von Theodor BERGMANN, Wladislaw HEDELER, Mario KESSLER und Gert SCHÄFER. – Mainz: Decaton Verlag 1994. 271 S.

HEDELER, Wladislaw: **Stalin, Trotzki, Bucharin. Studien zum Stalinismus und Alternativen im historischen Prozeß.** – Mainz: Decaton Verlag 1994. 199 S.

ANDERSON, Kevin: **Lenin, Hegel, and Western Marxism. A critical study.** – Urbana and Chicago: University of Northern Illinois Press 1995. XVII, 311 S.

Die Rolle Stalins und des politischen Machtzentrums in Moskau ist seit Mitte der achtziger Jahre ein zwischen „Traditionalisten“ und „Revisionisten“ umstrittenes Thema in der Forschung zur Sowjetunion. Gábor Tamás Rittersporn, ein in Paris lehrender prominenter Vertreter der „revisionistischen“ Strömung, hat eine Sammlung von sechs anderweitig bereits veröffentlichten Arbeiten zur Neuinterpretation des Stalinismus vorgelegt, die sehr dicht, streckenweise aber auch schwer genießbar geschrieben sind. Der Autor konzentriert sich auf den Zeitraum der großen Schauprozesse in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre. Dabei geht es ihm darum, die Bedeutung der Prozesse für den Terror zu relativieren. Sein Schwerpunkt liegt in der Behauptung rivalisierender Strategien der Führungen der Partei einerseits und des Staatsapparates und seiner Organe andererseits. Zugespitzt heißt seine Grundthese, daß sich der Parteistaat mit sich selbst im Kampf befunden habe. Obwohl Rittersporn sich auf die Kämpfe im Zentrum, also in Moskau, konzentriert und somit von dem sozialhistorischen Ansatz angloamerikanischer Provenienz abweicht, spielt Stalin zwar eine wichtige,

aber keineswegs überragende Rolle: „[...] er war tatsächlich weit davon entfernt, immer in der Lage zu sein, den Verlauf der turbulenten Ereignisse der 1930er Jahre zu diktieren, und daß seine persönliche Position an der Spitze des Parteistaates durch die ‚Große Säuberung‘ eher erschüttert als gestärkt erschien [...]“ (S. 184). Im Kapitel über den Gulag und die Strafrechtspolitik in der Sowjetunion verschwindet die tatsächlich initiiierende und entscheidende Rolle Stalins bei Rittersporn fast völlig. Deshalb kann Rittersporns Arbeit auch nicht als Beitrag sowohl zur Beantwortung der Frage nach Stalins Rolle bei der Durchsetzung und Etablierung des stalinistischen Terrorsystems wie auch der Frage, inwieweit und wodurch die sozialen Verhältnisse sich auf den Terror ausgewirkt haben, gelten. Eine ernstzunehmende Herausforderung der traditionellen Forschungsrichtung ist dies jedenfalls nicht.

Nach dem großen, international sehr beachteten Bucharin-Kongreß 1988 in Wuppertal fand zwei Jahre später am selben Ort ein ähnliche Veranstaltung zu Leo Trotzki anlässlich seines 50. Todestages statt, an dem über hundert Wissenschaftler aus dreißig Ländern teilnahmen. Obwohl der Kongreß noch zu Sowjetzeiten stattfand, hatte sich inzwischen das öffentliche Interesse an der Diskussion über strittige Themen und „weiße Flecken“ der Geschichte der UdSSR merklich gedämpft, was sich unter anderem darin äußerte, daß die Herausgeber erst Jahre später einen Verlag fanden, der den Kongreßband ohne Druckkostenzuschüsse zu veröffentlichen bereit war. Auf dem Symposium selbst wurden drei große Komplexe behandelt: Trotzki's Rolle von der Oktoberrevolution bis zu seinem Ausschluß aus dem politischen Leben der UdSSR, sein Beitrag zur Analyse der Sowjetgesellschaft und seine Marxismusauffassung. Ergänzt wurden diese Hauptthemen durch Beiträge zur Bedeutung Trotzki's in China, zu Problemen der Komintern, zu Trotzki's Konzeption der Geschlechterverhältnisse, zu seinen literaturtheoretischen Arbeiten und zu seiner Haltung zum Judentum. Wichtige Bereiche, wie etwa die Faschismusanalyse, mußten aber ausgeklammert bleiben, um den gesetzten Rahmen nicht zu sprengen. Der Band krankt insgesamt daran, daß nur wenige Beiträge (Baruch Knei-Paz, Robert Vincent Daniels) sich mit Trotzki wissenschaftlich auseinandersetzen. Es überwiegt eine politisch-ideologische Herangehensweise, die Trotzki – je nach Standpunkt – in das „sozialistische“ Projekt der Dritten Internationale einbezieht oder als „Verräter“ ausklammert. Die Lektüre wird deshalb recht

schnell langweilig und verhilft dem Leser kaum zu tieferen Einsichten.

Hatten sich für den Trotzki-Kongreß die Rahmenbedingungen schon deutlich verschlechtert, so gilt dies in verstärktem Maße für das Lenin-Symposium, das im März 1993 wiederum in Wuppertal stattfand: „Mit dem Ende der UdSSR schien auch der Staatsgründer, ehemals von den unterschiedlichsten Richtungen als eine der bedeutendsten politischen Gestalten des Jahrhunderts gewürdigt, von vielen vergötzt, von vielen verdammt, in den Abgrund zu sinken“ (S. 7). Und in der Tat: Waren auf den beiden Vorgängerveranstaltungen führende Vertreter ihres Faches anwesend, so gilt dies für die Lenin-Konferenz keineswegs. Hervorzuheben ist lediglich der Beitrag von Wolfgang Ruge, der zu klugen und richtigen Einsichten kommt. Der ehemalige Historiker an der Akademie der Wissenschaften der DDR, der die stalinistischen Errungenschaften selbst in einem Arbeitslager erleben durfte, kritisiert die „Der-Zweck-heiligt-die-Mittel“-Ideologie Lenins und arbeitet dessen diverse Fehleinschätzungen bis hin zu seinem „Testament“ heraus, wodurch die schon in der Gründungsphase der UdSSR entstandenen Mängel und ihre verheerenden Konsequenzen sichtbar werden. Leider ist dieser Aufsatz nicht charakteristisch für den Kongreßband. Es überwiegen eher unkritische Beiträge, die sich auf den Nenner bringen lassen: Lenin hat zwar Fehler, aber alles in allem eine richtige Politik gemacht. Insgesamt handelt es sich also eher um Rechtfertigung denn um den Versuch, den Dingen auf den Grund zu gehen.

Wladislaw Hedeler hat in den letzten Jahren zahlreiche Aufsätze über die UdSSR veröffentlicht. Diejenigen, die um die Personen Stalin, Trotzki und Bucharin kreisen und an sehr verstreuten Orten publiziert wurden, sind nun in einem Band zusammengefaßt worden und damit leichter zugänglich. Daß sich Hedelers Arbeiten vor allem mit Bucharin befassen, wird auch in diesem Band deutlich: fast die Hälfte des Bandes ist ihm gewidmet. Die Beiträge sind von unterschiedlicher Qualität und auf sehr spezielle Fragestellungen beschränkt. Der Band leidet darunter, daß es keine Einordnungen der behandelten Personen gibt – weder historischer noch theoretischer Art. So kann Bucharin nach Hedelerscher Lesart zu einer Alternative zum Stalinismus werden, obwohl er bis 1929 der innerparteiliche Hauptverbündete Stalins war und seine Despotie eigentlich erst richtig ermöglicht hat. Durch die innere Bezuglosigkeit der Beiträge und die angesprochenen fehlenden Einordnungen erlangt das Buch den Charakter eines

Flickenteppiches. Besonders unerträglich sind allerdings die politischen Instrumentalisierungen zugunsten der PDS. Am Beispiel Trotzki wird der diesbezügliche Zynismus Hedelers besonders deutlich: daß Hedeler Trotzki gleichsam in die Ahnengalerie der „erneuerten“ SED-PDS stellt, ist angesichts der Geschichte der KPD/SED geradezu unverfroren (S. 75). So wird aus dem durch die Stalinisten Verfolgten und Ermordeten ein Zeuge der vorgeblichen Demokratisierung dieser Partei.

Einen völlig anderen Weg, sich der Sowjetgeschichte zu nähern, geht der an der Universität von Northern Illinois lehrende Soziologe Kevin Anderson. Die Arbeit Andersons ist in drei Abschnitte untergliedert, in denen er erstens Lenins Aussagen zu Hegel und zur Dialektik sowie zweitens zur Dialektik der Revolution darstellt und schließlich drittens die Rolle Hegels und Lenins im westlichen Marxismus behandelt. Ausgehend von der Untersuchung von Lenins Hegelstudium der Jahre 1914 und 1915, zusammengefaßt in den „Philosophischen Heften“ (Lenin-Werke, Bd. 38), stellt er die These auf, daß sich daraus nicht nur theoretische, sondern ebenfalls praktische Konsequenzen ergeben, „da sie wesentlich für die Entwicklung der bolschewistischen und frühen kommunistischen Doktrin waren und geholfen haben, der Novemberrevolution und der Dritten Internationale eine Richtung zu geben“ (S. XV). Für die Richtigkeit dieser These spricht allerdings nicht viel. Ein Politiker wie Lenin, der jederzeit bereit war, dogmatische Positionen zu dispensieren, wenn sie politischen, machtorientierten Erfolg versprachen, kann nicht nur als Theoretiker, wie der Historiker Hans-Ulrich Wehler richtigerweise konstatiert hat, nicht ernst genommen werden, sondern er kann auch nicht als Exekutor philosophischer Maximen betrachtet werden. Man kann zwar in Andersons Arbeit viel über Hegel und dessen Rezeption bei Lenin und die Stellung der beiden in den verschiedenen Verzweigungen der westlichen Linken lernen, aber ein realitätsgerechter Zugang zu Lenin, der in erster Linie Politiker war, erschließt sich auf diese Weise nicht.

Ralf Zwengel

KISSLER, Leo, Meinard ZUMFELDE, Peter JANSSEN und Patrick HUNOUT: **Arbeitskampfkulturen. Recht und Strategien von Streik und Aussperrung im deutsch-französischen Vergleich** (= Centre d'Information et de Recherche sur l'Allemagne Contemporaine [CIRAC], Levallois-Perret. Deutsch-französische Studien zur Industriegesellschaft, Bd. 20). – Frankfurt a. M. und New York: Campus Verlag 1997. 113 S.

Die unterschiedlichen Arbeitskämpfordnungen in Europa, hört man oft, seien viel zu sehr in nationale Kulturen eingebunden, der Versuch der Harmonisierung sei von vornherein zum Scheitern verurteilt. Die Autoren des vorliegenden Bandes machen die Probe aufs Exempel und gehen „den kulturellen Grundlagen und Kontexten des stark divergierenden Arbeitskampsrechts beider Länder“ (S. 11) nach.

Sie skizzieren zunächst die europäischen und internationalen Rechtsgrundlagen des Arbeitskampsrechts, um dann Grundzüge des deutschen und französischen Arbeitskampsrechts im Vergleich aufzuzeichnen. Sie untersuchen im zweiten Kapitel die Arbeitskampsfaktoren und ihre Strategien. „Während deutsche Gewerkschaften auf Branchenebene explizite, innerverbandlich durchsetzbare Streikstrategien entwickelt haben, begnügen französische Gewerkschaftsorganisationen sich mit einer ‚Streikphilosophie‘, weil sich organisationsspezifische Strategieansätze, wegen des Gewerkschaftspluralismus, des niedrigen Organisationsgrades und des französischen Streikrechts, nicht verbindlich durchsetzen ließen“ (S. 62). In den Arbeitskampsstrategien der Arbeitgeberseite spielen die Unternehmerverbände in Deutschland eine größere Rolle als in Frankreich (S. 67 f.). In einem dritten Kapitel wird den neuen Herausforderungen in Deutschland und Frankreich nachgegangen, den Herausforderungen aufgrund der Verbetrieblichung von Interessenkonflikten, aufgrund der Zunahme von drittbetroffenen Arbeitnehmern und der europäischen Integration. Paradoxiereise werde „nicht die europäische Integration, sondern die aktuell diskutierte Globalisierung als die wich-

tigere Herausforderung begriffen“, und den Arbeitnehmervertretern stelle sich die Frage, „welchen Schutz eine EU-interne Harmonisierung noch bieten kann“ (S. 93). In einem abschließenden Kapitel werden Ergebnisse und Handlungsempfehlungen für die Zukunft benannt. Die „wenigen europäischen Rechtsvorschriften zum Arbeitskampf“, meinen die Autoren dabei, „üben keinen spürbaren Einfluß auf die nationalen Arbeitskampsregelungen aus“ (S. 97). Eher würden nationale Arbeitskampskulturen gegen europäische Einflüsse verteidigt.

Willy Buschak

Illustrierte Geschichte der Arbeiter-Esperanto-Bewegung. Den Arbeitern aller Länder eine Sprache! Hrsg. vom Fritz-Hüser-Institut der Stadt Dortmund (= Informationen 37/93 des Fritz-Hüser-Instituts für deutsche und ausländische Arbeiterliteratur). – Dortmund: Fritz-Hüser-Institut 1993. 113 S.

Aus Anlaß der Wanderausstellung zur „Geschichte der Arbeiter-Esperanto-Bewegung“ im Jahre 1993 präsentierte das Dortmunder Fritz-Hüser-Institut zum einen seine einschlägigen Bestände an Schriften, Dokumenten und Sammlungsgegenständen aus dem Nachlaß des Arbeiter-Esperantisten Eduard Weichmann (1919–1988), zum anderen Beiträge zur Funktion dieser Welthilfssprache von den Spezialisten Detlev Blanke und Ulrich Lins. Die Bestände werden entsprechend den Texttypen Bücher, Zeitschriften, Bilddokumente und andere Dokumente erschlossen; der analytische Teil zeichnet die Geschichte des Arbeiter-Esperanto-Bundes (D. Blanke) bzw. seine Funktion im Spanischen Bürgerkrieg (U. Lins) nach. Die Texte sind durchgehend auf Deutsch und Esperanto wiedergegeben – vielleicht auch ein Indiz für die verfehltete Hoffnung auf Verständigung über internationale Sprach- und Ideologiegrenzen hinweg?

Claudia Albert

Wissenschaftliche Mitteilungen

Die deutsche Kriegswirtschaft in „Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg“

Mitglieder und Gäste der Berliner Gesellschaft für Faschismus- und Weltkriegsforschung e. V. ließen sich am 10. Februar 1998 in der Gedenkstätte Deutscher Widerstand, dem traditionellen Tagungsort ihrer allmonatlichen Veranstaltungen, von Rolf-Dieter Müller (Militärhistorisches Forschungsamt Potsdam), also aus erster Hand, in aller Ausführlichkeit darüber informieren, wie die deutsche Wirtschaft in dem immer noch unvollendeten bundesdeutschen Gesamtwerk zur Geschichte des Zweiten Weltkriegs¹, insbesondere im längst überfälligen, nunmehr aber vor der Veröffentlichung stehenden Band 5/2, behandelt wird: nämlich prinzipiell so, wie sie sich aus militärhistorischer Sicht darstellt – und vom Vortragenden in den bereits vorliegenden Bänden behandelt worden ist. Diese Auffassung ist insofern in besonderem Maße traditionell, als sie etwa derjenigen der Militärs entspricht, die seinerzeit – wie er beiläufig auf eine Anfrage zum Verhältnis der frondierenden Offiziere des 20. Juli zu führenden Industriellen und Bankiers bemerkte – Unternehmer im wesentlichen als Lieferanten betrachtet und behandelt hätten. Aus wirtschaftsgeschichtlicher Sicht dürfte sich die Sache grundsätzlich anders darstellen lassen. Daß Dietrich Eichholtz, der die Veranstaltung initiiert hatte und leitete, der deutschen Wirtschaft, und namentlich den großen Konzernen, in seinem bekannten Standardwerk² generell keine so passive und dienende, sondern vielmehr eine aktive und zeitweise dominierende Rolle zugewiesen hat, führte allerdings zu keiner Kontroverse. Ein Ansatzpunkt dafür hätte sich bei dem von Müller auf „Albert Speer und die deutsche Rüstungswirtschaft im totalen Krieg“ eingegrenzten Diskussionsgegenstand, selbst wenn man gewollt hätte, auch nur schwer finden lassen. Leichter wäre das zweifellos unter Einbeziehung der unmittelbaren Vorgeschichte der „Ära Speer“ gewesen, wie sie im Vortrag knapp resümiert wurde. Demnach hätte „die Wehrmacht“ eine Umstellung der Wirtschaft auf den Krieg gewünscht, aber kein Konzept für eine „Kommandowirtschaft“ besessen. Andererseits hätte „die Wirtschaft“ ganz konträre Vorstellungen gehabt und sich auf „Friedenswirtschaft“ orientiert. Und in dieser wäre „die Politik“ bei „Zugeständnissen“ verblieben. Erst unter Speer sei

die „Autonomie der Privatwirtschaft“ dem „Primat der Politik“ unterworfen worden.

Keine Frage: Nach der Wende des Krieges diktierte das Geschehen an den Fronten immer rigoroseres Verhalten der Machthaber in Deutschland – mithin „die Politik“ – auch gegenüber der Wirtschaft. Nach der Proklamation des „totalen Krieges“ kam es in der Tat zu Speers kurzlebigen und trügerischem „Rüstungswunder“. Das Debakel ließ sich jedoch nicht mehr aufhalten. Das „Siegesprogramm“ endete abrupt mit dem Zusammenbruch der Kriegswirtschaft. Für das vielzitierte „Rüstungswunder“ hat Müller übrigens herausgefunden, daß zwischen den Zahlen Speers und denen der Wehrmacht erhebliche Differenzen bestehen.

Ausführlich beantwortete Müller eine Reihe von Anfragen zum Thema selbst und seiner Darstellung. Danach darf die Umstellung der Wirtschaft auf den Krieg nur an den ihr seinerzeit gemachten Vorgaben gemessen werden. Abgesehen vom „Führerstaat“, der versagt habe, und der Wehrmacht, die uneins gewesen sei und 1940/41 resigniert habe, seien aber auch die der Wirtschaft immanenten objektiven Voraussetzungen zu berücksichtigen. Für die Produktion moderner Massenvernichtungswaffen hätten, soweit die Atombombe in Betracht kommt, die verfügbaren Ressourcen ohnehin nicht ausgereicht. Hitler habe zudem darauf verzichtet, bakterielle Waffen entwickeln zu lassen, und als „Waffe der allerletzten Entscheidung“ im Osten das Giftgas Tabun einsetzen wollen. Die Finanzierung der Kriegsproduktion mit am Ende wertlosem Papiergeld würde zwar auch die Frage nach den Profiteuren berühren, wichtiger sei aber, daß der Kapitalstock zerrüttet und das Volkvermögen verschleudert worden sei. Von einem „Wirtschaftsimperium“ der SS, wie es sich expressis verbis auch bei Müller findet, sollte angesichts der von der SS tatsächlich erreichten Dimension wirtschaftlicher Betätigung eigentlich nicht die Rede sein. Und zu den bis in die jüngste Zeit weitgehend geheimgehaltenen Geschäften mit neutralen Staaten, deren Einrichtungen und Unternehmen werde im Band 5/2 kaum Neues geboten. Das Projekt insgesamt sei seinerzeit nicht zuletzt durch die DDR-Historiographie zur Geschichte des Zweiten Weltkrieges angeregt worden. Fragesteller waren u. a. Klaus Drobisch, Kurt Pätzold und Florian Schmalz (Berlin) sowie Erhard Moritz und Paul Heider (Potsdam).

- 1 *Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg.* Hrsg. vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt, 6 Bde., Stuttgart 1979–1990; Bd. 1: *Ursachen und Voraussetzungen der deutschen Kriegspolitik.* Von Wilhelm Deist, Manfred Messerschmidt, Hans-Erich Volkmann und Wolfram Wette, 1978; Bd. 2: *Die Errichtung der Hegemonie auf dem europäischen Kontinent.* Von Klaus A. Meier, Horst Rohde, Bernd Stegemann und Hans Umbreit, 1979; Bd. 3: *Der Mittelmeerraum und Südosteuropa. Von der „non belligeranza“ Italiens bis zum Kriegseintritt der Vereinigten Staaten.* Von Gerhard Schreiber, Bernd Stegemann und Detlef Vogel, 1984; Bd. 4: *Der Angriff auf die Sowjetunion.* Von Horst Boog, Jürgen Förster, Joachim Hoffmann, Ernst Klink, Rolf-Dieter Müller und Gerd Ueberschär, 1983; Bd. 5: *Organisation und Mobilisierung des deutschen Machtbereichs. 1. Halbbd.: Kriegsverwaltung, Wirtschaft und personelle Ressourcen 1939–1941.* Von Bernhard R. Kroener, Rolf-Dieter Müller und Hans Umbreit, 1988; Bd. 6: *Der globale Krieg. Die Ausweitung zum Weltkrieg und der Wechsel der Initiative 1941–1943.* Von Horst Boog, Werner Rahn, Reinhard Stumpf und Bernd Wegner, 1990.
- 2 *Dieterich Eichholtz, Geschichte der deutschen Kriegswirtschaft, 3 Bde., Berlin 1969–1996; Bd. 1: 1939–1941, 1969 (2. Aufl. 1985); Bd. 2: 1941–1943. Mit einem Kapitel von Joachim Lehmann, 1985; Bd. 3: 1943–1945. Unter Mitarbeit von Hagen Fleischer, Manfred Oertel, Berthold Puchert und Karl Heinz Roth, 1996.*

Fritz Petrick

Nachtrag zu: Täterkarrieren, in: IWK, Jg. 33 (1997), H. 2, S. 173–212: Verbleib des ehemaligen Leiters der Wachmannschaften im KZ Sachsenhausen Gustav Wegner

Auf den Seiten 191 und 211 schrieb ich, daß Gustav Wegner noch in den 1960er Jahren zentraler Belastungszeuge des MfS in den Ermittlungen zu nationalsozialistischen Gewaltverbrechen der SS in Sachsenhausen in der DDR war. Mir hatten lediglich die Gefangenenaakte Wegners aus Bautzen und Prozeßunterlagen aus der Gauck-Behörde vorgelegen. Über Haftende und weiteres Leben Wegners konnte ich keine Aussagen machen.

In einem Interview, das ich am 28. April 1998 mit Hermann Kreutzer in Berlin geführt habe, berich-

tete dieser mir, daß Gustav Wegner Anfang der 1970er Jahre von der Bundesrepublik über den Rechtsanwalt Vogel als Vermittler der DDR freigekauft und in die Bundesrepublik entlassen worden sei. Die gezahlte Summe sei weit höher gewesen als die, über die sonst verhandelt wurde. Ich habe daraufhin weitere Zeitzeugen aus dem Umfeld in der DDR inhaftierter Sozialdemokraten befragt, die mir den Sachverhalt bestätigten.

Ein SS-Führer aus dem KZ Sachsenhausen wurde zu Recht von einem sowjetischen Militärtribunal wegen seiner Verbrechen verurteilt, der DDR zum weiteren Strafvollzug übergeben, die ihn nach fünf- und zwanzig Jahren nicht freiließ. In den 1970er Jahren, als auch in der Bundesrepublik bereits die Auseinandersetzung über den Nationalsozialismus fortgeschritten war, wurde dieser Täter freigekauft. Seine Beteiligung an Verbrechen wurde nicht, wie die seiner Mittäter, die 1956 aus der Sowjetunion oder der DDR entlassen wurden, von einem ordentlichen Gericht recherchiert. Seine Verantwortung für Verbrechen im KZ Sachsenhausen wurde so einem rechtsstaatlichen Verfahren entzogen. Auch dieser Fall ist Teil der gemeinsamen Verantwortung beider deutscher Staaten für die Verhinderung adäquater juristischer Aufarbeitung der nationalsozialistischen Vergangenheit.

Christl Wickert

„Un-Einheitlich“ – Biographien ehemaliger kommunistischer Häftlinge des Konzentrationslagers Sachsenhausen

„Un-Einheitlich“ – dies ist gleichzeitig Titel und roter Faden einer (Wander-)Ausstellung und eines Katalogs als Ergebnis eines studentischen Projekt-tutoriums der Freien Universität. Bis zum 14. Juni 1998 wurde sie in der Gedenkstätte Sachsenhausen gezeigt, danach in Berlin. Vorgestellt werden sechs Biographien ehemaliger kommunistischer Häftlinge des Konzentrationslagers Sachsenhausen.

Mit dem Projekt soll die Erinnerung an die Überlebenden und die Ermordeten wachgehalten werden. Unser Anliegen ist dabei, diese Menschen aus der Anonymität und aus dem Vergessen als Opfer und Verfolgte des Naziregimes herauszuheben. Es ist der Versuch, die Lebensgeschichten nicht vor oder nach dem KZ enden zu lassen. Ziel des Projekts ist es, die sechs Lebensgeschichten in ihrer Gesamtheit darzustellen, denn sie wurden durch drei Epochen deutscher Geschichte geprägt:

die Weimarer Republik, die NS-Zeit und die DDR. In den Lebensläufen werden dabei Parallelen deutlich – die KPD-Mitgliedschaft, die Zeit des Widerstands, die KZ-Haft und das Leben der ehemaligen Häftlinge nach 1945 in der DDR. Dabei liegt der Schwerpunkt einerseits auf der Haftzeit im KZ, andererseits bei der Darstellung des Umgangs der DDR mit dem KPD-Widerstand und den politischen Häftlingen der NS-Zeit. Immer wieder finden sich in den Biographien wichtige individuelle Abweichungen, Kontinuitäten und Brüche. Der biographische Zugang ermöglicht dem Publikum, die Ausstellungsthemen als „Geschichten“ zu verstehen und sie damit greifbarer zu machen.

Soziale Herkunft und Politisierung

Die sechs vorgestellten Menschen sind von unterschiedlicher sozialer Herkunft. Drei von ihnen sind Arbeiter, einer von ihnen arbeitet als Angestellter, ein weiterer ist selbständiger Kaufmann, und der sechste ist Akademiker. Sie stammen aus den unterschiedlichsten deutschen Regionen und Städten: Hessen und Schlesien bzw. Straßburg und Leipzig. Die meisten von ihnen wurden ursprünglich sozialdemokratisch politisiert. Alle engagierten sich in unterschiedlichen Organisationen und Gruppen der Arbeiterbewegung. Erst später gingen sie zur KPD.

Ernst Schneller (1890–1944) trat 1920 in die KPD ein und begann eine steile Parteikarriere bis zum Reichstagsabgeordneten und ZK-Mitglied. Richard Mohaupt (geb. 1911) ist Mitglied der SAJ, wird aus der Jugendorganisation der SPD ausgeschlossen und geht 1931 in die KPD. Rudi Goguel (1908–1976) stammt aus sozialdemokratischem Elternhaus, wendet sich aber der kommunistischen Partei und der Revolutionären Gewerkschaftsopposition zu. Walter Riemer (1898–1974) ist Mitglied verschiedener Arbeiterkampfverbände, aber erst ab 1945 Mitglied der KPD. Rudolf Wunderlichs (1912–1988) Umfeld war ursprünglich KPD-orientiert. So war er erst Mitglied des KJVD, wechselte dann aber 1930 zusammen mit seinem Freundeskreis zum Jugendverband der KPD-O. Einzig Max Emendörfer (1911–1974) kommt direkt zur KPD.

Widerstand gegen den Nationalsozialismus

Alle haben gegen die Nationalsozialisten in unterschiedlicher Form Widerstand geleistet. Hauptsächlich drückte sich dies in Kurierdiensten und dem Verteilen kommunistischer Literatur aus. Vergleicht man anhand der vorgestellten Biographien die Zeitpunkte der einzelnen Festnahmen der

Widerständler, so wird auch hier deutlich, daß der kommunistische Massenwiderstand von den Nazis bis Mitte der dreißiger Jahre zerschlagen wurde. Fünf von ihnen wurden wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“ verurteilt. Lediglich Riemer wurde auf Grundlage des „Heimtückegesetzes“ eingesperrt.

Häftlinge des Konzentrationslagers Sachsenhausen

Das Konzentrationslager Sachsenhausen existierte von 1936 bis 1945. Während dieser neun Jahre veränderten sich die Zusammensetzung der Häftlingsgemeinschaft und der Häftlingsalltag erheblich. So stellte in den Anfangsjahren des Lagers die Gruppe der deutschen politischen Häftlinge das Gros der Internierten. Im Laufe des Kriegs stieg die Zahl der Gefangenen dramatisch an, die deutschen Häftlinge stellten nur noch eine Minderheit. Die bislang schon unmenschlichen Bedingungen im Lager wurden katastrophal, und der Vernichtungsdruck nahm zu. Mit den in der Ausstellung vorgestellten Häftlingsschicksalen wird jede Phase der Entwicklung Sachsenhausens dokumentiert. Durch die geschilderten Erlebnisse der sechs ist belegbar, wie sich der Häftlingsalltag im Lager veränderte und der Vernichtungsdruck zunahm.

Unterschiedlich nehmen die Biographierten die Solidarität unter den Häftlingen wahr. Bei Schneller und Wunderlich erfährt der Leser von wage-mutigen Hilfs- und Solidaritätsaktionen der Häftlinge untereinander, die bis zu der Planung einer Häftlingsselfbefreiung reichen. Dagegen vermißt Goguel in der kurzen Zeit seiner Internierung in Sachsenhausen die Solidarität unter den Mitgefangenen schmerzlich. Obwohl offen bleibt, wie die Kooperation der kommunistischen oder politischen Häftlinge im Lager konkret organisiert war, wird doch anhand der vorgestellten Schicksale deutlich, daß der Widerstand dieser Häftlingsgruppe in Sachsenhausen unterschiedlich gestaltet war. Während Schneller u. a. eine Befreiung plant, schmuggeln und organisieren z. B. Mohaupt und Wunderlich von den Mithäftlingen drohende benötigte Lebensmittel und Medizin ins KZ. – Während ihrer Internierung in Sachsenhausen waren die sechs Männer in unterschiedlichen Arbeitskommandos eingesetzt, was sich wiederum auf ihr Häftlingsschicksal entscheidend auswirkte. Während vier von ihnen in Innenkommandos eingeteilt waren, waren zwei außerhalb des Sachsenhausener Lagers eingesetzt. Schneller arbeitete im berüchtigten Außenlager Klinkerwerk und wird 1944 ermordet. Wunderlich gehört zu einem Außenkommando in Berlin, von wo er fliehen kann.

Leben nach 1945

Nach dem Kriegsende und der Zerschlagung des nationalsozialistischen Terrorregimes blieben alle in der KPD (bzw. dann SED). Einige von ihnen bauten die DDR mit auf. Weder das noch der Status des ehemaligen politischen Häftlings der Nazizeit bedeutete für die hier vorgestellten Menschen, daß sie in der DDR eine politische Karriere machen konnten, denn der „antifaschistische“ Staat ging mit den ehemaligen KZ-Häftlingen unterschiedlich um. Sie wurden nicht alle geehrt oder gar als Helden hochstilisiert wie Schneller. Vielmehr eckt die Mehrheit von ihnen auch in diesem politischen System an. Goguel konnte seine Autobiographie nicht nach seinen Vorstellungen veröffentlichen. Wunderlich hatte Schwierigkeiten, weil er der KPD-O angehört hatte und die „Unperson“ Havemann zu einer Gedenkveranstaltung einlud. Riemer, der 1950 aus der SED austrat, führte einen jahrelangen Kampf um seine Anerkennung als Verfolgter des Naziregimes. Emendörfer, der überzeugte Kommunist, verschwand für elf Jahre in sowjetischen Lagern und mußte nach seiner Rückkehr in die DDR hierüber schweigen.

Resümee

Warum der – für manchen sicherlich provokante – Titel „Un-Einheitlich“? Die Auswahl der Personen ist nicht repräsentativ, jedoch bildet jede Biographie für sich einen beispielhaften Typ. Schon an diesen sechs zeigt sich die Vielfalt ihrer Sozialisation. Alle sechs haben ein unterschiedliches Verhältnis zur KPD und zu ihrer KZ-Gefangenschaft. Dadurch wird unsere These der Un-Einheitlichkeit der Gruppe der kommunistischen Häftlinge des KZ Sachsenhausen untermauert. Gerade weil die KPD und ihr Widerstand fast immer in der offiziellen Geschichtsbetrachtung, sowohl in der DDR als auch in der BRD, als geschlossene Reihe oder Einheit gesehen wurden, ging die Individualität verloren. In der Ausstellung werden Biographien dargestellt, ohne in ihnen die alten Geschichtsbilder zu reproduzieren.

Informationen und Bezugsadresse für den Katalog der (Wander-)Ausstellung „Un-Einheitlich“: Uwe Hofschläger, Flankenschanze 44, 13585 Berlin, Tel.: 3 33 68 56.

Uwe Danker und Yasemin Topçu

Autoren dieses Heftes:

Ulrich Kurzer, Dr. disc. pol., zur Zeit arbeitslos, Sültebecksbreite 7, D-37075 Göttingen.

Dieter Nelles, Dipl.-Sozialwissenschaftler, Ottenbrucher Straße 54, D-42105 Wuppertal.

Klaus Schroeder, Priv.-Doz. Dr. phil., Wissenschaftlicher Leiter des Forschungsverbundes SED-Staat, lehrt Politikwissenschaft an der FU Berlin, FU Berlin, Ihnestraße 53, D-14195 Berlin.

Hermann Weber, Dr. phil., Professor em., Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung der Universität Mannheim, D-68131 Mannheim.

Ralf Zwengel, Dipl.-Pol., Liebenwalder Straße 8, D-13347 Berlin.



Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Im Auftrage der Freien Universität Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak

Anschrift: Freie Universität Berlin, IWK-Redaktion, Malteserstraße 74–100, Haus K 078,
D-12249 Berlin, Telefon: 030/77 92-412

MITTEILUNG über ein Projekt

über den Stand eines bereits angezeigten Projekts
Titelverzeichnis Nr.

- 1 **Institution(en)**, in deren Rahmen die Forschungsarbeit durchgeführt wird (z. B. Institut, Referat, Fachbereich, Lehrstuhl)*

Bezeichnung/Name, Anschrift, Tel.-Nr.:

* Bei Forschungsarbeiten ohne Verbindung mit einer Institution Name des/r durchführenden Forscher(in)s. Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades außerdem Bezeichnung der Institution des/r Betreuer(in)s.

- 2 **Bearbeiter/in**. Vor- und Zuname, Titel, Anschrift, Tel.-Nr. (Leiter bitte unterstreichen):

- 3 Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades: Vor- und Zuname des/r Betreuer(in)s (Doktorvater o. ä.):

- 4 **Stand** der Forschungsarbeit ☐ laufend ☐ geplant ☐ abgeschlossen
☐ eingestellt ☐ sonstiges

- 5 **Laufzeit** von bis ungefährer Zeitpunkt der schriftlichen Fixierung des Ergebnisses
(Monat/Jahr) (Monat/Jahr)

- 6 **Art** (Mehrfachnennungen möglich)

Auftragsforschung	☐	Gutachten	☐	Edition	☐
geförderte Forschung ..	☐	Habilitationsschrift	☐	Monographie	☐
Eigenprojekt von 1	☐	Dissertation	☐	Aufsatz	☐
Eigenprojekt von 2	☐	Diplomarbeit	☐	sonstiges	
Staatsexamensarbeit	☐	Magisterarbeit	☐		

- 7 Hat die Forschungsarbeit einen **Auftraggeber**? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte genaue Bezeichnung und Anschrift eingeben:

- 8 Wer trägt die **Kosten** der Forschungsarbeit? (Mehrfachankreuzen möglich)

Die in Frage 1 genannte Institution	☐	andere Geldgeber	☐	
Bearbeiter/in	☐			Bitte Bezeichnung und Anschrift
Auftraggeber	☐			
Deutsche Forschungsgemeinschaft	☐	Stipendium	☐	
bzw. Sonderforschungsbereich der DFG	☐			Bezeichnung und ggf. Anschrift
Stiftung Volkswagenwerk	☐			

9 (Arbeits-)Titel der Forschungsarbeit (ggf. Untertitel):

☐ Thema geändert, neuer (Arbeits-)Titel:

10 ggf. Zeitraum (z. B. 1933 bis 1945), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht:

11 ggf. Geographischer Raum (z. B. Köln, Bayern, Österreich), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht:

12 Inhaltliche Ziele (spezielle Fragestellungen, Hypothesen, Zwischenergebnisse):

13 Liegen aktuelle (Teil-)Veröffentlichungen der Arbeit vor (z. B. Buch, Aufsatz) oder sind sie geplant? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Verlag, Jahr):

14 Liegen nichtveröffentlichte (Zwischen-)Berichte, Manuskripte, Arbeitspapiere vor? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Jahr):
(Hier bitte auch Hochschul- und Staatsexamensarbeit, Dissertation, Habilitationsarbeit angeben)

15 Methodische Anlage (Vorgehensweise, Untersuchungsart, theoretischer Ansatz, Interview, schriftliche Befragung, Auswertung von Massendaten)

16 Benutzte Unterlagen (Quellenbasis: Archive, Archivalien, statistische Materialien, Zeitungen)

Mit der Speicherung, Weitergabe und Veröffentlichung der in dem Fragebogen enthaltenen Angabe für wissenschaftliche Zwecke bin ich einverstanden.

.....
(Ort, Datum)

.....
(Unterschrift)



**Internationale wissenschaftliche
Korrespondenz zur Geschichte
der deutschen Arbeiterbewegung**

Am Institut für Grundlagen der Politik des Fachbereichs Politische Wissenschaft
der Freien Universität Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak
Wissenschaftlicher Beirat: Andreas Graf, Helga Grebing, Peter Lösche, Hans Mommsen,
Peter Steinbach, Hans-Josef Steinberg und Hermann Weber

Inhaltsverzeichnis und Register

ISSN 0046-8428

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung
(Zitierweise: IWK)

Verleger im Sinne des Pressegesetzes:

Freie Universität Berlin, Kaiserswerther Straße 16–18, D-14195 Berlin

Redaktion: Gerhard Beier, Franz Jean Frohn, Gunter Krüschet (verantw.), Dirk H. Müller

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Gunter Krüschet

Anschrift der Redaktion:

Freie Universität Berlin, IWK-Redaktion, Malteserstraße 74–100, Haus K 078, D-12249 Berlin

Telefon: 030/7792-412 (G. Krüschet); -414 (F. J. Frohn)

Umsatzsteuer-Identifikationsnummer (USt-ID-Nr.): DE 811 304 768

Vertrieb: FSP GmbH, Müllerstraße 163, D-13353 Berlin

Die IWK wird regelmäßig im „Sozialwissenschaftlichen Literaturinformationssystem SOLIS“ des Informationszentrums Sozialwissenschaften, Lennéstraße 30, D-53113 Bonn, erfaßt.

Die mit dem Verfasseramen gekennzeichneten Beiträge geben nicht in jedem Falle die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers wieder. Die Verfasser sind verantwortlich für die Richtigkeit der in ihren Beiträgen mitgeteilten Tatbestände. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Rezensionsexemplare übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung. Für alle Beiträge behält sich die Freie Universität Berlin alle Rechte vor, auch die Rechte des Nachdrucks, der Übersetzung in fremde Sprachen, der fotomechanischen Wiedergabe sowie der Speicherung auf Datenträger.

Gerichtsstand: Berlin

Die IWK erscheint viermal jährlich (März, Juni, September, Dezember).

Preise ab 1. 1. 1988: Einzelheft DM 20,-, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 15,-, jeweils zuzüglich Versandkosten. Jahresabonnement DM 67,-, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 40,-, jeweils zuzüglich Versandkosten (Inland: DM 5,-, Ausland: DM 12,-). Zahlung nach Erhalt unserer Rechnung an die Hauptkasse der FU Berlin, D-14195 Berlin, Konto Nr. 22808-109, Kassenzeichen (bitte unbedingt angeben!): 01/11901/150101 bei der Postbank, Niederlassung Berlin, D-10916 Berlin (BLZ 100 100 10). Das Abonnement kann mit einer Frist von 6 Wochen zum Ende des Geschäftsjahrs (IWK-Jahrgang) gekündigt werden. Andernfalls verlängert sich das Abonnement automatisch um ein weiteres Geschäftsjahr (IWK-Jahrgang).

Von den älteren Heften sind noch lieferbar die Nummern 5, 7, 8, 14–19/20 und Jg. 10 (1974) bis Jg. 13 (1977), Jg. 14 (1978), H. 1 und 4, und Jg. 15 (1979), H. 2, 3 und 4, Jg. 16 (1980) bis Jg. 23 (1987), Jg. 24 (1988), H. 1, 2 und 3, Jg. 25 (1989), Jg. 26 (1990), Jg. 27 (1991), H. 2, 3 und 4, Jg. 28 (1992), H. 1, 2 und 4, Jg. 29 (1993) ff.

Der Preis der noch lieferbaren älteren Hefte bis einschließlich H. 4/1992 beträgt DM 5,- pro Heft bzw. DM 20,- pro Jahrgang zuzüglich Versandkosten. Bitte richten Sie Ihre Bestellungen an die Adresse der Redaktion!

Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 6 vom 1. 9. 1997.

Gedruckt mit Unterstützung der Senatsverwaltung für Wissenschaft und Forschung, Berlin

Herstellung: Dr. Hans Theissen, Kottbusser Damm 77, D-10967 Berlin

Druck: Kupijai & Prochnow, Blücherstraße 22, D-10961 Berlin

Aufsätze und Miszellen

- Eschebach, Insa: „Ermittlungskomplex Ravensbrück“. Das Frauenkonzentrationslager in den Akten des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS) 2/212
- Hollender, Martin: Der „unerwünschte“ Remigrant. Zum 90. Geburtstag von Helmut Hirsch 3/421
- Koch-Baumgarten, Sigrid: Spionage für Mitbestimmung. Die Kooperation der Internationalen Transportarbeiter-Föderation mit alliierten Geheimdiensten im Zweiten Weltkrieg als korporatistisches Tauscharrangement 3/361
- Kurzer, Ulrich: Zur Entwicklung der Konsumgenossenschaften in Deutschland nach 1936 4/477
- Müller, Werner: Der Bibliograph und die Parteilichkeit. Skizze zu Leben und Werk Alfred Eberleins 3/390
- Nelles, Dieter: Deutsche Anarchosyndikalisten und Freiwillige in anarchistischen Milizen im Spanischen Bürgerkrieg. 4/500
- Rübner, Hartmut: Lebens-, Arbeits- und gewerkschaftliche Organisationsbedingungen chinesischer Seeleute in der deutschen Handelsflotte. Der maritime Aspekt der Ausländerbeschäftigung vom Kaiserreich bis in den NS-Staat. 1/1
- Schroeder, Klaus: Zu Hermann Webers polemischer Aktenkunde. Replik auf Hermann Weber: Was beweisen die Akten? Anmerkungen zu Veröffentlichungen von Archivalien aus der DDR, in: IWK, H. 2/1997, S. 232–243. 4/523
- Skrzypczak, Henryk: Umfeld eines Brückenschlags. Vorabdruck 2 aus: Mission ohne Mandat. Der Fall Friedrich Stampfer 1/42
- Weber, Hermann: Die alte Masche. Eine Antwort auf Klaus Schroeders „Replik“ 4/526
- Wickert, Christl: Täterkarrieren. Die SS-Lagerleitung Sachsenhausen 1942–1945. 2/173

Dokumentationen

- Speck, Ute: Ein weiterer Brief von Rosa Luxemburg und Ergänzungen zu einem Karl-Liebknecht-Brief 1/83
- Tych, Feliks, und Ottokar Luban: Die Spartakusführung zur Politik der Bolschewiki. Ein Kassiber Leo Jogiches' aus dem Gefängnis an Sophie Liebknecht vom 7. September 1918 1/92
- Ünlüdağ, Tânia: „Die Tragödie einer Kämpferin für die Arbeiterbewegung“? – Clara Zetkin 1928–1931. Eine ausgewählte Dokumentation. 3/313

Tagungsberichte

- Bock, Petra: „Die Macht der Geschichte – Ungarn 1848/1956 und 1989 – Geschichte als Politikum in Diktatur und Systemwechsel“. Eine Tagung des Instituts für Grundlagen der Politik am Fachbereich Politische Wissenschaft der FU Berlin im Haus Ungarn, Berlin. 1/116
- Franz, Thomas: „Anarchisten, Anarchosyndikalisten, Rätekommunisten, Trotzlisten in Widerstand und Exil. Tendenzen, Organisationen, Personen“. Ein Tagungsbericht 1/122

Köster, Jacqueline: Das Frauenkonzentrationslager Ravensbrück. Quellenlage – Quellenkritik. Tagungsbericht zur Fachtagung der Interdisziplinären Frauenforschungsgruppe der Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück und der Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung der Freien Universität Berlin am 29./30. Mai 1997 in Berlin	2/261
Merk, Jan: „Internationale Aspekte und Verbindungen der Demokratiebewegung und Revolution 1847/1849“. Ein Tagungsbericht.	2/252
Rudder, Anneke de: Widerstand und Opposition in der DDR 1949–1989. Ein Tagungsbericht	2/266
Zwengel, Ralf: Stalinistischer Terror, Massenrepressalien, GULag. Bericht über eine Tagung im Hamburger Institut für Sozialforschung am 20. und 21. Februar 1998	4/519

Forschungsstandanalysen und Literaturberichte

Eifert, Christiane: Widerständlerinnen und Zwangsarbeiterinnen im Nationalsozialismus	2/306
Hutter, Franz-Josef: Neuere Veröffentlichungen zum historischen Wahlverhalten in Deutschland	1/103
Schilde, Kurt: Gesichter der Geschichte der Arbeiterbewegung. Zu einigen neueren regional- und lokalgeschichtlichen Darstellungen von Widerstand und Exil	3/414
Tammena, Heiko, und Helge Matthiesen: Viele „dritte Wege“ führten zum „links-republikanischen Projekt“. Forschungen zu demokratischen Bewegungen in Sachsen, Thüringen und Anhalt bis 1933	3/403
Tessmer, Carsten: Vom Ende der DDR. Zu einigen neueren Darstellungen	2/244
Weber, Hermann: Was beweisen die Akten? Anmerkungen zu Veröffentlichungen von Archivalien aus der DDR	2/232

Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete

Bearbeitet von Franz Jean Frohn

Nr.:	Heft:	I. Projekt- verzeichnis	II. Nachträge	III. Bisher nicht gemeldete, unpublizierte Arbeiten, die verfügbar sind
		Seite:	Seite:	Seite:
109 (97-001–97-016)	1	129	133	—
110 (97-017–97-026)	2	273	276	281
111 (97-027–97-036)	3	430	433	—
112 (97-037–97-049)	4	530	534	—

Neue Literatur

(KA = Kurzanzeige)

- 1848/49. Revolutionen in Ostmitteleuropa. Vorträge der Tagung des Collegium Carolinum in Bad Wiessee vom 30. November bis 1. Dezember 1990. Hrsg. von Rudolf Jaworski und Robert Luft, München 1996 (*Rüdiger Hachtmann*) 1/152
- Alibi-Frauen? Hessische Politikerinnen. Bd. 1: In den Vorparlamenten 1946 bis 1950. Hrsg. von Ingrid Langer, Ulrike Ley und Susanne Sander, Frankfurt a. M. 1994 (*Henrike Hülsbergen*) 4/574
- Alibi-Frauen? Hessische Politikerinnen. Bd. 2: Im 1. und 2. Hessischen Landtag 1946 bis 1954. Hrsg. von Ingrid Langer, Ulrike Ley und Susanne Sander, Frankfurt a. M. 1995 (*Henrike Hülsbergen*) 4/574
- Amerikanisierung und Sowjetisierung in Deutschland 1945–1970. Hrsg. von Konrad Jarausch und Hannes Siegrist, Frankfurt a. M. und New York 1997 (*Ilko-Sascha Kowalczyk*) 4/566
- „An alle OdF-Betreuungsstellen Sachsen-Anhalts!“ Eine dokumentarische Fallstudie zum Umgang mit Opfern des Faschismus in der SBZ/DDR 1945–1953. Hrsg. von Ralf Kessler und Hartmut Rüdiger Peter, Frankfurt a. M. u. a. 1996 (*Achim Kilian*) (KA) 4/592
- Anderson, Kevin: Lenin, Hegel, and Western Marxism. A critical study, Urbana and Chicago 1995 (*Ralf Zwengel*) (KA) 4/594
- Ansichten zur Geschichte der DDR. Bd. 1–4. Hrsg. von Dietmar Keller, Hans Modrow und Herbert Wolf in Zusammenarbeit mit der PDS/Linke Liste im Deutschen Bundestag. Red.: Dietmar Keller, Renate Aleku und Dieter Lehmann, Bonn und Berlin 1993/94 (*Jochen Lippstreu*) 1/160
- Arbeiterbewegung und nationale Frage in den Nachfolgestaaten der Habsburgermonarchie. Hrsg. von Helmut Konrad, Wien und Zürich 1993 (*Rolf Wörsdörfer*) 1/163
- Aufbruch in die Bürgerwelt. Lebensbilder aus Vormärz und Biedermeier. Hrsg. von Helmut Bock und Renate Plöse, Münster 1994 (*Manfred Jehle*) 1/156
- Australia and Canada: Labour Compared. Hrsg. von Gregory S. Kealey und Greg Patmore, St. John's 1996 (*Thomas Franz*) (KA) 4/590
- Bannehr, Egon, u. a.: Die Eule läßt Federn. Das Ullsteinhaus 1926–1986 – Drucker, Setzer, Journalisten. In Zusammenarbeit mit der Industriegewerkschaft Medien, Bezirk Berlin, Berlin 1996 (*Kurt Schilde*) 2/293
- Beitz, Else: „Das wird gewaltig ziehen und Früchte tragen!“ Industripädagogik in den Großbetrieben des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg, dargestellt am Beispiel der Firma Friedr. Krupp, Essen 1994 (*Willy Buschak*) 3/443
- Berner, Rudolf: Die unsichtbare Front. Bericht über die illegale Arbeit in Deutschland (1937). Hrsg., annotiert und ergänzt durch eine Studie zu Widerstand und Exil deutscher Anarchisten und Anarchosyndikalisten von Andreas G. Graf und Dieter Nelles, Berlin und Köln 1997 (*Stefanie Schüler-Springorum*) 3/452
- Berthold, Werner: Exilliteratur und Exilforschung. Ausgewählte Aufsätze, Vorträge und Rezensionen, Wiesbaden 1996 (*Claudia Albert*) 2/285
- Die Bestände der Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv. Kurzübersicht. Hrsg. von der Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv. Red.: Elrun Dolatowski, Anette Meiburg und Sigrun Mühl-Benninghaus, Berlin 1996 (*Gerlinde Grahm*) 4/542

Biographisches Handbuch der SBZ/DDR 1945 bis 1990. Hrsg. von Gabriele Baumgartner und Dieter Hebig. 2 Bde., München u. a. 1996 und 1997 (<i>Jan Foitzik</i>)	1/139
Borgersrud, Lars: Wollweber-organisasjonen i Norge [Die Wollweber-Organisation in Norwegen], Oslo 1997 (<i>Michael F. Scholz</i>)	4/581
Brüchert-Schunk, Hedwig: Städtische Sozialpolitik vom Wilhelminischen Reich bis zur Weltwirtschaftskrise. Eine sozial- und kommunalhistorische Untersuchung am Beispiel der Stadt Mainz 1890–1930, Stuttgart 1994 (<i>Berthold Grzywatz</i>)	4/550
Brüggemeier, Franz-Josef: Das unendliche Meer der Lüfte. Luftverschmutzung, Industrialisierung und Risikodebatten im 19. Jahrhundert, Essen 1996 (<i>Rüdiger Hachtmann</i>)	2/290
Canning, Kathleen: Languages of Labor and Gender. Female Factory Work in Germany, 1850–1914, Ithaca and London 1996 (<i>Christiane Eifert</i>)	3/441
Care, Käfer, Cola. Ein Lesebuch über Nachkriegszeit und „Wirtschaftswunder“ in Hamm. Hrsg. vom Gustav-Lübcke-Museum, Hamm, Maria Perrefort, Ellen Schinzer, und vom Historischen Seminar der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster, Hans-Ulrich Thamer, Essen 1995 (<i>Josef Kaiser</i>)	4/571
Centre and Periphery. The History of the Comintern in the Light of New Documents. Ed. by Mikhail Narinsky and Jürgen Rojahn, Amsterdam 1996 (<i>Jürgen Tampke</i>)	4/589
Capire la Riseria. A Trieste un lager del sistema nazista [Die „Riseria“ verstehen. Ein Lager des nazistischen Systems in Italien]. Hrsg. von der Comune di Trieste, Trieste 1996 (<i>Rolf Wörsdörfer</i>)	4/579
Demokratische Wege. Deutsche Lebensläufe aus fünf Jahrhunderten. Ein Lexikon. Hrsg. von Manfred Asendorf und Rolf von Bockel, Stuttgart und Weimar 1997 (<i>Manfred Jehle</i>)	4/543
Der Deutsche Gewerkschaftsbund 1949 bis 1956. Bearb. von Josef Kaiser, Köln 1996 (<i>Michael Fichter</i>)	3/439
Ditfurth, Christian von: Internet für Historiker, Frankfurt a. M. und New York 1997 (<i>Kai Borschinsky</i>)	4/541
Dokumente aus geheimen Archiven. Bd. 5: Die Polizeikonferenzen deutscher Staaten 1851–1866. Präliminardokumente, Protokolle und Anlagen. Eingel. und bearb. von Friedrich Beck und Walter Schmid, Weimar 1993 (<i>Toni Offermann</i>)	4/545
Ernst Thälmann, An Stalin. Briefe aus dem Zuchthaus 1939 bis 1941. Hrsg. von Wolfram Adolphi und Jörn Schütrumpf, Berlin 1996 (<i>Ralf Zwengel</i>)	3/439
Eugen Heilig. Arbeiterfotograf 1911–1936. Hrsg. von Monica Heilig und Walter Heilig, Berlin 1996 (<i>Josef Kaiser</i>)	2/289
Europe: Retrospects and Prospects. Hrsg. von John Perkins und Jürgen Tampke, Manly East 1996 (<i>Thomas Franz</i>) (KA)	4/591
Ferenschild, Sabine: „Die Bestimmung des Weibes“ und die Standeserziehung der Arbeiterinnen. Ein Beitrag zur Geschichte und Soziologie der katholischen Arbeiterinnenorganisationen im Rheinland (1867–1914), Bornheim 1994 (<i>Christiane Eifert</i>)	3/441
Fluder, Robert, u. a.: Gewerkschaften und Angestelltenverbände in der schweizerischen Privatwirtschaft. Entstehung, Mitgliedschaft, Organisation und Politik seit 1940, Zürich 1991 (<i>Karl Lang</i>)	2/300

Fluder, Robert: Interessenorganisationen und kollektive Arbeitsbeziehungen im öffentlichen Dienst der Schweiz. Entstehung, Mitgliedschaft, Organisation und Politik seit 1940, Zürich 1996 (<i>Karl Lang</i>)	2/300
Forschungen zur Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung in Norwegen. Hrsg. von Einhart Lorenz, Essen 1997 (<i>Michael F. Scholz</i>)	4/580
Frei, Norbert: Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit, München 1996 (<i>Albrecht Götz von Olenhusen</i>)	4/568
Gietinger, Klaus: Eine Leiche im Landwehrkanal. Die Ermordung der Rosa L., 1. (erw. u. völlig überarb.) Aufl., Berlin 1995 (<i>Ralf Zwengel</i>)	3/440
Gittig, Heinz: Bibliographie der Tarnschriften 1933–1945, München u. a. 1996 (<i>Bernd Stöver</i>)	2/285
Greiser, Gerd: Wahrheit als Waffe. Politik und Medien der SPD im Kampf gegen die Hitler-Diktatur, Münster 1996 (<i>Bernd Stöver</i>)	4/561
Haffert, Klaus: Die katholischen Arbeitervereine Westdeutschlands in der Weimarer Republik, Essen 1994 (<i>Wolfgang Löhr</i>)	3/451
Haffner, Sebastian: Germany: Jekyll & Hyde. 1939 – Deutschland von innen betrachtet. Deutsche Erstausgabe, Berlin 1996 (<i>Francis L. Carsten</i>)	2/299
Hauch, Gabriella: Vom Frauenstandpunkt aus. Frauen im Parlament 1919–1933, Wien 1995 (<i>Henrike Hülsbergen</i>)	4/582
Haverkamp, Michael: „... herrscht hier seit heute die Cholera“. Lebensverhältnisse, Krankheit und Tod. Sozialhygienische Probleme der städtischen Daseinsvorsorge im 19. Jahrhundert am Beispiel der Stadt Osnabrück, Osnabrück 1996 (<i>Jörg Vögele</i>)	2/292
Hedeler, Wladislaw: Stalin, Trotzki, Bucharin. Studien zum Stalinismus und Alternativen im historischen Prozeß, Mainz 1994 (<i>Ralf Zwengel</i>) (KA)	4/594
Hering, Sabine, und Kurt Schilde: Kampfname Ruth Fischer. Wandlungen einer deutschen Kommunistin, Frankfurt a. M. 1995 (<i>Mario Keßler</i>)	1/145
Hervé, Florence: „Wir fühlten uns frei“. Deutsche und französische Frauen im Widerstand, Essen 1997 (<i>Stefanie Schüler-Springorum</i>)	3/463
Hilger, Susanne: Sozialpolitik und Organisation. Formen betrieblicher Sozialpolitik in der rheinisch-westfälischen Eisen- und Stahlindustrie seit der Mitte des 19. Jahrhunderts bis 1933, Stuttgart 1996 (<i>Alfred Reckendrees</i>)	3/445
Historiker in der DDR. Hrsg. von Karl Heinrich Pohl, Göttingen 1997 (<i>Ilko-Sascha Kowalczyk</i>)	4/539
Hodenberg, Christina von: Die Partei der Unparteiischen. Der Liberalismus der preußischen Richterschaft 1815–1848/49, Göttingen 1996 (<i>Rüdiger Hachtmann</i>)	1/152
Holzappel, Jens: Der Widerstandskampf deutscher Kommunisten in Dänemark 1933 bis 1941, Marburg 1997 (<i>Michael F. Scholz</i>)	4/578
Hure oder Muse? Klio in der DDR. Dokumente und Materialien des Unabhängigen Historiker-Verbandes. Hrsg. von Rainer Eckert, Ilko-Sascha Kowalczyk und Isolde Stark, Berlin 1994 (<i>Jochen Lippstreu</i>)	1/160
Hurwitz, Harold: Die Stalinisierung der SED. Zum Verlust von Freiräumen und sozialdemokratischer Identität in den Vorständen 1946–1949, Wiesbaden 1997 (<i>Jan Foitzik</i>)	4/576

Illustrierte Geschichte der Arbeiter-Esperanto-Bewegung. Den Arbeitern aller Länder eine Sprache! Hrsg. vom Fritz-Hüser-Institut der Stadt Dortmund, Dortmund 1993 (<i>Claudia Albert</i>) (KA)	4/596
Jacobeit, Sigrid, und Wolfgang Jacobeit: Illustrierte Alltags- und Sozialgeschichte Deutschlands 1900–1945, Münster 1995 (<i>Josef Kaiser</i>) (KA)	4/591
Das Jahr 1956 in Ostmitteleuropa. Hrsg. von Hans Henning Hahn und Heinrich Olschowsky, Berlin 1996 (<i>Beate Ihme-Tuchel</i>)	4/588
Jasper, Willi: Hotel Lutetia. Ein deutsches Exil in Paris, München und Wien 1994 (<i>Ursula Langkau-Alex</i>)	3/457
Kiesewetter, Hubert: Das einzigartige Europa. Zufällige und notwendige Faktoren der Industrialisierung, Göttingen 1996 (<i>Thomas Welskopp</i>)	1/148
Kissler, Leo, u. a.: Arbeitskulturen. Recht und Strategien von Streik und Aussperrung im deutsch-französischen Vergleich, Frankfurt a. M. und New York 1997 (<i>Willy Buschak</i>) (KA)	4/596
Kowalczyk, Ilko-Sascha: Legitimation eines neuen Staates. Parteiarbeiter an der historischen Front. Geschichtswissenschaft in der SBZ/DDR 1945 bis 1961, Berlin 1997 (<i>Martin Sabrow</i>)	4/538
Krafft, Sybille: Zucht und Unzucht. Prostitution und Sittenpolizei im München der Jahrhundertwende, München 1996 (<i>Brigitte Kerchner</i>)	4/553
Krusch, Hans-Joachim: Irrweg oder Alternative? Vereinigungsbestrebungen der Arbeiterparteien 1945/46 und gesellschaftspolitische Forderungen, Bonn 1996 (<i>Werner Müller</i>) (KA)	1/166
Kurz, Thomas: Feindliche Brüder im deutschen Südwesten. Sozialdemokraten und Kommunisten in Baden und Württemberg von 1928 bis 1933, Berlin 1996 (<i>Hermann Weber</i>)	1/158
Laske, Karl: Ein Leben zwischen Hitler und Carlos: François Genoud, Zürich 1996 (<i>Albrecht Götz von Olenhusen</i>)	1/147
Lee, Eun-Jeung: Der soziale Rechtsstaat als Alternative zur autoritären Herrschaft. Zur Aktualisierung der Staats- und Demokratietheorie Hermann Hellers, Berlin 1994 (<i>Klaus Riebschläger</i>)	1/143
Lenin. Theorie und Praxis in historischer Perspektive. Beiträge zum internationalen Lenin-Symposium, Wuppertal, 15.–18. März 1993. Hrsg. von Theodor Bergmann u. a., Mainz 1994 (<i>Ralf Zwengel</i>) (KA)	4/594
Leo Trotzki – Kritiker und Verteidiger der Sowjetgesellschaft. Beiträge zum internationalen Trotzki-Symposium, Wuppertal, 26.–29. März 1990. Hrsg. von Theodor Bergmann und Gert Schäfer, Mainz 1993 (<i>Ralf Zwengel</i>) (KA)	4/594
Lerner, Gerda: Frauen finden ihre Vergangenheit. Grundlagen der Frauengeschichte, Frankfurt a. M. 1995 (<i>Christiane Eifert</i>)	1/138
Lorenz, Heinz: Die Universum-Bücherei. Geschichte und Bibliographie einer proletarischen Buchgemeinschaft. 1926–1939, Berlin 1996 (<i>Claudia Albert</i>) (KA)	2/308
Loring, Marianne: Flucht aus Frankreich 1940. Die Vertreibung deutscher Sozialdemokraten aus dem Exil. Hrsg. von Wolfgang Benz, Frankfurt a. M. 1996 (<i>Ursula Langkau-Alex</i>) (KA)	4/593
Macht, Rudolf: Niederlage. Geschichte der Hofer Arbeiterbewegung. Bd. III/2: 1924–1945, Hof 1996 (<i>Harald Reissig</i>)	2/294
Macht, Rudolf: Spaltung. Geschichte der Hofer Arbeiterbewegung. Bd. III/1: 1918–1923, Hof 1996 (<i>Harald Reissig</i>)	2/294

Malycha, Andreas: Partei von Stalins Gnaden. Die Entwicklung der SED zur Partei neuen Typs in den Jahren 1946 bis 1950, Berlin 1996 (<i>Werner Müller</i>) (KA)	1/166
Matthiesen, Helge: Bürgertum und Nationalsozialismus in Thüringen. Das bürgerliche Gotha 1918 bis 1930, Jena und Stuttgart 1994 (<i>Jürgen Schmidt</i>)	2/298
McLoughlin, Barry, Hans Schafranek und Walter Szevera: Aufbruch, Hoffnung, Endstation. Österreicherinnen und Österreicher in der Sowjetunion 1925–1945, Wien 1997 (<i>Carola Tischler</i>)	4/584
Mechler, Rolf-Dieter: Kriegsalltag an der „Heimatfront“. Das Sondergericht Hannover im Einsatz gegen „Rundfunkverbrecher“, „Schwarzschlachter“, „Volkschädlinge“ und andere „Straftäter“ 1939 bis 1945, Hannover 1997 (<i>Albrecht Götz von Olenhusen</i>)	4/564
Mechterstädt – 25. 03. 1920. Skandal und Krise in der Frühphase der Weimarer Republik. Hrsg. von Peter Krüger und Anne C. Nagel, Münster 1997 (<i>Albrecht Götz von Olenhusen</i>)	4/554
Merkel, Felicitas: Rundfunk und Gewerkschaften in der Weimarer Republik und in der frühen Nachkriegszeit, Potsdam 1996 (<i>Bernd Sösemann</i>)	4/557
Mick, Christoph: Sowjetische Propaganda, Fünfjahrplan und deutsche Rußlandpolitik 1928–1932, Stuttgart 1995 (<i>Gerlinde Grahm</i>)	2/295
Mikropolitik im Unternehmen. Arbeitsbeziehungen und Machtstrukturen in industriellen Großbetrieben des 20. Jahrhunderts. Hrsg. von Karl Lauschke und Thomas Welskopp, Essen 1994 (<i>Rüdiger Hachtmann</i>)	1/150
Mommsen, Hans, und Manfred Grieger: Das Volkswagenwerk und seine Arbeiter im Dritten Reich, Düsseldorf 1996 (<i>Alfred Reckendrees</i>)	4/562
Müller, Dirk H.: Arbeiter, Katholizismus, Staat. Der Volksverein für das katholische Deutschland und die katholischen Arbeiterorganisationen in der Weimarer Republik, Bonn 1996 (<i>Wolfgang Löhr</i>)	3/451
Nachtmann, Walter: 100 Jahre ÖTV – Geschichte. Die Geschichte einer Gewerkschaft und ihrer Vorläuferorganisationen. Hrsg. von der Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr, Frankfurt a. M. 1996 (<i>Willy Buschak</i>)	3/448
Nationalsozialismus in Thüringen. Hrsg. von Detlev Heiden und Gunther Mai, Weimar, Köln und Wien 1995 (<i>Jürgen Schmidt</i>)	2/298
Nationalsozialistische Frauenpolitik vor 1933. Dokumentation. Hrsg. von Hans-Jürgen Arendt, Sabine Hering und Leonie Wagner, Frankfurt a. M. 1995 (<i>Christiane Eifert</i>) (KA)	2/308
„Neuordnung Europas“. Vorträge vor der Berliner Gesellschaft für Faschismus- und Weltkriegsforschung 1992–1996. Hrsg. von Werner Röhr und Brigitte Berlekamp, Berlin 1996 (<i>Gerlinde Grahm</i>)	3/453
Opfer wofür? Deutsche Emigranten in Moskau – ihr Leben und Schicksal. Heinrich Vogeler und seine Gesinnungsgenossen im Moskauer Exil. Ergebnisse des 5. Heinrich-Vogeler-Symposiums. Hrsg. von Ernstheinrich Meyer-Stiens, Worpsswede 1996 (<i>Ursula Langkau-Alex</i>)	3/458
Die Partei hatte immer recht. Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur. Hrsg. von Bernd Faulenbach, Markus Meckel und Hermann Weber, Essen 1994 (<i>Jochen Lippstreu</i>)	1/160
Perels, Joachim: Wider die „Normalisierung“ des Nationalsozialismus. Interventionen gegen die Verdrängung, Hannover 1996 (<i>Albrecht Götz von Olenhusen</i>) (KA)	2/309

- Petersen, Klaus: Zensur in der Weimarer Republik, Stuttgart und Weimar 1995
(*Albrecht Götz von Olenhusen*) 4/555
- Power, Conscience, and Opposition. Essays in German History in Honour of
John A. Moses. Hrsg. von Andrew Bonnell, Gregory Munro and Martin
Travers, New York u. a. 1996 (*Thomas Franz*) 3/438
- Protecting Women. Labor Legislation in Europe, the United States, and Australia,
1880–1920. Ed. by Ulla Wikander, Alice Kessler-Harris and Jane Lewis,
Urbana and Chicago 1995 (*Brigitte Kerchner*) 2/303
- „Reorganisation der Polizei“ oder getarnte Bewaffnung der SBZ im kalten Krieg?
Dokumente und Materialien zur sicherheits- und militärpolitischen Weichen-
stellung in Ostdeutschland 1948/49. Hrsg. und eingel. von Günther Glaser.
Wissenschaftlich-technische Mitarbeit: Regina Knoll und Werner Knoll,
Frankfurt a. M. u. a. 1995 (*Ilko-Sascha Kowalczyk*) 2/286
- Reuter, Elke, und Detlef Hansel: Das kurze Leben der VVN von 1947 bis 1953.
Die Geschichte der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes in der sowjeti-
schen Besatzungszone und in der DDR, Berlin 1997 (*Berthold Grzywatz*) 3/454
- Ritscher, Bodo: SPEZLAGER Nr. 2 BUCHENWALD. Zur Geschichte des
Lagers Buchenwald 1945 bis 1950. Hrsg. von der Gedenkstätte Buchenwald,
Arbeitsstelle „Speziallager 2“. 2., überarb. Aufl., Weimar-Buchenwald/B. R.
1995 (*Achim Kilian*) (KA) 1/167
- Ritter, Gerhard A., und Merith Niehuss: Wahlen in Deutschland 1990–1994,
München 1995 (*Siegfried Schumann*) 4/577
- Rittersporn, Gábor Tamás: Stalinist Simplifications and Soviet Complications.
Social Tensions and Political Conflicts in the USSR 1933–1953, Chur u. a.
1991 (*Ralf Zwengel*) (KA) 4/594
- Rother, Klaus: Die Reichsversicherungsordnung 1911. Das Ringen um die
letzte große Arbeiterversicherungsgesetzgebung des Kaiserreichs unter beson-
derer Berücksichtigung der Rolle der Sozialdemokratie, Aachen 1994
(*Günther Schulz*) 1/157
- Saage, Richard: Utopieforschung. Eine Bilanz, Darmstadt 1997 (*Volker Gransow*) 3/437
- Schildt, Axel: Moderne Zeiten. Freizeit, Massenmedien und „Zeitgeist“ in der
Bundesrepublik der 50er Jahre, Hamburg 1995 (*Josef Kaiser*) 4/571
- Schmitt, Sabine: Der Arbeiterinnenschutz im deutschen Kaiserreich. Zur Kon-
struktion der schutzbedürftigen Arbeiterin, Stuttgart und Weimar 1995
(*Brigitte Kerchner*) 2/303
- Schneider, Ulrich: Zukunftsentwurf Antifaschismus. 50 Jahre Wirken der VVN für
„eine neue Welt des Friedens und der Freiheit“, Bonn 1997 (*Berthold Grzywatz*) 3/454
- Schulte, Armin: Gemeinsam Bauen und Wohnen. 100 Jahre Solinger Wohnungs-
baugenossenschaften. Hrsg. von Manfred Krause/Solinger Geschichtswerk-
statt e. V., Solingen 1997 (*Thomas Biewer*) 4/549
- „Sie wollte und konnte nie etwas Halbes tun.“ Die Sozialistin Rosi Wolfstein-
Frölich 1914 bis 1924. Hrsg. von der Rosi-Wolfstein-Gesellschaft e. V., Witten.
Bearb. von Frank Ahland und Beate Brunner, Witten/Ruhr 1995
(*Ottokar Luban*) (KA) 4/592
- Simon-Ritz, Frank: Die Organisation einer Weltanschauung. Die freigeistige Bewe-
gung im Wilhelminischen Deutschland, Gütersloh 1997 (*Ursula Baumann*) 4/552
- Solidarity. The First 100 Years of the International Transport Workers' Federation.
Ed. by ITF, London and Chicago 1996 (*Willy Buschak*) 3/459

Soziale Demokratie und sozialistische Theorie. Festschrift für Hans-Josef Steinberg zum 60. Geburtstag. Hrsg. von Inge Marbolek und Till Schelz-Brandenburg, Bremen 1995 (<i>Andreas Wolf</i>)	4/544
Die Sozialpolitik in den letzten Friedensjahren des Kaiserreichs (1905–1914). Bd. 3, 1. Teil: Das Jahr 1907. Bearb. von Hansjoachim Henning und Uwe Sieg unter Mitarbeit von Anke Luft, Stuttgart 1995 (<i>Peter Rütters</i>)	1/140
Die Sozialpolitik in den letzten Friedensjahren des Kaiserreichs (1905–1914). Bd. 3, 2. Teil: Das Jahr 1908. Bearb. von Hansjoachim Henning und Uwe Sieg unter Mitarbeit von Carsten Dams, Stuttgart 1995 (<i>Peter Rütters</i>)	1/140
Spionage für den Frieden? Nachrichtendienste in Deutschland während des Kalten Krieges. Hrsg. von Wolfgang Krieger und Jürgen Weber, München und Landsberg am Lech 1997 (<i>Michael Kubina</i>)	3/456
Spoerer, Mark: Von Scheingewinnen zum Rüstungsboom. Die Eigenkapitalrentabilität der deutschen Industrieaktiengesellschaften 1925–1941, Stuttgart 1996 (<i>Alfred Reckendrees</i>)	4/559
Steur, Claudia: Theodor Dannecker. Ein Funktionär der „Endlösung“, Essen 1997 (<i>Dietmar Simon</i>)	4/547
Strauss, Herbert A.: Über dem Abgrund. Eine jüdische Jugend in Deutschland 1918–1943, Frankfurt a. M. und New York 1997 (<i>Ulrich Eumann</i>)	4/546
Strauss, Lotte: Über dem grünen Hügel. Erinnerungen an Deutschland, Berlin 1997 (<i>Ulrich Eumann</i>)	4/546
The Ideas of Leon Trotsky. Ed. by Hillel Ticktin and Michael Cox, London 1995 (<i>Gerd Placke</i>)	1/144
Tischler, Carola: Flucht in die Verfolgung. Deutsche Emigranten im sowjetischen Exil – 1933 bis 1945, Münster 1996 (<i>Jan Foitzik</i>)	4/587
Un percorso della memoria. Guida ai luoghi della violenza nazista e fascista in Italia [Ein Weg der Erinnerung. Führer zu den Orten der nazistischen und faschistischen Gewalt in Italien]. Hrsg. von Tristano Matta, Milano 1996 (<i>Rolf Wörsdörfer</i>)	4/579
Unger, Hartmut: Zwischen Ideologie und Improvisation. Moritz Schlesinger und die Rußlandpolitik der SPD 1918–1922, Frankfurt a. M. u. a. 1996 (<i>Gerlinde Grahn</i>)	2/295
Von der Kaiserlichen Sozialbotschaft bis zu den Februarerlassen Wilhelms II. (1881–1890). Bd. 2, 1. Teil: Von der zweiten Unfallversicherungsvorlage bis zum Unfallversicherungsgesetz vom 6. Juli 1884. Bearb. von Florian Tennstedt und Heidi Winter unter Mitarbeit von Heinz Domeinski und Elmar Roeder, Stuttgart 1995 (<i>Peter Rütters</i>)	1/140
Von der Reichsgründungszeit bis zur Kaiserlichen Sozialbotschaft (1867–1881). Bd. 2: Von der Haftpflichtgesetzgebung zur ersten Unfallversicherungsvorlage. Bearb. von Florian Tennstedt und Heidi Winter unter Mitarbeit von Heinz Domeinski, Stuttgart 1993 (<i>Peter Rütters</i>)	1/140
Wagner, Beate: Jugendliche Lebenswelten nach 1945. Sozialistische Jugendarbeit zwischen Selbstdeutung und Reeducation, Opladen 1995 (<i>Kurt Schilde</i>)	4/567
Was soll aus Deutschland werden? Der Council for a Democratic Germany in New York 1944–1945. Aufsätze und Dokumente. Hrsg. von Ursula Langkau-Alex und Thomas M. Ruprecht, Frankfurt a. M. und New York 1995 (<i>Bernd Stöver</i>)	2/302

Welskopp, Thomas: Arbeit und Macht im Hüttenwerk. Arbeits- und industrielle Beziehungen in der deutschen und amerikanischen Eisen- und Stahlindustrie von den 1860er bis zu den 1930er Jahren, Bonn 1994 (<i>Irmgard Steinisch</i>)	3/460
Der Widerschein der Russischen Revolution. Ein kritischer Rückblick auf 1917 und die Folgen. Hrsg. von Theodor Bergmann u. a., Hamburg 1997 (<i>Gerd Placke</i>)	4/583
„Wir sind wieder wer“. Die Fünfziger. Photographien aus dem Wirtschaftswunderland. Text: Dieter Vorsteher, Heidelberg 1996 (<i>Josef Kaiser</i>)	4/571
Zimmermann, Rüdiger: 100 Jahre ÖTV – Biographien. Die Geschichte einer Gewerkschaft und ihrer Vorläuferorganisationen. Hrsg. von der Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr, Frankfurt a. M. 1996 (<i>Willy Buschak</i>)	3/448
Zwangsvereinigung? Zur Debatte über den Zusammenschluß von SPD und KPD in Ostdeutschland. Hrsg. von Johannes Klotz, Heilbronn 1996 (<i>Werner Müller</i>) (KA)	1/166
Zwischen Parteilichkeit und Professionalität. Bilanz der Geschichtswissenschaft der DDR. Hrsg. von Konrad H. Jarausch, Berlin 1991 (<i>Jochen Lippstreu</i>)	1/160

Wissenschaftliche Mitteilungen, Ergänzungen und Briefe an die Redaktion

Die deutsche Kriegswirtschaft in „Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg“ (<i>Fritz Petrick</i>)	4/597
Ein Mathilde-Jacob-Platz in Berlin-Tiergarten (<i>Ottokar Luban</i>)	2/310
Einladung und Call for Papers (<i>Wolfgang F. Haug</i>)	2/310
Erwiderung (<i>Léon Schirmann</i>)	1/169
Förderpreis der Albert-Schulz-Stiftung für junge Wissenschaftler (<i>Peter Schulz</i>)	1/168
Gesprächskreis Arbeiterbewegung wird an der FU Berlin fortgeführt (<i>Dirk H. Müller</i>)	1/168
Nachtrag zu: „Täterkarrieren“, in: IWK, Jg. 33 (1997), H. 2, S. 173–212: Verbleib des ehemaligen Leiters der Wachmannschaften im KZ Sachsenhausen Gustav Wegner (<i>Christl Wickert</i>)	4/598
„Un-Einheitlich“ – Biographien ehemaliger kommunistischer Häftlinge des Konzentrationslagers Sachsenhausen (<i>Uwe Danker und Yusemin Topçu</i>)	4/598
Veranstaltungen der Berliner Gesellschaft für Faschismus- und Weltkriegsforschung e. V. (<i>Werner Röhr</i>)	3/464

Projektfragebogen: H. 1, S. 171, H. 2, S. 311, H. 3, S. 465, H. 4, S. 601

Register der Autorinnen und Autoren

- | | | |
|--|---|---|
| Albert, Claudia
H. 2, S. 285, S. 308
H. 4, S. 596 | Grahn, Gerlinde
H. 2, S. 295
H. 3, S. 453
H. 4, S. 542 | Lang, Karl
H. 2, S. 300 |
| Baumann, Ursula
H. 4, S. 552 | Gransow, Volker
H. 3, S. 437 | Langkau-Alex, Ursula
H. 3, S. 457, S. 458
H. 4, S. 593 |
| Biewer, Thomas
H. 4, S. 549 | Grzywatz, Berthold
H. 3, S. 454
H. 4, S. 550 | Lippstreu, Jochen
H. 1, S. 160 |
| Bock, Petra
H. 1, S. 116 | Hachtmann, Rüdiger
H. 1, S. 150, S. 152
H. 2, S. 290 | Löhr, Wolfgang
H. 3, S. 451 |
| Borschinsky, Kai
H. 4, S. 541 | Haug, Wolfgang F.
H. 2, S. 310 | Luban, Ottokar
H. 1, S. 92
H. 2, S. 310
H. 4, S. 592 |
| Buschak, Willy
H. 3, S. 443, S. 448, S. 459
H. 4, S. 596 | Hollender, Martin
H. 3, S. 421 | Matthiesen, Helge
H. 3, S. 403 |
| Carsten, Francis L.
H. 2, S. 299 | Hülsbergen, Henrike
H. 4, S. 574, S. 582 | Merk, Jan
H. 2, S. 252 |
| Danker, Uwe
H. 4, S. 598 | Hutter, Franz-Josef
H. 1, S. 103 | Müller, Dirk H.
H. 1, S. 168 |
| Eifert, Christiane
H. 1, S. 138
H. 2, S. 306, S. 308
H. 3, S. 441 | Ihme-Tuchel, Beate
H. 4, S. 588 | Müller, Werner
H. 1, S. 166
H. 3, S. 390 |
| Eschebach, Insa
H. 2, S. 212 | Jehle, Manfred
H. 1, S. 156
H. 4, S. 543 | Nelles, Dieter
H. 4, S. 500 |
| Eumann, Ulrich
H. 4, S. 546 | Kaiser, Josef
H. 2, S. 289
H. 4, S. 571, S. 591 | Offermann, Toni
H. 4, S. 545 |
| Fichter, Michael
H. 3, S. 439 | Kerchner, Brigitte
H. 2, S. 303
H. 4, S. 553 | Petrick, Fritz
H. 4, S. 597 |
| Foitzik, Jan
H. 1, S. 139
H. 4, S. 576, S. 587 | Keßler, Mario
H. 1, S. 145 | Placke, Gerd
H. 1, S. 144
H. 4, S. 583 |
| Franz, Thomas
H. 1, S. 122
H. 3, S. 438
H. 4, S. 590, S. 591 | Kilian, Achim
H. 1, S. 167
H. 4, S. 592 | Reckendrees, Alfred
H. 3, S. 445
H. 4, S. 559, S. 562 |
| Frohn, Franz Jean
H. 1, S. 128
H. 2, S. 272
H. 3, S. 429
H. 4, S. 529 | Koch-Baumgarten, Sigrid
H. 3, S. 361 | Reissig, Harald
H. 2, S. 294 |
| Götz von Olenhusen,
Albrecht
H. 1, S. 147
H. 2, S. 309
H. 4, S. 554, S. 555,
S. 564, S. 568 | Köster, Jacqueline
H. 2, S. 261 | Riebschläger, Klaus
H. 1, S. 143 |
| | Kowalczuk, Ilko-Sascha
H. 2, S. 286
H. 4, S. 539, S. 566 | Röhr, Werner
H. 3, S. 464 |
| | Kubina, Michael
H. 3, S. 456 | Rübner, Hartmut
H. 1, S. 1 |
| | Kurzer, Ulrich
H. 4, S. 477 | Rudder, Anneke de
H. 2, S. 266 |
| | | Rütters, Peter
H. 1, S. 140 |

- | | | |
|------------------------------|----------------------|----------------------|
| Sabrow, Martin | Simon, Dietmar | Tych, Feliks |
| H. 4, S. 538 | H. 4, S. 547 | H. 1, S. 92 |
| Schilde, Kurt | Skrzypeczak, Henryk | Ünlüdağ, Tânia |
| H. 2, S. 293 | H. 1, S. 42 | H. 3, S. 313 |
| H. 3, S. 414 | Sösemann, Bernd | Vögele, Jörg |
| H. 4, S. 567 | H. 4, S. 557 | H. 2, S. 292 |
| Schirmann, Léon | Speck, Ute | Weber, Hermann |
| H. 1, S. 169 | H. 1, S. 83 | H. 1, S. 158 |
| Schmidt, Jürgen | Steinisch, Irmgard | H. 2, S. 232 |
| H. 2, S. 298 | H. 3, S. 460 | H. 4, S. 526 |
| Scholz, Michael F. | Stöver, Bernd | Welskopp, Thomas |
| H. 4, S. 578, S. 580, S. 581 | H. 2, S. 285, S. 302 | H. 1, S. 148 |
| Schroeder, Klaus | H. 4, S. 561 | Wickert, Christl |
| H. 4, S. 523 | Tammena, Heiko | H. 2, S. 173 |
| Schüler-Springorum, Stefanie | H. 3, S. 403 | H. 4, S. 598 |
| H. 3, S. 452, S. 463 | Tampke, Jürgen | Wolf, Andreas |
| Schulz, Günther | H. 4, S. 589 | H. 4, S. 544 |
| H. 1, S. 157 | Tessmer, Carsten | Wörsdörfer, Rolf |
| Schulz, Peter | H. 2, S. 244 | H. 1, S. 163 |
| H. 1, S. 168 | Tischler, Carola | H. 4, S. 579 |
| Schumann, Siegfried | H. 4, S. 584 | Zwengel, Ralf |
| H. 4, S. 577 | Topçu, Yasemin | H. 3, S. 439, S. 440 |
| | H. 4, S. 598 | H. 4, S. 519 |
| | | H. 4, S. 594 |

**Postvertriebsstück
Imprimé à taxe réduite
Entgelt bezahlt**

Freie Universität Berlin, IWK-Redaktion, Malteserstraße 74–100, Haus K, D-12249 Berlin